This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~47.6.3.~~
~~1769.2~~
149 B f 2

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Taylor Institution.

Aus Halb-Asien.

Zweiter Band.

Aus Halb-Aſien.

Culturbilder

aus

Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien.

Von

Karl Emil Franzos.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1876.

Alle Rechte vorbehalten.
Das Ueberſetzungsrecht ſteht der Verlagsbuchhandlung zu.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

	Seite
Koſſuth-Jagden	1
Auch ein Hochverräther	63
Der lateiniſche Kanonier	77
Der Schnapsgraf	99
Am Altare	123
Im Hafen von Odeſſa	137
Die «Leute vom wahren Glauben»	151
Wladislaw und Wladislawa	181
Der Richter von Biala	235
Nikolaj Pawloff	309

Kossuth-Jagden.

„. . . Die Welt iſt gar ſo luſtig", klagt ein feinfühliger deutſcher Poet, „es wird doch Alles vergeſſen". Und in geradem Gegenſatze zu dieſer Anſchauung wird das, was er beklagt — die Vergeßlichkeit, die Leichtlebigkeit — derberen Naturen als höchſtes Glück der Menſchen erſcheinen. Die Wahrheit aber mag auch hier in der Mitte liegen. Den grauen Schatten der Vergangenheit nachzujagen und darüber das goldige Licht des heutigen Tages zu vergeſſen, mag ebenſo thöricht ſein, als toll und blind in die Gegenwart hineinzurennen und ſich über alles Vergangene mit der bekannten tiefſinnigen Wahrheit hinwegzuſetzen, daß es ohnehin nicht mehr zu ändern. Und zwar gilt dies ebenſo von den Individuen, wie von den Völkern. Hat jedes Volk das unbeſtreitbare Recht, ſeine Angelegenheiten im Lichte und Sinne der Gegenwart — und nur in dieſem! — zu ordnen, ſo liegt ihm doch ebenſo die unbeſtreitbare Pflicht ob, ſich ſeiner Vergangenheit zu erinnern und dieſelbe nimmer zu vergeſſen — am Allerwenigſten einer beſtimmten Tendenz zuliebe.

Freilich mag es, nach den factischen Verhältnissen zu schließen, leichter sein, diese Wahrheit auszusprechen, als sie zu üben. Von einem Extrem in das andere taumeln die Völker, von der unbedingten Bewahrung und Verehrung alles Vergangenen und Althergebrachten, zu dessen unbedingter Verachtung und Vernichtung. So in Frankreich und Spanien. Aber auch da, wo die Extreme vermieden werden, wo sich die Geschicke der Völker in ruhigeren Bahnen vollziehen, wird jene richtige Mitte nur selten eingehalten.

Auch in Oesterreich-Ungarn nicht. Und am Allerwenigsten bei der Betrachtung jener traurigen Tage, jener seltsamsten und verhängnißvollsten Periode der Geschichte dieses Staates, welche der gegenwärtigen Generation so nahe liegt, daß sie sich ihrer erinnern *muß*, und von welcher daher doppelt wünschenswerth wäre, daß man sich ihrer in richtiger und heilsamer Art erinnerte. Ich meine die unsäglich düstere Zeit, wo Säbel und Kutte Staat und Kirche «retteten», das furchtbare Jahrzehnt (1850—1860), wo der «schwarzgelbe Schrecken» wie ein Alp über den Völkern lag, Niemand zum Segen, Allen zum Fluche.

Zwei verschiedene Standpunkte werden in unseren Tagen in Oesterreich dieser jüngsten Vergangenheit gegenüber eingenommen. Die Einen suchen die Schrecken jener Tage geflissentlich in Nacht und Vergessenheit zu begraben.

Die Anderen bestreben sich, die Erinnerung daran ebenso gefliſſentlich wach zu erhalten. Leitet die Ersteren die Furcht, daß sonst aus jenen Gräbern Gespenster aufsteigen könnten, welche die Macht hätten, die nur mühsam errungene Einigkeit zwischen Fürst und Volk, den kaum halb gefestigten Frieden zwischen den einzelnen Volksstämmen untereinander zu stören, so haben die Anderen das Motiv, die Flammen des Hasses, welche jenes Schreckensregiment entzündet, heute dazu wach zu erhalten um daran die Waffen für den Parteienkampf der Gegenwart zu schmieden.

Beides ist wohl gleich thöricht und für die Dauer gleich vergeblich. Das Volk hat ein besseres Gedächtniß, als manche Herren zu wissen scheinen, und Tage, wie die erwähnten, sind vollends unvergeßlich. Andererseits ist es aber unedel, ja frevelhaft, Haß zu schüren, dessen Gegenstand längst verschwunden, und so auf Unkenntniß und Begriffsverwirrung zu bauen. Ist doch heute selbst der Name — geschweige denn das Wesen! — des Staates verschwunden, in dessen Namen man jene Gewaltthaten verübt. Es giebt auf Europa's Karte kein «Kaiserthum Oesterreich» mehr!

So ergiebt sich denn den Ereigniſſen der Reactionszeit gegenüber bei Vermeidung aller Extreme folgender Standpunkt als der, glaub' ich, einzig richtige: Gepflegt, mehr als bisher üblich gepflegt und aufgefrischt soll die

Erinnerung an jene Tage werden, weil sie Geschichte sind, denkwürdige, lehrreiche Geschichte. Aber kein anderer Haß soll daran entzündet werden, als der Haß gegen Knechtschaft und Verdummung und keine andere Liebe, als die Liebe für Freiheit und Recht!

In diesem Sinne bin ich seit geraumer Zeit bemüht gewesen, Daten zur Geschichte der Reaction in Oesterreich zu sammeln und sie in zahlreichen Skizzen an verschiedenen Orten zu veröffentlichen. Man hat diese Arbeiten Tendenz-Artikel genannt und ich habe nichts dagegen einzuwenden; jeder Artikel über politische Ereignisse ist im Grunde Tendenz-Artikel. Aber dagegen, daß mich hierbei eine andere Tendenz geleitet hat und leitet, als die eben entwickelte — dagegen muß ich mich verwahren. Es ist wahrlich nicht meine Schuld, wenn die Thaten, von denen ich berichte, meist grausam, gewissenlos und unverantwortlich sind.

Nicht so schlimm ist der Gegenstand der vorliegenden Skizzen. Nicht von kolossalen Grausamkeiten des absoluten Regimes habe ich diesmal zu berichten, sondern von kolossalen Dummheiten. Denn nächst der Grausamkeit ist die Dummheit das sicherste und zutreffendste Charakteristikon jeglichen absoluten Regimes. Die Reaction ist nie ausschließlich Henker, sie ist zugleich Bajazzo, sie erschüttert nicht allein das Herz, sondern auch das Zwerchfell und dicht hinter einem ergreifenden Trauerspiel her inscenirt

sie seine unglaublich groteske Posse. Wer in ihrer Geschichte blättert, dem muß sich oft genug die Faust ballen und das Herz schmerzlich zusammenziehen, aber oft genug wird er auch laut und lustig auflachen müssen. Denn es giebt keine Bestie auf Erden, die so grausam und zugleich so feig wäre, als die Reaction, so trotzig und selbstbewußt und dabei in komischester Weise zusammenschauernd vor dem bloßen Schatten einer Gefahr.

Für letztere Behauptung liefert das Nachstehende reichliche Belege. Denn bei den Treib-Jagden, die man zehn Jahre lang nach Ludwig Kossuth anstellte, zitterte man ja auch nur vor dem bloßen Schatten einer Gefahr. Nicht etwa, als ob ich behaupten wollte, daß die Herren vom reactionären Handwerk mit Unrecht vor dem Mann auf der Hut gewesen. Gewiß, der große Agitator, der sein Volk über Alles liebte und von diesem über Alles verehrt ward, der kühne, mit gewaltigen Geistesgaben ausgerüstete, von verzehrendem Ehrgeiz erfüllte Mann war für das reactionäre Oesterreich ein gefährlicher Feind. Darum erwartete ihn auch daheim der Galgen, darum ward er zum Exil gezwungen und in der Fremde durch ein Heer von Spionen sorgfältigst überwacht. Das waren Vorkehrungen gegen die wirkliche Gefahr und gewiß ausreichende, ja überreichliche Cautelen. Aber warum begnügte man sich damit nicht? Warum hetzte man die armen untergeordneten Priester der heiligen Hermandad an den

Grenzen auf und ab, den Mann zu fangen, der sich wohl hütete, diesen Grenzen nahe zu kommen?

Ja — warum?

Es gibt keine Antwort auf diese Frage, wie es denn überhaupt eitle Mühe wäre, bei den Verfügungen und Handlungen einer reactionären Regierung nach logischen Gründen zu forschen. Und so sei nur die Thatsache constatirt, daß die österreichischen Polizisten und Behörden zu derselben Zeit immer wieder mit der Personalbeschreibung Kossuth's — (Gestalt: mager, geschmeidig. Gesicht: düster, hager. Kleidung: einfach (sic!). Sprache: spricht das Magyarische mit slovakischer Betonung [!]) — gefüttert, zu derselben Zeit immer wieder zu äußerster Wachsamkeit und häufigen Streifungen angehalten wurden, zu welcher die Herren Bach und Kempen in Wien aus den täglichen Berichten ihrer Späher auf das Genaueste wußten, wie es ihrem fernen Freunde in London, später in Turin, erging und sogar, wenn es sie darnach gelüstete, erfahren konnten, welche Cravatte er an dem oder jenem Tage getragen und ob er lieber gesottenes Fleisch esse als gebratenes, oder etwa umgekehrt.

Wenn man erwägt, daß sich die österreichische Polizei jener Tage ohnehin nicht besonders durch Geistesreichthum und Geistesklarheit auszeichnete, so wird man begreiflich finden, daß sich die Gedanken der «untergeordneten Organe», der Treiber und der Jägerbursche bei dieser Men-

schenjagd, bei dem Fahnden an so verschiedenen Orten und durch so lange Jahre schließlich ganz verwirrten, daß die Persönlichkeit Kossuth's mit der Zeit nicht nur bei den Bauern des «Alföld» zum Mythus wurde, sondern auch bei den k. k. Polizeicommissären. Und dann wird man es auch begreiflich finden, wie sich hierbei Geschichten ereignen konnten, wie die nachfolgenden, für deren Wahrheit ich mich verbürge.

Ich beginne mit der wunderbaren Historie, wie sie eines schönen Tages zu Aussig an der Elbe zwei Kossuth's auf einmal gefangen.

Es war im Jahre 1853, welches bekanntlich ein sehr schönes, ein sehr stilles Jahr war. Wer sollte auch noch Lärm machen?! Die Freiheit hatte man getödtet und die Männer der Freiheit hatte man erhängt oder erschossen oder in die Verbannung gejagt, je nachdem man ungnädig gestimmt war, oder gnädig oder sehr gnädig. Mit dieser Arbeit war man fertig, die Galgen standen unbenützt, die Gewehrsalven verstummten. Höchstens schoß man im Lombardischen einen jungen Burschen todt, weil er vor einer Wache eine Fratze geschnitten, oder prügelte in Ungarn ein Mädchen halbtodt, weil es grün-weiß-rothe Bänder in den Haaren trug. Aber im Uebrigen ward eine andere Arbeit begonnen, die des «Friedens»; man reconstruirte den Staat auf den «altehrwürdigen Grundlagen».

Aber den Kossuth hatte man trotzdem leider noch nicht und mußte ihn daher suchen.

An einem lichten, klaren Septembermorgen besagten Jahres also lichtete, wie alltäglich, auf dem Landungsplatze unterhalb der Brühl'schen Terrasse zu Dresden ein Elbdampfer die Anker und steuerte langsam flußaufwärts. Und wie alltäglich, so drängte sich auch diesmal auf dem Verdecke eine bunte fröhliche Menge, welche theils nach Böhmen wollte, theils in die sächsische Schweiz. Nur ein Mann drängte nicht, sondern stand abseits, an die Schiffswand gelehnt und starrte theilnahmlos in das Gewirre. Er trug dunkle Kleidung, sein Gesicht war düster, seine Gestalt mager und geschmeidig. Im Allgemeinen machte er einen fremdartigen Eindruck, und wenn man seine engen Stiefelhosen, die blanken Stiefel und die Sporen daran in Rechnung zog, so konnte man leicht auf einen Magyaren schließen.

Wie gesagt — an die Schiffswand stand er gelehnt, der interessante Fremdling und kümmerte sich scheinbar nicht um das, was um ihn vorging. Da gewahrte er plötzlich an der entgegengesetzten Schiffswand einen Mann, der da gleichfalls theilnahmlos lehnte und überhaupt gleichfalls ein interessanter Fremdling war. Auch er trug dunkle Kleidung, sein Gesicht war düster, seine Gestalt mager und geschmeidig. Stiefelhosen und Sporen trug er nicht, aber dafür einen scharf aufgewichsten Schnurr-

hart und in der Hand einen Knotenstock mit Messingbeschlag, der so beiläufig einem civilisirten «Buzogany» (altungarischer Streitkolben) ähnlich sah. Kurz — auch dieser Mann war unschwer als Magyar zu erkennen.

So standen sie einander gegenüber, die beiden Fremdlinge, und sahen einander an und ihre Gesichtszüge wurden immer gespannter und die Augen immer durchdringender. Und plötzlich standen sie, kaum wußten sie selber wie, einander dicht gegenüber.

„Ein Landsmann?" fragte der mit den Stiefelhosen und lüftete seinen Hut.

„Ja! — Gott lob! — ein Magyare!" erwiderte der mit dem Buzogany und bot treuherzig seine Rechte.

„O welche Freude!" rief der Erste und schlug kräftig ein. Darauf schüttelten sie einander eine Minute lang die Hände und sahen sich dabei scharf prüfend an. Vielleicht fiel ihnen beiden ihre Aussprache auf: sie sprachen das Magyarische mit stark slovakischer Betonung.

„O — und woher kommen Sie?" fragte der Besitzer der nationalen Handwaffe.

„O — aus Paris! Und Sie?"

„Aus London!"

„Aus London? — O — sollte ich wirklich das Glück haben, hier — doch — Sie kehren in die Heimath zurück?"

„Ja! — in das Vaterland! In das theure langentbehrte Vaterland!"

„Es lebe das Vaterland!“ rief der Träger des engen Beinkleids begeistert.

„Es lebe das Vaterland!“ stimmte der Anders nicht minder begeistert ein. „Wie lange habe ich die theure Erde schon nicht gesehen!“

„Sie mußten ihr wohl ferne bleiben?“

„O — war das auch Ihr Fall? Hielt auch Sie die Gefahr für Freiheit und Leben zurück?!“

„Also auch Sie —?! O! wie sich das herrlich trifft! Ja, im Vertrauen gesagt! — ein Magyare verräth den anderen nicht! — ich habe vor vier Jahren für Recht und Freiheit unseres glorreichen, unglücklichen Vaterlandes Alles eingesetzt und mußte fliehen. Aber jetzt hat mich die Sehnsucht zurückgetrieben — ich muß die theure Erde wiedersehen und sollte es mich den Hals kosten!“

„Ein Magyare verräth den anderen nicht!“ rief der mit dem Schnurrbart und schwang begeistert den Buzogany immer heftiger. „Auch ich bin in Ihrer Lage — ein politischer Flüchtling — vogelfrei — aber lieber den Tod, als die Verbannung! Ich kehre heim — trotz der schwarzgelben Schergen.“

„Nieder mit den Schwarzgelben!“ rief der mit den Stiefelhosen, vor Enthusiasmus fast außer sich. Dann aber beruhigte er sich und sagte: „Ich heiße Alexius von Bordányi, ich war Major bei den Honveds, ich bin aus dem Neutraer Comitat.“

Der Andere sah ihn mit ganz sonderbarer Miene an, fast, als wäre er über diese Mittheilung erstaunt oder enttäuscht. Dann aber lächelte er und sprach: „Und ich heiße Bela von Markovski, war Districts-Commissär der unabhängigen Regierung und stamme aus der Gegend von Trentschin!“

Nun stutzte wieder der Erste. Dann aber rief er im höchsten Entzücken: „Da sind wir ja sogar specielle Landsleute! . . . Es lebe das Vaterland! O darauf müssen wir eine Flasche trinken!“

„Ungarwein!“ rief wieder der Andere und schwang den Buzogany wie einen Kreisel über dem Kopfe. „O — auch drei Flaschen!“

Und der Ex-Honved Alexis v. Bordányi stieg mit dem Ex-Commissär Bela v. Markovski Arm in Arm die enge Cajütentreppe hinab, um drunten, der Gefahr vergessend, der sie sich mit jeder Umdrehung der Schiffsräder immer mehr näherten, einen fröhlichen Trunk zu thun auf das Wohl des Vaterlandes.

Und das geschah — geschah ausgiebig und reichlich. Die beiden Patrioten kümmerten sich weder um den Königstein, noch um die übrige sächsische Schweiz und fuhren unter häufigen Umarmungen und kräftigen Reden drunten in der Cajüte bis Bodenbach-Tetschen, bis an die österreichische Grenze. Wie viele Flaschen sie leerten, vermag ich nicht anzugeben und ebenso begnüge man sich bezüglich

ihren Gespräche mit der Versicherung, daß dieselben sehr begeistert und dabei sehr unvorsichtig waren — jedes Wort ein dreifach qualificirter Hochverrath. Und was nun gar erst die Toaste betrifft . . .

Zweierlei jedoch verdient hierbei hervorgehoben zu werden.

Der Verkehr der beiden Herren war ein sehr herzlicher, sehr ungezwungener, wie es sich für Landsleute und Schicksalsgenossen, zumal in solcher Lage, wohl geziemt. Gleichwohl ließ sich eine Eigenthümlichkeit unschwer herausfühlen: jeder der beiden Patrioten glaubte offenbar, daß der andere ihm nicht seinen richtigen Stand und Namen genannt und daß er es hier in Wahrheit mit einem weit höher stehenden, weit berühmteren Landsmann zu thun habe. Darum behandelten sie sich, unbeschadet der größten Herzlichkeit, mit größter Hochachtung, und Jeder machte von Zeit zu Zeit feine Anspielungen auf das Incognito des Anderen. Aber Keiner wollte diese Anspielungen verstehen und blickte nur den Gefährten einen Augenblick kopfschüttelnd an.

So kamen sie nach Bodenbach-Tetschen, wo die Mauthrevision stattfindet und der Dampfer eine Stunde Aufenthalt hat. Und hier ereignete sich das Zweite, was hervorgehoben zu werden verdient.

Beide Herren zogen hier ihre Pässe hervor und flüsterten einander mit schlauer Miene zu: „Gefälscht!“ Beide

Herren kamen merkwürdig gut durch — die Fälschungen waren wohl vortrefflich gelungen, denn das betreffende amtirende Organ machte hinter den Hochverräthern sogar tiefe Bücklinge.

Und dann blieben Honved und Commissar stehen und blickten einander unschlüssig an.

„Ich muß Sie leider einen Augenblick verlassen", sagte der Soldat der Revolution.

„Ja — auch ich habe ein kleines Geschäft —"

„Ich muß nämlich ins Telegraphenamt."

„Dahin will ich ja auch", rief Herr v. Markovski. „Ich möchte meine Verwandten aviſiren . . ."

„Und ich will an meine Schwester in Ofen telegraphiren. Natürlich haben wir einen «schwabischen» Namen verabredet . . ."

„O! bei mir kommen die Schwarzgelben auch nicht dahinter. Ich telegraphire: «Das alte Weinfaß ist da . . .»

„Hahaha! — Na, kommen Sie, Baratom!"

Und Arm in Arm gingen die beiden Flüchtlinge ins nahe Telegraphenamt, gaben die Depeschen auf, kehrten Arm in Arm auf das Schiff zurück und fuhren dann in fröhlichem Gespräch, aber gleichwohl etwas aufgeregt und beunruhigt in drei Stunden nach Aussig.

Bei ihrer Ankunft in dieser Stadt aber, wo die Dampferfahrt ihr Ende nimmt, geschah ein drittes Er-

eignis, welches hervorgehoben zu werden verdient, schon deshalb, weil es diese kleine Polizeigeschichte etwas lang, vielleicht auch etwas überraschend abschließt.

Der Dampfer nähert sich der Landungsbrücke, Bordányi und Markovski stehen in brüderlichem Gespräch auf dem Verdeck und blicken nach dem Ufer. Da — ha! — welcher entsetzensvolle Anblick bietet sich ihnen! Vor der Landungsbrücke steht eine halbe Compagnie Infanterie, auf der Brücke aber, des Dampfers harrend, ein Polizei-Commissär mit acht Gendarmen. Und ehe sich die Flüchtlinge noch gefaßt, hält der Dampfer und der Commissär steht vor ihnen und spricht, indeß die Gendarmen sie umringen:

„Im Namen des Kaisers! — Sie sind Beide verhaftet! Wer sich rührt, wird niedergeschossen! Sie", wendet er sich an den Mann mit den Stiefelhosen, „der Sie sich Alexius von Bordányi nennen, werden über telegraphischen Auftrag des Herrn k. k. Polizei-Commissärs Wenzel M. als unter dem dringenden Verdachte stehend, Ludwig Kossuth zu sein, verhaftet. Ebenso werden Sie", wendet er sich an den Besitzer des Buzogány, „über gleichzeitig eingelangtes dienstfreundliches Ersuchen des Agenten Jaroslav P. verhaftet. Sie haben diesem Agenten gegenüber selbst eingestanden, Districts-Commissär unter Kossuth gewesen zu sein, und der Agent ist aus gewichtigen Gründen der Ansicht, daß Sie — Kossuth selbst sind. Das

Signalement stimmt bei Beiden. Wer von Ihnen der richtige Kossuth ist, wird sich später herausstellen."

Die beiden Flüchtlinge stehen starr vor Entsetzen. Herr v. Markovski faßt sich zuerst. „Was sind das für Tollheiten?" ruft er wüthend. „Ich bin ja der k. k. Commissär Wenzel M."

„Und ich", winselt Herr von Bordányi demüthig und holt seinen «Adler» hervor, „ich bin ja der Agent Jaroslav P."

Die Comödie war zu Ende. . . . .

Von der grünen Elbe an die blaue Suczawa ist ein weiter Sprung: Menschen und Gebräuche, Sprache und Sitten sind grundverschieden. Auch die Kossuthgeschichte, die ich von den Ufern des kleinen Karparthenflüßchens erzählen will, hat keinen Zug gemein mit jener wundersamen Historie vom Elbdampfer. Gleichwohl wird sie den Leser verwandt anmüthen und zwar aus einem einzigen, aber schwerwiegenden Grunde, die k. k. Polizei jener Tage war überall gleich geistreich.

An den Ufern der Suczawa, in einem entlegenen östlichen Winkelchen der Bukowina, liegt, hart an der Grenze der Moldau, die alte Suczawa, die «Fürstenstadt», allen Rumänen heilig und ehrwürdig durch die Traditionen einer vielhundertjährigen Geschichte und als Ruhestätte ihres nationalen Heiligen, des h. Johannes Novi, allen Nichtrumänen aber als altes, verkommenes Nest mit schmutzigen

Häusern und engen Gäßchen minder verehrungswerth. Aus der Bewohnerschaft dieser schmutzigen Häuser ließe sich eine wahre Musterkarte von Nationalitäten zusammenstellen: hier finden sich Rumänen und Ruthenen, Deutsche und Ungarn, Polen und Juden, Bulgaren und Russen, Armenier und Zigeuner. Und da schier jede Nationalität auch ihren eigenen Glauben hat, so findet sich in dem kleinen Neste auch eine wahre Musterkarte von Kirchen und Pfarrern. Die Gläubigen leben untereinander im Frieden, die Pfarrer aber, wohl aus Geschäftsneid, häufig im Streite.

Unter diesen frommen Hirten ragte vor etwa zwanzig Jahren der römisch-katholische Pfarrer von Suczawa durch seinen Leibesumfang hervor. Von sonstigen charakteristischen Eigenschaften des Mannes ist nichts zu berichten. Denn wenn ich der Wahrheit gemäß hinzufüge, daß ihm eine stattliche Nichte den Haushalt versah, so geschieht es nicht, um den Mann zu charakterisiren, da ja dieses Charakteristikon auf überaus viele katholische Pfarrer paßt, sondern nur, weil es im Interesse dieser Geschichte nothwendig ist. Besagte Nichte also war ein gutmüthiges, stattliches Frauenzimmer, dessen Gesundheit freilich leider viel zu wünschen übrig ließ. Denn die Arme war genöthigt, fast alljährlich eine Erholungsreise zu ihrer in Czernowitz lebenden Schwester zu machen. Statt sich an diese regelmäßig wiederkehrenden Reisen zu gewöhnen, wie an andere Naturerscheinungen, z. B. den Frühling, waren

die Bewohner von Suczawa im Gegentheil so boshaft, sich darüber eine Geschichte zu erzählen, die freilich auch anderswo passiren mag, da sie sogar sprichwörtlich geworden ist. Sie erzählten nämlich einander in Suczawa die Geschichte «von dem Pfarrer und seiner Nichte».

Aber böse Zungen vermögen reine Herzen wohl zu verwunden, doch nicht ihr festgegründetes Glück zu zerstören. Und so hätte wohl auch die Idylle im Pfarrhofe, die Erholungsreisen inbegriffen, noch lange fortgeblüht, wäre nicht plötzlich die Politik wie ein Donnerkeil dazwischen gefahren, speciell das Bedürfniß Oesterreichs, des Ludwig Kossuth habhaft zu werden. Und zwar ging dies folgendermaßen zu.

Suczawa liegt, wie erwähnt, dicht an der Grenze, nur durch das Flüßchen gleichen Namens von dem Bojarenlande getrennt. Wenn man erwägt, wie nahe der Gedanke lag, Ludwig Kossuth könnte eines Tages seines sicheren Asyls müde werden und sich durch Rumänien über Suczawa nach Oesterreich begeben, um sich allda hängen zu lassen, so wird man begreiflich finden, daß die österreichische Polizei besagtem Grenzort lebhafte Aufmerksamkeit zuwandte. Darum ward auch daselbst ein besonders tüchtiger Polizei-Commissär mit weitgehenden Vollmachten postirt. Aber mit Tüchtigkeit und Vollmachten allein fängt man noch keinen Kossuth — es muß auch einer da sein. Und das war leider nicht der Fall. Vom Ex-Dictator ganz

abgesehen, daß sich nicht einmal ein kleiner Hochverrather in Suczawa blicken. Dem armen, besonders tüchtigen Polizei-Commissär blieb nichts übrig, als in seinen allwöchentlichen Berichten zu versichern, vorläufig gebe es nichts, aber vorkommenden Falls werde er sicherlich nicht verfehlen u. s. w.

Daß dies keine leere Versprechung, bewies der Mann, als ihm ein günstigerer Stern für sein Geschäft aufging.

Besagter Stern erschien eines Vormittags in seinem Bureau in Gestalt des griechisch-katholischen Pfarrers von Suczawa, eines bärtigen Biedermannes, der alle Welt mit christlicher Liebe umfaßte, nur seinen römisch-katholischen Amtsbruder nicht — den haßte er glühend. Der Mann Gottes hielt an den Beamten eine lange und erbauliche Ansprache. Wie es eine Pflicht sei, loyal zu sein und wie er dieser Pflicht stets freudig nachgekommen. Wie der Staat jetzt mehr als je der Hülfe aller Gutgesinnten bedürfe. Wie insbesondere die Polen und Römisch-Katholischen gefährliche Hallunken seien. Wie er es daher für seine Pflicht halte, dem Herrn Polizei-Commissär nachfolgende Verdächtigkeiten und Hochverrätherein ergebenst zu unterbreiten.

Am Fuße des Schloßbergs, dicht am Flusse und nur durch diesen vom Moldau'schen Gebiete getrennt, liege ein verfallenes Häuschen, welches einem Menschen gehöre, der als Christ und Patriot gleich wenig tauge, dem römisch-katholischen Pfarrer nämlich. Dieses an sich verdächtige

Haus, um sei seit einigen Tagen der Schauplatz verdächtiger Ereignisse. Bisher unbewohnt und immer mehr verfallend, sei es nun plötzlich vom geheimnißvollen Insassen bezogen worden. Des Tages freilich seien die Fensterläden geschlossen, aber des Nachts blitze Licht durch die Sparren und unheimliches Stimmengeflüster werde hörbar. ...

Der Commissär horchte hoch auf. „Und Sie meinen", frug er, „daß der Pfarrer darum weiß?"

„Natürlich!" versicherte der Griechisch-Katholische eifrig, „natürlich weiß es dieser Pole, dieser Heide, dieser Hochverräther! Habe ich es nun doch an zwei Abenden mit meinen eigenen Augen gesehen, wie sich dieser Sünder nach zehn Uhr in Begleitung seiner alten Magd aus seiner Wohnung schleicht und wie sie dann beide einen schweren Korb in das Häuschen hinüberschleppen. Was kann darin Anderes sein, als Lebensmittel für die Hochverräther, die er dort verbirgt?"

„Hochverräther!" Das Antlitz des Commissärs erhellte sich. „Sie meinen, es könnten Hochverräther sein?"

„Ich bin fest davon überzeugt", erwiderte der Pfarrer. „Hochverräther, Emissäre, wahrscheinlich" — mit vertraulichem Flüstern — „der Kossuth selbst. In einem Nachen sind sie Nachts über den Fluß gekommen und verbargen sich im Häuschen, bis man sie gefahrlos weiter schaffen kann. Ich bitte Sie — dieser dicke Sünder hat ohnehin immer auf Kossuths Wohl getrunken!"

Der Commissär dankte dem Ruthenen warm für seine Mittheilung und versprach energische Schritte. Nur fragte er noch, ob Seine Hochwürden nichts weiter wüßten.

„Freilich!" war die Antwort, „zwei nebensächliche, aber doch verdächtige Dinge. Erstens ist die Nichte des Dicken wieder einmal plötzlich abgereist. Zweitens weiß ich aus bestimmter Quelle, daß morgen der römisch-katholische Dechant aus Czernowitz auf Visitation hierher kommt. Das ist sehr auffällig, sonst pflegt er nie um diese Jahreszeit zu kommen."

Auch hierfür dankte der Commissär und versank, endlich allein gelassen, in tiefes Nachdenken. Die beiden Nebenumstände freilich boten geringe Handhabe. Der Beamte war lange genug in Suczawa, um zu wissen, daß den Erholungsreisen der vielerwähnten Nichte just nicht hochverrätherische Motive zu Grunde lagen. Ebenso kannte er den Dechanten persönlich als sittenstrengen Mann und vortrefflichen Oesterreicher. Aber die Hauptsache: dieses unheimliche Haus, diese verdächtigen Bewohner, diese nächtliche Verproviantirung — — wie, wenn sich da wirklich Emissäre verbargen? Wie, wenn Ludwig Kossuth selbst —

Sein k. k. Herz schlug hoch auf — er war ja auch ein «besonders tüchtiger» Polizeibeamter und wollte Carrière machen. Auch war es nicht seine Schuld, daß sich seine Gedanken unwillkürlich auf den großen Agitator concen-

trirten. Wem man schier allmonatlich sagt: fange den Ludwig Kossuth, der muß sich schließlich unwillkürlich in diesen Gedanken verrennen. So beschloß unser Mann keine Minute zu zögern; er wollte sich, soweit als thunlich, schon bei Tage von der Sachlage überzeugen.

Was er da sah, war wirklich geeignet, seinen Verdacht zu vermehren. Das Häuschen lag einsam und abgelegen, etwa zehn Minuten von der Stadt, am Fuße des Berges, welchen die Trümmer der alten Moldauschen Fürstenresidenz krönen. Ein Gewirr von Disteln und Bäumen, das vielleicht einst ein Garten gewesen, umgab die Hütte und verbarg sie neugierigen Blicken fast ganz. Hiezu kam die dichte Lage am Flusse, an der Grenze, die hier beiderseits nicht überwacht wird.

Wahrlich! ein sichereres Asyl konnten sich Hochverräther kaum wünschen. Aber waren da wirklich Menschen verborgen? Auch darüber sollte dem Commissär kein Zweifel bleiben. Wohl waren die Fensterläden dicht geschlossen, aber aus dem Rauchfang stieg leichter, blauer Rauch. Und als sich der Beamte bis auf einige hundert Schritte längs des Ufers dem Häuschen näherte, sah er, wie sich plötzlich eines der Fenster auf der Flußseite öffnete und wie sich ein Menschenarm daraus hervorstreckte, der ein räthselhaftes Etwas über dem Wasser hielt. Dieses Etwas war länglich, metallen und glitzerte hell in der Sonne. Was konnte dies anders sein, als — das k. k.

Herz schlug hoch auf in Wonne und Aufregung — als ein Gewehrlauf?!

Athemlos, spornstreichs, kehrte der Beamte in die Stadt zurück und traf seine Dispositionen. Die beiden «Geheimen», die ihm zur Verfügung standen, wurden entsandt, das Häuschen bis zum Einbruch der Dämmerung zu überwachen. Dann consignirte er die acht Mann Gendarmerie in ihrer Kaserne und erbat sich vom Stadtcommandanten einen Zug Infanterie. Diese bewaffnete Macht dirigirte er, nachdem es dunkel geworden, still und unbemerkt in die Nähe des verdächtigen Hauses und gruppirte sie dort in strategischer Weise. Er selbst besetzte mit seinen acht Gendarmen den Fußsteig, der von der Stadt her zum Häuschen führte. Hier wollte er den Pfarrer überrumpeln und dann mit ihm zugleich in das Häuschen eindringen. Vielleicht ergaben sich dann die überraschten Hochverräther trotz ihrer Gewehre ohne blutigen Widerstand.

Jedenfalls war, wenn man der Aussage eines der beiden «Geheimen» trauen durfte, nicht von Allen Widerstand zu befürchten. Der Mann gab an, in dem Häuschen, als er vorsichtig näher geschlichen, deutlich durchdringendes Kindergeschrei gehört zu haben. Hatte Ludwig Kossuth am Ende Weib und Kind mit sich genommen?! Die nächste Stunde mußte Klarheit bringen. Vorläufig stand der Commissär mit seiner bewaffneten Macht

klopfendem Herzens in der Dunkelheit und harrte und harrte! . . .

Die zehnte Stunde schlug. Kein Laut ward hörbar. Nur zuweilen glitt ein Flüstern durch die Bäume oder einer der Bewaffneten schwenzte sich.

Da — da klang von der Stadt her ein seltsames Geräusch und kam näher und näher. Wie Keuchen klang's, dazwischen der Schall schwerer Tritte. Was da heranlam, waren sicherlich wohlbeleibte, oder schwerbepackte Hochverräther.

Es war beides der Fall. Zwei dicke, unförmliche Gestalten wurden sichtbar, die keuchend und pustend einen schweren Gegenstand trugen.

„Halt!" donnerte der Commissär und trat vor.

„Jesus Maria!" klang mühsam der Angstruf zweier Stimmen. Der schwere Gegenstand polterte klirrend zur Erde. Eine der beiden unförmlichen Gestalten sank in die Kniee, die andere erhob die Hände entsetzt in die Luft und blieb wie angewurzelt stehen.

„Halt!" donnerte der Commissär noch einmal und trat furchtlos näher.

Der klirrende Gegenstand war ein großer Wäschkorb, die kniende Gestalt war die alte Magd des römisch-katholischen Pfarrers, die versteinerte aber der dicke Pfarrer selbst.

„Halt!" donnerte der Commissär zum dritten Male

und winkte seiner Schaar. „Was schleppen Sie da? Wen halten Sie in dem Hause versteckt?“

„Jesus Maria!“ wimmerte die Magd. Aber den Pfarrer schien der Schreck der Sprache beraubt zu haben.

„Sie antworten nicht?“ rief der Commissär. „Das wird sich finden!“ „Untersucht den Korb!“ befahl er, „aber vorsichtig — wer weiß, was darin ist.“

„Wäsche und Lebensmittel!“ meldete der Corporal.

„Ha!“ rief der Commissär, packte den armen dicken Diener Gottes beim Kragen und schleppte ihn, von den Gendarmen und Soldaten gefolgt, langsam gegen das Häuschen zu. „Wollen Sie gleich gestehen, wen Sie hier versteckt halten?“

„Herr Commissär!“ wimmerte der Pfarrer, „machen Sie mich nicht unglücklich — ich mußte es ja thun!“

„Warum mußten Sie?“

„O mein Gott, weil der Dechant —“

„Lügen Sie nicht! Der Dechant ist ein guter Oesterreicher —“

„Bei allen Heiligen“, wimmerte der Unglückliche und ließ sich geduldig immer näher gegen die Thüre schleppen, „ich mußte es des Dechanten wegen thun. Das Ereigniß ist früher eingetreten, als wir ausgerechnet hatten, und da fällt es gerade jetzt dem Dechant ein, zur Visitation zu kommen, und wehe mir, wenn er sie so im Hause getroffen hätte. So habe ich sie hier versteckt — o Herr Commissär, haben

Sie Erbarmen; ich konnte ja nicht wissen, daß die Polizei etwas dagegen hat . . .“

„Herr“, rief der Commissär, „die Polizei soll nichts dagegen haben, wenn Sie Kossuth in Ihrem Hause beherbergen?“

„Kossuth?!“ fragte der Pfarrer erstaunt und entsetzt, indeß der Commissär an ihm vorbei in's Haus stürmte.

Drinnen bot sich eine liebliche Idylle seinem Blick. In einem breiten Himmelbette lag die vielbesagte Nichte. Neben ihrem Lager stand eine freundliche, dicke Frau, welche ein räthselhaftes Etwas in der Hand hielt. Dieses Etwas war länglich, metallen und glitzerte hell im Kerzenlicht. Aber ein Gewehrlauf war es nicht. Und dann war noch ein drittes Individuum im Zimmer, das freilich nur mit spärlicher Hülle bedeckt war, beim Eintritt des Commissärs höchst unruhig wurde und auch keine Legitimationspapiere bei sich führte. Aber ein gefährlicher Feind Oesterreichs war dies Individuum schwerlich, da es kaum einen Tag alt war.

So hat man in Suczawa den Kossuth gefangen. . . .

. . . Wer zu Wien die Landstraßer Hauptstraße entlang geht, vom Invalidenhause gegen die Pfarrkirche zu, der sieht zur Linken, durch eine zerfallene Holzplanke von der Straße geschieden, halb abgebrochenes Mauerwerk emporragen und daneben einen riesigen Bauplatz. Hier stand bis vor wenigen Jahren, bis es der Bauwuth einer

schwindelhaften Actiengesellschaft zum Opfer fiel, ein behagliches, altes, lustiges Haus, nach der guten Sitte der Altvordern mehr in die Breite, als in die Höhe gestreckt, den Gasthof «zum goldenen Engel», dem wohl noch heute mancher Zecher und mancher Reisende dankbare Erinnerung bewahren mag. Denn es war noch ein Haus nach der alten Wiener Art, durchaus nicht elegant, aber reinlich, behaglich und billig. Es ließ sich gut sitzen in der großen grünen Gaststube mit den kleinen vergitterten Fenstern und selbst ein Studentlein mit karg gefülltem Beutel konnte sich hier den ganzen Monat lang gütlich thun, ohne gegen den Schluß hin eine allzu arge Ebbe in besagtem Beutel befürchten zu müssen. Ich spreche da aus Erfahrung — ich habe in dieser grünen Stube einen Winter verkneipt, der mir unvergeßlich bleiben wird, wie etwa die Zeit der ersten Liebe. Denn dieser Winter von 1867 auf 1868 war meine Fuchszeit.

Freilich wird diese Epoche Jedermann, der damals an deutsch-österreichischen Hochschulen studirt, an und für sich unvergeßlich bleiben. Denn damals ging eine so überaus gewaltige und dabei so überaus seltsame Strömung durch die deutsche Studentenschaft Oesterreichs, wie sie — ich spreche dies Wort wohlerwogen aus — die Geschichte vielleicht von der Jugend keines andern Landes zu berichten weiß. Nur Weniges ist bisher hierüber in die Oeffentlichkeit gedrungen — das Wenige noch überdies meist vom

Parteihaß einstellt — und auch heute, nach kaum acht Jahren, ist es sicherlich noch nicht an der Zeit, unparteiisch und ausführlich darüber zu sprechen. Angedeutet mag hier nur sein, daß sich aus verschiedenen Motiven — (aus dem Hasse, den die zertretene Jugend von 1848 ihren Nachfolgern vermacht, aus der Entrüstung über das brutale System Bach, aus der Begeisterung für die Macht, welche nach unsäglichem Kampf und Leid, wieder den Grund zu einem einigen deutschen Staatswesen gelegt) — in der deutsch-österreichischen Jugend die Ueberzeugung ausgebildet hatte, der Deutsche habe in Oesterreich keine Mission mehr und das, um was er hier streite und kämpfe, sei nicht der Rede werth. Aufgewachsen in einem wenig vertrauenerweckenden, ewig wankenden Staatswesen, unberührt von dem lebendigen Hauche eines starken Staatsbewußtseins, beugte sich diese Jugend — (und wenn dies eine Schuld ist, so ist nicht ihr hierfür ein Vorwurf zu machen!) — unbedingt der Macht, dem Erfolge, stellte sie alle Fragen der Nationalität hoch über alle Freiheitsfragen.

Aber — just die Freiheitsliebe und — wie soll ich's nur nennen?! ... der «Sinn für das Bestehende» sind dem Deutschen so tief in's Herz gepflanzt, daß diese scheinbar so realistische, mit allen Zweifeln fertige Jugend innerlich gar nicht mit sich einig werden konnte und in dem Bestreben, in sich klar zu werden, immer tiefer in die Tagespolitik hinein gerieth. Natürlich stand sie dann den ein-

zelnen Ereignissen erst recht haltlos, aber eben darum doppelt leidenschaftlich gegenüber. Die Meisten von uns sind in der Folge ebenso gute Deutsche geblieben, ohne jene Leidenschaftlichkeit beizubehalten, damals aber erschien sie uns von der Begeisterung für unser Volksthum unzertrennlich und wir sprachen in unserm Jugendmuthe ganz fürchterlich ins Blaue und — Rothe hinein. Und zwar zum großen Entsetzen des einen, zum großen Ergötzen des andern unserer beiden ständigen Zuhörer.

Der Erste war der brave, dicke, biedere «Schorsch» (George), der Zahlkellner, welcher jede freie Minute benutzte, um sich über unsere Politik so recht von Herzen zu ärgern. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er in traurigem Sinnen die Serviette herabwallen läßt und dann halblaut tröstend zu sich sagt: „Oesterreich bleibt doch 's Höchste — 's gibt nix Zweit's! . ."

Aber der andere hatte sein Gaudium an unseren radicalen Tiraden. Dieser Andere war ein seltsamer Kauz. Er war gleichfalls Stammgast im «goldenen Engel» und saß allabendlich an unserem Tische oder richtiger: wir saßen an dem seinen, denn auf diesen Tisch hatte er sich sein Recht durch ein Jahrzehnt ersessen. Er war ein Magyar, hieß Stefan v. M. und lebte von seinen Renten. Der Mann paßte eigentlich absolut nicht in unsere überlaute Tafelrunde. Denn er war der düsterste, schweigsamste Mensch, der mir je vorgekommen, dabei

auch im Alter weit von uns geschieden. Wie alt er war, konnte man freilich kaum errathen: das graue Haar, das zerwühlte Antlitz wiesen auf den Greis, aber die Gestalt war ungebrochen, die Bewegungen elastisch. So saß er lange stumm unter uns, bis er endlich einmal die Lippen aufthat und uns versicherte, wie sehr ihn unsere politische Gesinnung freue.

„Ihr seid anscheinend nicht wie die Achtundvierziger", sagte er uns. „Ihr schwärmt nicht für die Freiheit. Es ist freilich eine Selbsttäuschung, wenn ihr glaubt, deshalb klarer zu sein, als jene: Ihr schwärmt ebenso, nur für ein anderes Ideal — für Deutschland. Aber die Hauptsache ist dieselbe: Der Staat, in dem ihr lebt, kann Euch nicht begeistern, und Ihr begeistert Euch deshalb für etwas Anderes." Und daran knüpfte er eine haarscharfe Auseinandersetzung, daß und warum uns Oesterreich nicht begeistern könne.

Wer da glaubt, daß der Mann durch diese Rede unser Herz gewann, der irrt sich. Erstens wirkt jeder starre, verbissene Fanatismus peinlich und ein solcher offenbarte sich in den Worten des Ungarn. Zweitens sind wir Oesterreicher seltsame Leute: wir schimpfen — so unter uns — wirklich auf unser Oesterreich los, aber tritt ein Fremder dazu und stimmt in unsere Melodie ein, so fühlen wir uns versucht, dieses selbe Oesterreich heftig zu vertheidigen. Warum? — es ist nun einmal so...

In der Folge freilich wurden wir allmählich ſchon beſſere Freunde. Der anſcheinend ſo finſtere Mann benahm ſich gegen uns grüne Geſellen wirklich gütig und freundlich und als einmal einer unſerer Couleurbrüder, ein armer Bauernſohn aus Kärnten, in ſchwere Krankheit verfiel, ſorgte er für ihn, wie ein Vater. Dies brachte uns menſchlich näher, obwohl uns die Politik oft genug weit auseinanderbrachte. Denn in dem, was wir auf dieſem Gebiet liebten, gingen wir entgegengeſetzte Wege. Uns war der norddeutſche Bund als der Kern eines deutſchen Gemeinweſens theuer, Herrn v. M. aber ſein Ungarn; wir begeiſterten uns für den kühnen Staatsmann, der mit harter, ſicherer Hand verwirklichte, wofür die Herzen deutſcher Jugend ſeit einem halben Jahrhundert geſchwärmt, Herrn v. M. aber war Bismarck nur deshalb ein großer Staatsmann, weil er 1866 Ungarn inſurgiren wollte, eine Hiſtorie, über die wir aus unterſchiedlichen Gründen nicht gerne ſprachen. Aber auch in unſerem Haß waren wir lange nicht ſo einig, als es ſchien. In jenen Winter fielen ja bekanntlich die Lenz- und Roſentage des Bürgerminiſteriums; es regnete kleine Freiheitsthaten und große Freiheitsworte, aber die Letzteren ſchlangen ſich ſo dicht um die Erſteren, daß das, was da geſchah, auch ſchärfer blickenden Politikern, als uns jungen Burſchenſchaftern, bedeutungsſchwer erſchien. Und ſo ſchüttelten wir wohl oſtentativ den Kopf und meinten verächtlich: „Alles

Schwefel und Schwindel!" aber tief innen dachten wir doch: „Ach es wäre ein schönes Ding um ein regeneriertes, gesundes, freiheitliches Oesterreich und der Himmel gebe seinen Segen dazu." Und es kam der Tag, richtiger die Nacht, wo uns diese stillen Herzenswünsche auf die Lippen traten.

Das war der Abend des 21. März 1868, und ich denke, jene Stunden werden Jedem, der damals in Wien weilte, unvergeßlich sein, nicht um dessentwillen, was man damals feierte, aber um der Art willen, wie man's feierte. Den Tag über hatte im Herrenhause die Debatte über die interconfessionellen Gesetze gewährt, über jene Vorlagen, welche, bei Lichte besehen, überaus vorsichtig und dürftig das zusammenfaßten, was dem Rechtsstaate bezüglich Regelung seiner Grenzlinie gegen die Kirche aufzustellen unumgängliche Pflicht war. Aber — jene Vorlagen waren das erste «Loch in's Concordat», diese furchtbar verhaßte Zwangskutte der Geister. Darum stand die Menge den ganzen langen Tag in fieberhafter Erregung Kopf an Kopf in der Herrengasse und harrte der Nachrichten über den Verlauf der Debatte. Drinnen wogte unentschieden der Redekampf hin und her, selbst die Siechen beider Parteien wurden in's Haus der Lords geschafft, und kaum war zu sagen, wem trotz des neuen Pairsschubs der Sieg bleiben werde, ob dem besonnenen Fortschritt, ob dem sinnlosen Rückschritt. Die Dämmerung brach ein, die

Debatte neigte dem Ende zu, nur die Generale Redner beider Parteien hatten noch zu sprechen. Sie sprachen lange, sehr lange. Inzwischen wuchs in den Straßen der inneren Stadt das Drängen und Wogen von Minute zu Minute, unabsehbar wälzten sich aus allen Vororten und Vorstädten Menschenmassen in die Stadt; bald zählte die Menge nach Hunderttausenden. Sie war fieberhaft erregt und schrie und drängte durcheinander. Da begann im Hause die namentliche Abstimmung, die Nachricht ging von Mund zu Mund, von Gasse zu Gasse, und die Hunderttausende standen plötzlich still und harrten. Drinnen fielen die «Ja» und «Nein» leise und monoton, wirr durch einander, da kam das letzte entscheidende «Ja!» — die Gesetze waren angenommen, das «Loch in's Concordat» gemacht. Zwei Minuten später wußte man's in den entlegensten Gäßchen, das ganze Menschenmeer wogte auf in einem betäubenden, wildbrausenden Jubelschrei! Was nun folgte, wird Niemand vergessen, der es mit angesehen, aber beschreiben läßt es sich nicht! Wie plötzlich alle Gassen erstrahlten im Glanze einer Illumination, an die wenige Minuten vorher Niemand dachte — die erschütternden Scenen auf dem Josefsplatz — die stürmischen Ovationen für die populären Politiker — wo war da plötzlich die frivole «Phäakenstadt?!» ... Und wenn ich auch sehr wohl weiß, daß jener Erfolg kaum der Rede werth war, und daß es die Herren Giskra und Schindler waren,

denen man zujubelte ... der Glanz jenes Abends haftet mir gleichwohl ungetrübt in der Erinnerung! Denn damals konnte man erkennen, daß die Begeisterung trotz alledem eine Macht ist unter diesen leichtlebigen Menschen; damals, vielleicht in jenem Momente allein, konnte man begreifen, wie sich einst unter diesen Menschen die Helden der März- und Octobertage gefunden! ...

An jenem Abende also war's, da wir einander laut sagten: „Wenn es diesem Staate wirklich ernst um die Freiheit, dann wollen wir ihm treu anhangen und dienen mit jedem Gedanken unseres Geistes, mit jedem Schlag unseres Herzens!“ Natürlich waren wir auch überall mitgewesen und kehrten erst spät nach Mitternacht heim auf die Landstraße, um in unserer Stammkneipe ein «letztes Seidel» zu trinken.

In der großen grünen Stube waren noch alle Tische dicht besetzt, man schrie, man jubelte, man sang wirr durch einander, und ein Papierhändler von der Hauptstraße hielt sogar eine Rede, welche freilich nur aus einer unabsehbaren Reihe von «Hochs!» auf die Minister und die liberalen Abgeordneten bestand ... Nur ein Tisch war fast unbesetzt, der unsrige, nur ein Mann schrie nicht mit, Herr Stefan v. M., der düster wie sonst dasaß und mit unsäglich verachtungsvollem Blick in das Gewühl starrte. „Er ist fuxteufelwild“, flüsterte uns Schorsch strahlend zu, „aber i

gunn's ihm, daß er si' gift! Na, meine Herrn, hab' ich Recht g'habt: Oesterreich bleibt doch s'Höchste!"

Wir setzten uns zu unserem düsteren Tischgenossen und — weß' das Herz voll ist, geht der Mund über — wir erzählten von jenen Scenen. Der Ungar hörte uns schweigend und lächelnd zu — es war aber ein sehr beleidigendes Lächeln. „Ja, ja! meine Herren!", sagte er endlich, „Sie sind sehr consequente Politiker! Nun — ich habe, offen gesagt, kaum Anderes von Ihnen erwartet." Und als wir entrüstet auffahren wollten, fügte er sehr ernst hinzu: „Ich will Ihnen nur noch ein Wort sagen, meine jungen Herren, und das bleibt ein Wahrwort, welches Sie als solches erkennen werden, wenn Ihnen der Phrasenrausch aus den jungen Köpfen verflogen ist und einem gründlichen Katzenjammer Platz gemacht: dieser Staat kann seinen Bürgern nicht wahre, volle Freiheit bieten, selbst wenn er wollte, und das ist eben sein Unglück! Und ferner: dieser Staat kann nicht gedeihen, weil es eine ewige Gerechtigkeit giebt, weil er sich mit zu viel Blut und Fluch und Thränen beladen . . ."

Unser Senior schüttelte den Kopf. „Ueber das Erste ließe sich noch discutiren, aber was Sie da soeben von der «ewigen Gerechtigkeit» gesagt, klingt sehr — phantastisch. Der einzelne Mensch, der einen Frevel verübt, wird in der Folge nie mehr glücklich, der Arm der Themis erreicht ihn, oder sein Gewissen erwacht. Aber bei einem Staate,

einer moralischen Person, kann ja von Beidem nicht die Rede sein ..."

„Phantastisch?" wiederholte Herr v. M. und sah ihn starr an. „Sie würden nicht so sprechen, hätten Sie erlebt, was ich erlebt habe!"

Und darauf war's eine geraume Zeit sehr still an unserem Tische.

„Ich will's Ihnen erzählen", sagte der düstere Mann plötzlich laut in die Stille hinein. „Warum auch nicht? Es ist eine lehrreiche Geschichte, welche im Grunde auch sehr lustig ist. Ich war nämlich einmal ein sehr glücklicher Mensch, glücklich und lebensfreudig, und wäre es wohl bis an mein Lebensende geblieben. Aber da hat mich die Regierung mit einem Schlage zum Unglücklichsten aller Menschen gemacht. Warum? Um meines Gesichtes willen! Meine Wangen waren hochverrätherisch, meine Nase bedrohte den Bestand Oesterreichs. Sie blicken erstaunt? Ich meine es buchstäblich: meiner Gesichtsbildung wegen hat man mir mein Glück geraubt und gemordet! Warum lachen Sie nicht?! O! die Sache ist ja sehr lustig — entsetzlich lustig! ..."

Stürmischer Jubel unterbrach ihn. Der Papierhändler und seine Gesellschaft brachten noch im Scheiden eine Reihe sehr patriotischer Toaste aus. Dann wankten sie schwer beladen heim. Auch die anderen Tische lichteten sich. Wir

rückten näher zusammen und Herr v. M. erzählte uns seine Geschichte:

„Sie wissen — ich bin Magyar, von altem Adel. Meine Eltern starben früh, ich ward noch als Knabe der Besitzer eines verhältnißmäßig sehr großen Vermögens. Ich verwendete es, ich darf's mir nachrühmen, in vernünftiger Weise. Seit ich denken kann, habe ich mein Vaterland über Alles geliebt, aber mein Patriotismus war von anderem Schlage, als er — leider! — in Ungarn, mindestens in meiner Jugendzeit, üblich gewesen. Ich hatte kein Vorurtheil gegen fremde Bildung — im Gegentheil, ich war sehr bestrebt, sie mir anzueignen. Ich spürte nicht das Zeug zum Gelehrten in mir, auch die Politik lockte mich wenig, aber ein tüchtiger, auch wissenschaftlich gebildeter Landwirth wollte ich werden und dachte meinem Vaterlande auf diesem Wege am Meisten nützlich zu sein. Ich studirte an deutschen Hochschulen Naturwissenschaften und Chemie und kam im Winter 1847 nach Wien. Ich wollte nur einige Wochen hier bleiben zu meinem Amusement. Aber aus den Wochen wurden Monate, und ich kam gleichwohl nicht dazu, mich in jener Weise zu amusiren, welche ich vorgehabt. Denn ich fand hier mehr, als Sinnenreiz und flüchtige Zerstreuung — ich fand hier das größte Glück, welches dem Menschen auf dieser armseligen Erde gegönnt ist. Ich lernte hier ein Mädchen kennen und lieben und verlobte mich mit ihr. Es ging

dies scharf gegen jene Pläne, welche ich einst diesbezüglich gehegt; ich wollte nur in reiferen Jahren heirathen, natürlich eine Adelige, eine Magyarin. Aber meine Braut war ein blondes, schlichtes, deutsches Mädchen; die Tochter eines Fabrikanten aus dem nördlichen Böhmen, der wenige Jahre vorher in Wien eine Fabrik landwirthschaftlicher Maschinen eröffnet. Zwischen meinen und meiner Braut Lebensanschauungen lag eine Welt. Aber ich kann nicht in Worten sagen, welch' ein edles, herrliches Geschöpf meine Johanna war, und darum kann ich auch nicht ausdrücken, wie glücklich ich war. Und vollends kannte mein Glück keine Grenzen, als sie in den letzten Carnevals-Tagen von 1848 mein Weib wurde . . .

„Wir reisten gleich darauf auf meine Güter im «Alföld». Mitten in meine Flitterwochen klang die Kunde der Wiener, dann der Pester Märztage. Was da geschehen, mußte Jedem, der im vormärzlichen Oesterreich aufgewachsen war, als ein Ungeheures, kaum Faßbares erscheinen — Ihr Spätgeborenen könnt keinen Begriff haben von der elementaren, fast märchenhaften Wirkung dieser Geschehnisse auf die Mitlebenden. — Nun — auch ich ward mächtig davon ergriffen, folgte mit erregter Theilnahme den Ereignissen, betheiligte mich nach Kräften, ja über meine Kräfte an jeder nationalen Subscription, aber im Uebrigen hielt ich glückseliger Ehemann mich still daheim bei meinem jungen Weibe. Inzwischen wogten die Er-

eignisse immer stürmischer heran, eine nationale Armee ward organisirt, mein Vaterland stand bald im offenem Kampfe mit seinen Widersachern. Da duldete es auch mich nicht länger in meinen vier Mauern, und auch mein Weib, obwohl eine Deutsche, und obwohl sie blutige Thränen darüber weinte, erkannte doch, wacker und herrlich wie sie war, daß ich nun nicht länger hinter dem Ofen hocken dürfe. So küßte ich denn an einem Februarmorgen 1849 mein Weib und das Knäblein, das sie mir vor wenigen Wochen geboren, noch einmal recht herzlich ab — dann fuhren sie unter Obhut meines alten treuen Verwalters nach der böhmischen Heimathstadt meiner Gattin; ich aber ging dahin, wo sich bereits fast alle meine Bauern und Hirten, Knechte und Jäger befanden, zu den Honveds. Auch wollte ich nicht mehr gelten, als sie, ich trat als gemeiner Soldat ein, brachte es freilich in einigen Tagen zum Corporal, aber das blieb ich auch bis zum traurigen Schlusse — bei Vilagos.

„Sie verlangen von mir wohl keine Kriegsgeschichte jenes Jahres, auch war mein Posten als Corporal nicht gerade geeignet, Beobachtungen im großen Style zu machen. Genug — ich that meine Pflicht, erhielt nur einmal eine leichte Verwundung und war auch bei meinen Kameraden wohlgelitten. Sie nannten mich stets nur den «Corporal Kossuth». Diesen Spitznamen hatte mir ein blutjunger Freiwilliger, Gyula von Sz. aufgebracht. Der fröhliche

Jurak war aus Debreczin seiner ängstlichen Mutter entlaufen und im Mai zu uns gestoßen. Es war in einer schönen Frühlingsnacht, unser Zug lag just um ein Wachtfeuer an der Donau, als der Jüngling zu uns kam. Er brachte uns die neuesten Nachrichten aus Debreczin vom Landtag und schilderte insbesondere lebhaft und feurig jene denkwürdige Sitzung vom 10. April, wo nach einer Rede Ludwig Kossuth's, welche unvergessen bleiben wird, so lange Magyaren auf Erden leben, die Absetzung des Hauses Habsburg proclamirt wurde. Wir Andern lauschten begeistert, aber just im besten Flusse stockte der Jurak, faßte mich schärfer in's Auge und rief dann erstaunt: „Teufel, Corporal, Ihr schaut ja dem Ludwig Kossuth ähnlich, wie ein Ei dem anderen!“ Meine Honveds lachten laut, er aber zog ein Bild Kossuth's hervor und ließ es von Hand zu Hand wandern. Und da mußten's Alle und ich mit zugeben: ich hatte in der That eine ziemliche Aehnlichkeit mit dem Dictator.

„Wie gesagt, «Corporal Kossuth» hieß ich von jener Stunde ab, und ich ahnte nicht, daß dieser Name einst nach drei Jahren der Fluch meines Lebens sein werde. Denn in der nächsten Folgezeit erging es mir gut oder doch mindestens erträglich. Nach der Katastrophe von Vilagos kehrte ich auf mein Gut zurück, wo bereits meine Frau und mein Knabe weilten, und die Oesterreicher ließen mich ungeschoren oder belästigten mich doch mindestens

nicht mehr, als jedem andern magyarischen Edelmann in jenen traurigen Tagen. Denn der Belagerungszustand warf seine blutigen Schatten über das Land, die Kriegsgerichte arbeiteten an allen Ecken und Enden, und darum fanden auch die Henker reichlichen Verdienst. Mich jedoch ließ man, wie erwähnt, einige kleine Mackereien abgerechnet, unbehelligt. Notorisch wußten auch die Schwarzgelben gar nicht, daß ich in der nationalen Armee gedient, bis ich selbst es ihnen drei Jahre später sagte. Und so lebte ich denn, beglückt von meinem Weibe, beglückt von meiner Thätigkeit, still und friedlich dahin, und wenn ich den unsäglichen Jammer ansah, der damals rings um mich so manchen meiner Standes- und Gesinnungsgenossen traf, so mußte ich mir sagen: „Stefan! Du bist ein glücklicher Mensch. Du darfst Deinem Gotte dankbar sein!“

„Da kam das Unglück über mich, jäh, plötzlich, zermalmend, wie ein Wetterstrahl aus tiefem Blau . . .“

Wieder unterbrach wüstes Johlen den Erzähler. Die letzten Gäste rüsteten zum Gehen und gaben vorher noch einmal ihrer, durch unzählige «Pfiffe» sehr gesteigerten patriotischen Begeisterung überaus lauten Ausdruck. Dann turkelten auch sie zur Thüre hinaus, und wir blieben allein.

„Es war im März 1852, als ich ein Telegramm erhielt, mein Schwiegervater, der Fabrikant, sei in Wien von einem Schlaganfall gerührt worden und liege in den letzten Zügen. Meine Frau war damals gesegneten Leibes,

gleichwohl glaubte ich ihr die Schreckensnachricht nicht vorenthalten zu sollen. Wir trafen schleunigst unsere Anstalten und traten die Reise nach Wien an. Aber so sehr wir uns beeilten, wir sollten nicht mehr das Glück haben, den Vater am Leben zu treffen, ja nicht einmal das schmerzliche Glück, seine Züge noch einmal zu sehen. Die Wohnung war verschlossen, die Gerichtssiegel hingen daran, er war wenige Stunden vor unserer Ankunft begraben worden. Und so schaffte ich die Meinen hierher in den «goldenen Engel» und durchwachte dann eine sorgenvolle Nacht am Lager meiner Frau. Denn der Trauerfall hatte sie furchtbar erschüttert, und diese Erschütterung konnte ihr in ihrem Zustande sehr gefährlich werden. Der Arzt, den ich am nächsten Morgen rufen ließ, redete ihr zu, sich — um ihrer Mutterpflicht willen! — nicht vom Schmerze übermannen zu lassen. Ich aber beschloß, schleunigst mit ihr heimzukehren, von der gewohnten Umgebung, von der Zeit hoffte ich für sie Milderung des Schmerzes. Darum ordnete ich gleich am Vormittag, was ja doch geschehen mußte, so wenig ich auch in jenem Momente an die Erbschaft dachte, alles Geschäftliche — ich ging zu einem Advokaten und übergab ihm die nöthigen Papiere, um die Ansprüche meiner Frau zu vertreten. Die Sache werde schnell geordnet sein, versprach er mir, da ja meine Frau die einzige Tochter des Dahingeschiedenen gewesen.

„Der Advokat wohnte in der Habsburger Gasse. Just

als ich aus dieser Gasse nach dem «Graben» bog, hörte ich, wie eine helle, fröhliche Stimme hinter mir «Kossuth!» rief. Und «Corporal Kossuth!» klang es noch einmal — im nächsten Augenblicke fühlte ich mich umarmt und geküßt. Es war Gyula von Sz., der junge, leichtsinnige Jurat aus Debreczin. Er war überaus erfreut, mich wiederzusehen; ich aber war wahrhaftig nicht in der Gemüthsstimmung, mich lange mit dem tollen Burschen zu unterhalten. Ich theilte ihm also nur in kurzen Worten die traurige Veranlassung meines Wiener Aufenthaltes mit und sah dann zu, daß ich rasch auf die «Landstraße» kam.

„Im «goldenen Engel» traf ich meine Frau abermals in nervösen Krämpfen; ich ließ wieder den Arzt rufen, und der gab wenig Hoffnung, daß sie schon am Abend werde abreisen können. Während wir so hin- und hersprachen, sprang plötzlich die Thüre auf, und herein traten der schreckensbleiche Wirth, ein Polizei-Commissär, ein Officier und drei Soldaten; andere Soldaten hielten die Thür und den Corridor besetzt. Meine Frau stieß einen durchdringenden Schrei aus und fiel in tiefe Ohnmacht, mein Bübchen begann laut zu weinen, ich aber blieb starr, wie gelähmt stehen . . . Man denkt unsäglich rasch in solchen Momenten: im Nu durchzuckte mich der Gedanke, daß ein «Spitzel» in der Nähe gewesen, als mich der unvorsichtige Jurat «Kossuth» genannt, daß er mir gefolgt und daß die Leute nun kämen, um sich in meiner

Person des Dictators zu bemächtigen. „Sie sind verhaftet!“ sagte der Commissär kurz, zwei Soldaten ergriffen mich und hielten mich beim Arme fest. „Sträuben Sie sich nicht — Sie sehen, jeder Widerstand wäre thöricht. Nehmt die Koffer!“ fuhr er fort — im Nu war unser Gepäck herausgeschafft. „Das ist ihre Gattin?“ fragte er weiter und deutete auf die Ohnmächtige, um die sich inzwischen der Arzt mühte. „Ich habe gleichfalls den Auftrag, sie zu verhaften, das Kind kann sie mitnehmen.“ — „Aber sie ist ja todtkrank!“ rief der Arzt. Das gab mir die Sprache und Leben zurück. „Herr Commissär!“ rief ich, „das ist ein unglückseliges Mißverständniß, ich heiße Stefan v. M. . .“ — „Ja!“ sagte er höhnisch. „Sie belieben incognito zu reisen. Es ist nutzlose Mühe. — Ihr Name steht Ihnen auf dem Gesichte geschrieben; es giebt viele gute Portraits von Ihnen, Herr Kossuth!“ Dann fuhr er fort: „Die Frau mag unter Bewachung hier bleiben, bis der Polizeiarzt untersucht, ob sie transportfähig ist. Ihnen aber rathe ich, uns gutwillig zu folgen“. Da erkannte ich, daß jedes weitere Wort nutzlos sei, küßte noch einmal mein Bübchen, dann den blassen Mund meines ohnmächtigen Weibes und ging. Ich habe Beide nie wieder gesehen.“ . . .

Der Erzähler schlug die Hände vor's Gesicht. Als er sie wieder sinken ließ, sahen wir, wie furchtbar bleich und entstellt dies Gesicht war. Uns krampfte sich das Herz in

der Brust zusammen, als wir den Mann absahen, der mit hebender Stimme weiter sprach:

„Ich will's kurz machen. In die Salzgries-Kaserne schafften sie mich und verhörten mich dort drei Stunden lang. Natürlich konnte ich nur immer wiederholen, ich sei Stefan v. M. und berief mich auf den Advokaten, auf einige Bekannte in Wien. Aber der Auditor meinte nur immer, eine solche Keckheit sei ihm noch nicht vorgekommen. Jedermann sehe ja, daß ich Kossuth sei, und zum Ueberfluß habe mich noch heute ein Anhänger auf der Straße mit diesem Namen begrüßt. Mein Einwurf, das sei ja ein Spitzname, wurde kurzweg als «infame Lüge» zurückgewiesen. Dann führte man mich in's Gefängniß zurück; und von da ab wurde ich acht Tage hindurch den ganzen Tag lang verhört und mit den verschiedensten Leuten, auch mit den von mir genannten Zeugen confrontirt. Natürlich sagten die Einen aus, ich sei nicht Kossuth und die Andern, die mich kannten, fügten hinzu, ich sei Stefan v. M., und am Heftigsten betheuerte dies Gyula, der in derselben Stunde verhaftet worden, wie ich. Ich bin fest überzeugt, daß das Gericht bereits nach zwei Tagen klar einsah, daß hier ein Mißverständniß obwalte. Aber die Maxime jenes Regimes war: „Lieber einen Justizmord begehen, als einen Mißgriff eingestehen!" Und so behielt man mich in Haft und inquirirte an mir herum; wenn ich nach Weib und Kind fragte, so schwieg man hartnäckig. Schließlich con-

centrirte sich die Untersuchung hauptsächlich auf mein Verhältniß zu Gyula. „Wo sind Sie mit ihm früher zusammengetroffen, warum hat er Sie „Corporal“ genannt?“ fragte mich der Auditor. „Wenn Sie diese Frage beantworten, so erhalten Sie sogleich Aufschluß über das Befinden Ihrer Familie.“ Und darauf gestand ich, daß ich Corporal bei den Honveds gewesen und erzählte ausführlich, wie ich zu dem Spitznamen gekommen. „Gut“, sagte der Auditor, als ich geschlossen, „ich will mein Versprechen halten; Ihr Kind befindet sich wohl, Ihre Frau ist nach dem Berichte der Polizei noch nicht transportfähig — mehr weiß ich selbst nicht. Was aber Ihr Geständniß anbelangt, so begründet dasselbe die Untersuchung wegen Hochverraths und Rebellion. Sie werden bald Näheres hören.“ Aber ein Monat verging, ohne daß ich Etwas hörte. Da wurde ich eines Morgens aus der Zelle geführt und vor ein Kriegsgericht gestellt. Die Procedur war sehr kurz. Der Auditor verlas mein Geständniß, und binnen einiger Minuten war mein Urtheil gefällt: zwei Jahre Festung. Hätte ich Kossuth nicht ähnlich gesehen, ich wäre wohl mit sechs Wochen Arrest davongekommen, aber eine mit so viel Eclat vollzogene Verhaftung mußte auch mit einer entsprechenden Verurtheilung schließen. Ich fügte mich in mein Schicksal und bat nur, mein Weib und Kind wiedersehen zu dürfen. Da rief aber der Auditor hastig: „Das geht nicht an!“ Und dabei blieb's. Den Jammermenschen

beläſtigte es, mir ſagen zu müſſen, daß mein Weib acht Tage nach jener Verhaftung hier im Gaſthofe an den Folgen des Schrecks geſtorben . . ."

Wieder verſtummte der Erzähler. Dann fügte er mit dumpfer Stimme hinzu:

„Ich erfuhr's, als ich meine zwei Jahre in Kufſtein verbüßt. Auch mein Kind, das man bei fremden, niedrigen Leuten von Seiten des Gerichts in Pflege gegeben, war todt. Ich aber habe fortgelebt und lebe noch — es iſt faſt ein Wunder. Freilich iſt mein Daſein kein Leben mehr zu nennen . . ."

Stumm und erſchüttert nahmen wir Abſchied von dem Unglücklichen und gingen im nebeligen Dämmerſchein des anbrechenden Tages aus einander . . .

Herrn v. M. habe ich ſeit langen Jahren nicht mehr geſehen, der «goldene Engel», wo ich ihn hätte aufſuchen können, ſteht ja nicht mehr. Vielleicht hat der Tod den unglücklichen Mann von einer Exiſtenz erlöſt, von der er ſelbſt mit Recht geſagt, daß ſie kein Leben mehr zu nennen . . .

Spielt in dieſer Jagdgeſchichte neben dem einen Hauptcharakteriſtikon des reactionären Regime's, der Dummheit, auch leider das andere, die Grauſamkeit, eine Rolle, ſo ſind hingegen die beiden nachſtehenden, mit denen ich meinen Cyclus ſchließe, wieder nur luſtig und die P. T. Behörden, welche darin eine Rolle ſpielen, haben Niemand geſchadet, als — dem Regime ſelbſt!

Auch diese beiden Historien spielen in sehr verschiedenen Winkeln der österreichischen Monarchie: die eine am Lago di Garda, die andere in Podolien.

Es war im Spätherbst 1851. Der schärfste Belagerungszustand lag düster und drohend, wie eine Wetterwolke, über Lombardo-Venetien. Aber deshalb spann die Sonne ihr goldiges Netz über den tiefblauen Lago di Garda, wie sonst, auch war nicht zu bemerken, daß sich's die Trauben und Limonien verbieten ließen, zu reifen, und die Blumen, zu blühen. Kurz — es waren so prächtige Octobertage, wie sie selbst dieser gesegnete Gau nicht alljährlich zu erleben pflegt. Daneben war freilich auch obenerwähnte Wetterwolke sichtbar — auf Schritt und Tritt. An den Ufern wimmelte es von Gendarmen, Soldaten und Kanonen, allüberall wurden neue Forts gebaut und die alten stärker armirt. Daneben wurde die Strandpolizei in unerhört strenger Weise gehandhabt: kein Kahn fuhr undurchsucht aus, kein Kahn legte undurchsucht an. Kurz — ein Hochverräther, der sich in jenen Tagen hierher gewagt hätte, hätte verdient, nicht blos seiner Hochverrätherei, sondern auch seiner Dummheit wegen gehangen zu werden.

Aber deshalb glaubte der damals zu Riva stationirte k. k. Polizeicommissär es dennoch willig, als eines Abends der wackere Padrone Bartolomeo in seine Amtsstube stürzte und athemlos vermeldete: Ludwig Kossuth halte soeben in

einer Felsnische über dem Seespiegel eine Conferenz mit einem wälschtirolischen Hochverräther ab.

Dieser Bartolomeo war ein sehr gefälliger und vielseitiger Mann, Besitzer mehrerer Lastbarken auf dem See und gefährlicher Pascher, Spion der Oesterreicher wie nicht minder der Italianissimi des Trentino, ein dicker gemüthlicher alter Knabe und ein Erzschuft vom Scheitel bis zur Sohle. Trotzdem — oder darum?! — ist es ihm im Leben sehr gut gegangen und er hat seinen Kindern ein hübsches Erbe hinterlassen. Für die athemlose Meldung an jenem Oktoberabend hat er übrigens hinterher schwerlich etwas bekommen.

Damals aber rapportirte er: „Signor Commissario — wir haben ihn, so wahr mir die heilige Jungfrau helfen möge, wir haben den «principe ungharese», den Ludwig Kossuth, für dessen Auffindung Ihr mir ein so schönes Stück Geld versprochen habt. Und er steckt in nächster Nähe, kaum eine halbe Meile von hier. Ihr kennt ja hier am See, auf der lombardischen Seite, dicht vor den Ponalfällen, die Felsnische, kaum einen Fuß über dem Seespiegel, wo einst ein verrückter Padre, welcher ein großer Heiliger war, als Einsiedler gelebt hat und gestorben ist. Also in dieser Höhle drin steckt er gerade jetzt und spricht ungarisch mit einigen Hochverräthern aus Riva und Torbole . . ."

„Wie habt Ihr das erkundet?" fragte der Commissär.

„Selber gesehen!“ war die stolze Antwort. „Selber gesehen und selber gehört! Da fahre ich heute spät Nachmittags von Limone weg und herher, immer am Ufer hin, und komme schon in der Dämmerung am Fall des Ponale vorüber und gegen jene Rusche hin. Da sehe ich dort ein Boot müßig kreuzen und das kommt mir verdächtig vor und ich fahre darauf zu. Und wie ich erkenne, wer im Boot sitzt, da kommt mir die Sache noch verdächtiger vor. Denn, was meint Ihr, Signor, wer's war? Der schwarze Antonio aus Torbole war's, der gefährlichste Hallunke am ganzen See, das Haupt dieser gottverdammten Pascher, welche dann mich verdächtigen, mich, den bravsten und kaisertreuesten Menschen unter der Sonne, mich, der ich vom Scheitel bis zur Sohle ein Austriaco bin! . . . «Was treibst Du Dich da allein und müßig am See herum?» frag' ich ihn also. Und was antwortet mir der Hallunke? «Dicker Wanst!» schreit er herüber, «das werde ich Dir just auf die Nase binden», — und fährt lachend fort, in den See hinaus Natürlich schreie ich ihm die gehörige Antwort nach. Aber wie ich nun weiter fahren will, da sehe ich, wie von Riva her ein zweites Boot auf die Höhle zu kommt. Das kommt mir natürlich noch verdächtiger vor und ich drücke mein Boot fein in den Schatten der Felswand und luge scharf aus. Und da sehe ich: es ist der alte Domenico aus Riva, gleichfalls ein sehr gefährlicher Mensch, der das Boot

lenkt; drinnen aber sitzt eine vermummte Gestalt. Dicht an die Höhle fahren sie hin und da schwingt sich die Gestalt hinein und ruft dann dem Domenico zu: «Also in einer Stunde holst Du mich ab!» Und — was ich besonders sagen will — italienisch war das freilich — aber schändlich ausgesprochen — wie ein Fremder spricht, wie etwa con permesso! — Ihr zu sprechen pflegt, Signor Commissario! Nun der Domenico zieht darauf ehrfurchtsvoll seine Kappe und fährt davon, gleichfalls in den See hinaus. Ich aber denke mir: «Das ist eine höchst sonderbare Sache, der mußt du auf den Grund kommen!» und fahre ganz leise an die Nische hin und lausche. Und da höre ich ganz deutlich, wie drin zwei Stimmen ungarisch sprechen. . . ."

„Wie habt Ihr das erkannt?" fragte der Commissär.

„Nun", erwiderte der Bartolomeo, „es giebt am See enghosige Soldaten genug, von denen man den Klang der Sprache hören kann. Und der ist nicht so leicht zu verwechseln — das klingt ja wie ein ewiges Poltern und Fluchen. Also verlaßt Euch darauf, Signor — es war ungarisch. Und eben so deutlich habe ich den Namen «Kossuth» gehört. Und nun frage ich Euch, wie ist dies anders zu erklären, als daß da drinnen der Kossuth verborgen steckt und daß andere Hochverräther aus Riva und Torbole zu ihm gefahren gekommen sind? Beeilt Euch,

Signor, und wenn Ihr Euch beeilt, so könnt ihr das ganze Nest aufheben. . ."

Und der Commissär beeilte sich sehr, ja ganz ungeheuer. Seine Gendarmen flogen nach allen Seiten und schon eine Viertelstunde später ruderte eine kleine k. k. Armada in den See hinaus. Sie bestand aus zwei größeren, mit je zehn Kaiserjägern bemannten Boten und einem kleineren Kahn, in welchem der Commissär und vier Gendarmen saßen. Herr Bartolomeo war nicht von der Partie, seinen Beruf als Spitzel hatte er ja schon erfüllt.

Rasch flogen die Boote über die murmelnden Wogen dahin. Die Nacht war sehr dunkel; nur einzelne Sterne flimmerten am Himmel.

„Halt!" rief plötzlich einer der Gendarmen, ein Eingeborener, in die Nacht hinaus. Sein scharfes Auge hatte da ein kleines Boot erspäht. Aber der Zuruf hatte nur die Folge, daß der Flüchtling um so rascher ausgriff. Doch half ihm das wenig. Im Boote des Commissärs arbeiteten acht Ruder. Bald war der Flüchtling gestellt, es war der alte Domenico.

„Was suchst Du hier?" herrschte ihn der Commissär an.

„Ich — ich fische . .", stammelte der Erschreckte.

„Du lügst!" donnerte abermals der Mann der Sicherheit. „Du hast vor einer Stunde einen Mann aus Riva

der bei Einsiedler-Höhle abgesetzt und kommst nun, ihn abzuholen. Ich weiß Alles — Leugnen hilft nichts — nur ein offenes Geständniß kann Dich retten — wer war jener Mann?"

„Das darf ich nicht sagen", wimmerte der Fischer.

„Warum nicht?"

„Santa Maria!" war die klagende Antwort, „weil ich sonst «Fünfundzwanzig» kriege. . ."

Fünfundzwanzig! Altehrwürdige k. k. Polizei- und Militär-Ziffer! Untrügliches Kriterium unverfälschten Oesterreicherthums! Fünfundzwanzig! . . . fürwahr, wäre der Amtstscheche aus Riva ein Genie gewesen, aus dieser bloßen Andeutung hätte er theilweise bereits den Sachverhalt errathen können. . .

Aber — er war kein Genie, sondern im Gegentheil k. k. Polizeicommissär. Und darum sagte er nur barsch: „Das wird sich finden! — Bindet seinen Kahn an eine Barke, ihn aber werft in die Barke unter die Soldaten!"

So geschah's. Weiter ruderte die k. k. Armada durch die schwüle, pechschwarze Nacht. Und zwar schlauer Weise immer stiller und vorsichtiger, denn nun näherte man sich dem Neste der Hochverräther. Jetzt — dem Commissär schlug das Herz heftiger — war die Einsiedlerhöhle erreicht. Die eine Barke postirte sich rechts, die andere links, der

Kahn mit Commissär und Gendarmen fuhr gerade auf die Höhle zu.

„Bist Du's, Domenico?“ rief aus der Höhle eine kräftige Mannesstimme.

„Freilich bin ich da“, brüllte der Fischer, „aber gebunden haben mich diese — —“, der Rest verklang unter der kräftigen Faust eines Kaiserjägers.

„Bassama!“ rief dieselbe Stimme. „Was geht hier vor? Was wollt Ihr Männer?“

„Was wir wollen?“ donnerte der Commissär und richtete sich todesmuthig empor — „das will ich Euch sagen: Im Namen des Kaisers! — ergebt Euch, Ihr Rebellen! Werft die Waffen fort, jeder Widerstand ist unnütz!“

Nach dieser Rede scholl aus der Höhle ein schriller Schrei, wie aus einer Frauenkehle. Sollte Ludwig Kossuth sein Weib mitgenommen haben?

„Ergebt Euch!“ donnerte der Commissär noch einmal.

„Bassama!“ erscholl nun wieder aus der Höhle die kräftige Stimme, „was sind das für infame Späße!“ Und dann setzte dieselbe Stimme in deutscher Sprache hinzu: „Verzeihung, wenn ich mich nicht irre, so habe ich die Ehre, mit dem Herrn Commissär N. N. aus Riva zu sprechen?„

„Allerdings!“ erwiderte dieser verdutzt.

„Nun — da werden Sie mich ja auch vielleicht er-

kennen", fuhr die Stimme fort. „Wir spielten ja im Café Andreas oft genug Billard. Ich bin ja der k. k. Leutenant Emmerich v. Sz. von Franz-Carl-Infanterie. . . ."

„Das ist er wirklich!" flüsterte der scharfäugige eingeborne Gendarm dem Commissär zu.

Dieser schwieg einen Moment. Dann durchzuckte ihn ein neuer Gedanke: «Franz Carl» ist ein ungarisches Regiment — Herr v. Sz. ist ein Magyare — Kossuth sucht österreichische Militärs zum Abfall zu verleiten. . . .

„Und was treiben Sie hier, Herr Leutenant?" fragte er.

„Das — kann ich Ihnen nicht sagen!"

„Warum nicht?"

„Weil es nicht mein Geheimniß allein ist!"

„Also sind Sie nicht allein?"

„Nein!"

„Und wer ist bei Ihnen?"

„Kann ich Ihnen ebensowenig sagen. Wohl aber kann ich Sie versichern, und zwar als Edelmann und Offizier auf mein Ehrenwort versichern, daß die betreffende Persönlichkeit kein Rebell ist, und daß hier überhaupt nichts getrieben wurde, was — den Bestand der Monarchie gefährden könnte."

„Das wollen wir sehen", brummte der Commissär, gab dem Gendarm einen Wink und — im nächsten Augenblicke zischte ein weißes Sprühlicht auf und übergoß

einen Moment lang Höhle und Barken mit taghellem Schimmer.

In der Höhle der schrille Schrei einer Frauenkehle und das Fluchen des Lieutenants — auf den Barken das Gewieher der Mannschaft.

Nein! — der Lieutenant hatte Recht gehabt — nein! hier war nichts getrieben worden, was den Bestand Oesterreichs hätte gefährden können. . . .

Stumm und tiefgebeugt kehrte der Commissär mit der Armada nach Riva zurück, nachdem er Domenico und seinen Kahn bei der Höhle gelassen.

Der Abend war übrigens an verhängnißvollen Folgen reich. Am nächsten Tage schlug sich Lieutenant v. Sz. mit dem Hauptmann v. G., welcher in Torbole stationirt war, Frau Hauptmann v. G., eine üppige, blonde Magyarin, reiste zu ihren Verwandten nach Debreczin und die beiden Gatten sahen sich nie wieder.

Nur einer bewahrt dieser Kossuthjagd eine freundliche Erinnerung: das ist jener eingeborene Gendarm, der heute übrigens kein Gendarm mehr ist, sondern ein ältlicher, behäbiger Winzer im Sarca-Thal, welcher mir bei einer Foglietta eigenen Weines die Historie berichtet hat. . . .

An meine letzte Historie weiß ich mich aus meiner Knabenzeit theilweise selbst zu erinnern. Sie spielt in meiner Heimath, in Podolien, im Dorfe Biala bei Barnow, über welches ein sicherer Iwon Megega als

Dorfrichter sein Scepter streckte, ein gar wackerer Mann, von dem ich noch weiter unten des Ausführlichen zu erzählen will.

Es war im Jahre 1856. An alle Dorfrichter im Czortkower Kreise war der Befehl ergangen, auf verdächtige Reisende zu vigiliren, insbesondere auf solche aus Ungarn. Auch das Signalement Kossuth's war gewohnheitsgemäß wieder publicirt worden. Niemand kam diesem Befehle pünktlicher nach, als unser Iwon, denn er war und ist sehr gut kaiserlich. Er stellte einen Sensenmann auf die Landstraße, einen andern vor das Wirthshaus. Sie hatten jeden Reisenden anzuhalten, bis Iwon seinen Paß untersucht.

Lange ereignete sich nichts Auffälliges. Da kam an einem trüben, windigen Herbstnachmittage ein kleines Wägelchen durch das Dorf gefahren. Es gehörte einem jüdischen Lohnkutscher aus Drohobycz, welcher auch den Wagen lenkte. Im Wagen saß ein Mann von etwa vierzig Jahren. Er hatte schwarzes Haar, schwarzen Bart und war hager. Eingehüllt war er in einen verschossenen ungarischen Mantel, unter dem hohe Stiefeln hervorlugten.

„Halt!" rief der Sensenmann und hielt den Wagen an. „Herr — Ihren Paß!"

Der Reisende verstand nicht ruthenisch.

„Brüderchen!" sagte der Kutscher zu dem Sensenmann,

„der Mann ist ein Kaufmann aus Ungarn. Du kannst uns ruhig fahren lassen.“

„Aus Ungarn?! — hoho! — den Paß!“

Der Reisende reichte ihn hin. Der Sensenmann entfaltete das Papier und besah sehr aufmerksam die Siegel. Doch beschränkte sich seine Prüfung nothgedrungen auf diese nebensächliche Beigabe: er konnte nicht lesen. Darum rief er einige Bauern herbei, bat sie, den Wagen zu bewachen und brachte selbst den Paß zu Iwon. Der Dorfrichter rieb sich die Augen klar und begann zu lesen — d. h. er hielt die Schrift nahe den Augen. Dann aber schüttelte er den Kopf und schimpfte über die undeutliche Schrift. Das werde nicht einmal der Herr Pfarrer lesen können — erklärte er. Dann trug er das Document zu diesem. Iwon hatte überhaupt das Unglück, daß ihm lauter undeutliche Schriften unterkamen. Was nutzte es ihm da, daß er, wie er oft mit heiligen Schwüren betheuerte, vortrefflich lesen konnte?!

Heute hatte Iwon noch außerordentliches Unglück. Der Pfarrer sei in die Stadt, erklärte die Köchin, und komme erst am Abend wieder. Fluchend ließ Iwon das Document zurück und beschloß, den Reisenden bis zum Abend anzuhalten, jedoch vorläufig ein Verhör mit ihm anzustellen.

Dabei ergaben sich freilich einige linguistische Schwierigkeiten. Der Reisende fluchte ungarisch und jammerte

deutsch, der Dorfrichter inquirirte ruthenisch und ward immer aufmerksamer. Schon die Stiefel und der Mantel erregten seinen Verdacht. Dazu kam, daß ihm der Reisende plötzlich einen Gulden bot, wenn er ihn ziehen lassen wollte. Iwon trat entrüstet zurück. „Um einen Gulden verkaufe ich meinen Kaiser nicht!“ Dann dachte er nach: ungarische Kleidung — ungarische Flüche — Bestechung — dunkles Haar — magere Gestalt — das passt ja auf ein Haar, das war ja —

„Du bist der verdammte Herr Kossuth, den wir schon so lange suchen!“ schrie er.

„Kossuth!“ rief der Reisende und sank todtenbleich auf seinen Sitz zurück.

„Habt Ihr gesehen, wie er erschrocken ist?“ rief Iwon den Bauern zu. „Das ist Kossuth! Hinunter mit ihm, hinunter vom Wagen und in den Gemeindekotter. Bindet ihn, sperrt die Thüre hinter ihm zu und stellt zwölf Männer umher. Ihr bürgt mir dafür, daß er nicht entwischt. Ich selbst reite nach Czortkow und hole die Schreiber des Kaisers.“

Und so geschah's.

„Kossuth in Biala!“ Ich war damals ein achtjähriger Bube, aber ich erinnere mich noch ganz genau, welchen Eindruck die Kunde im Städtchen machte. Denn Iwon schrie es den Leuten zu, als er im Galopp durch die Straßen zum Bezirksgericht sprengte. Man lief, man schrie, man jam-

liefen durch einander. Die Einen wollten mit den Glocken läuten, Andere eilten nach Hause und packten ihre Sachen zusammen, und die Muthigen bewaffneten sich mit rostigen Schwertern. Und das Alles vor dem bloßen Klange des Namens!

Der k. k. Bezirksvorsteher verlor Anfangs den Kopf. Dann raffte er sich auf. Die beiden Gendarmen und den Gerichtsdiener packte er auf einen Wagen, sich selbst und seinen Schreiber auf einen zweiten. So kam der Zug vor unserem Hause an, und mein Vater mußte mit. Denn ein Arzt, meinte der Beamte, müsse immer dabei sein, wenn man einen großen Verbrecher verhafte. Nun ja — wie leicht kann sich ein solcher Mensch in der Verzweiflung ein Leid anthun!

So fuhren die Herren in der Dämmerung, so rasch die Pferde laufen konnten, nach Biala. Iwon ritt neben ihnen her und kam erst jetzt dazu, keuchend die näheren Umstände der Verhaftung zu berichten. „Wo ist denn der Paß?" fragte der Vorsteher und befahl, als er's erfuhr, das Document sogleich vom Pfarrer zu holen.

So kam die Commission in Biala an und fuhr vor der Scheune vor, welche den Gemeindekotter repräsentirte. Da standen rings herum die zwölf Bauern und meldeten, der Rebell drinnen jammere fürchterlich. Schnell wurden einige Laternen herbeigeschafft, Iwon lief nach dem Paß, der Vorsteher ließ durch die Gendarmen die Thür öffnen

und rief dann aus gemeſſener Entfernung in die Scheune hinein:

„Kommen Sie heraus!“

„Gott über der Welt!“ erwiderte eine jammernde Stimme, „wie kann ich kommen heraus, wenn die Bauern haben mir gebunden Händ' und Füß'!“

Der Vorſteher und ſein Schreiber ſahen ſich entſetzt an. Dann faßte ſich die Amtsperſon und befahl, dem Gefangenen die Fußfeſſel zu löſen und ihn vorzuführen.

Es geſchah. Trotz der unſichern Beleuchtung der Laterne genügte ein Blick, um zu erkennen, daß das geknickte Menſchenkind, welches man da vorſchleppte, kein trotziger Rebell ſei. Die Säbelbeine knickten und dicke Thränen rannen über die gebogene Naſe und die näſelnde Stimme ſchluchzte: „Gott, wohin ſchleppen Se mich! Gott, was wollen Se von mir! Ich bin nix Koſſuth, ich bin ä Lederhändler, ich hab' bei Debreczin ä Weib und ſieben Kinder.“

„Hier iſt der Paß!“ keuchte Iwon gerade heran.

Salomon Weiß, Lederhändler aus Debreczin, ſtand darin, der Paß war in Ordnung.

Hier ſchließt mein Bericht von den Koſſuth-Jagden. Vielleicht ſind in jenen Jahren noch viel luſtigere Geſchichten derſelben Art geſchehen. Denn, wiederhole ich meine Eingangs aufgeſtellte Behauptung, jegliche Reaction iſt nie ausſchließlich Henker, ſie iſt ſtets zugleich Bajazzo! . . .

Auch ein Hochverräther.

Es war ein Tag im Herbſt, ein ſchöner, klarer Septembertag. Die Ofener Berge lagen in blauem Dufte, ſchier wie zur Sommerzeit, die blonde Donau ſchimmerte im Sonnenſtrahl und am Peſter Quai wogte der Strom geputzter Spaziergänger auf und ab. Es läßt ſich gut wandeln hier am herrlichen Strome zwiſchen den beiden prächtigen Städten, und es gibt wenige Orte auf Erden, wo ein Blick des Auges ſo viel Farbenpracht und Fülle der Schönheit umfaſſen kann. Es gilt dies von Allem, von dem Strome, dem Verkehre, den Bauten und ganz insbeſondere von den Frauen. Aber alle Pracht thut auf die Dauer dem Auge weh. Und ſo ging ich an jenem ſchönen, ſtillen Tage am Fluſſe hin und der Quai blieb hinter mir und die faſhionable Promenade und die geputzten Menſchen, und ich ging weiter und weiter, bis mir der ſonderbare Blocksberg gegenüber lag. Hier bog ich in eine große öde Straße zur Linken ab und dann nahm mich ein Gewirr von Gaſſen und Gäßchen auf, in dem ich mich kaum mehr auskannte.

Ein größerer Gegenſatz zweier Stadtviertel iſt kaum

denkbar, als zwischen dem, woher ich kam und jenem, in welchem ich nun umherirrte. Dort moderne Paläste und Zinsburgen, hier kleine, ärmliche, alterthümliche Häuslein, dort lautes Wogen und Treiben, hier nur selten ein Mensch. Die kleinen Gäßchen lagen wie ausgestorben — es war just Arbeitszeit und die Bewohner in den Häusern oder auswärts. Wenn ich auf einen Haufen von Leuten stieß, so waren es eben kleine Leute mit blonden Haaren und blauen Augen und putzensbedürftigen Näschen — junges, übermüthiges Germanenthum.

Der Dialect, in dem sie sich sehr geräuschvoll unterhielten, wird freilich nirgendwo in deutschen Landen gesprochen, es ist eben ein sonderbares Gemisch aus baierischen, schwäbischen, fränkischen, niederrheinischen und ganz insbesondere urwienerischen Elementen, das Zeug klingt zuerst fast unverständlich. Aber hätte ich auch daran gezweifelt, daß dies deutsche Kinder seien, so wäre mir dies gleich darauf sonnenklar geworden, just, als ich vorüberging, erklärten einige, „nicht mehr mitzuthun". Und richtig prügelten sie sich gleich darauf; so viel ich bei flüchtigem Rückblick bemerkte, stand auch kein Bismarck unter ihnen auf. Im Uebrigen achtete ich ihrer nicht mehr und studirte die Schilder, welche hier und da, klein, buntfarbig, oft mit sonderbarster Ausstattung und Schreibweise an den Häusern hingen. Da war z. B. ein phantastischer Stiefel mit einem Riesensporn und darunter stand: «Schwem-

minger János». Oder eine großmächtige Scheere mit der Unterschrift: «Haubelt Mihaly». Im Hause daneben an einer kleinen Gassenthüre eine ockergelbe Bretze, ein zinnoberrothes Bierglas und ein giftgrünes Schnapsfläschchen und darunter ein Name, der schlimm dazu paßte: «Wassermacher Zsigmond» . . . Dann begegneten mir einige Mühlknappen, und als ich in eine Straße gelangte, wo von allen Seiten melodisches Kuhgebrülle an mein Ohr schlug, da wurde mir zur Gewißheit, was ich bisher nur geahnt: ich war in der Franzstadt.

Es gibt wol keine andere Stadt, deren Theile so grundverschiedenen Charakter aufweisen, als die Hauptstadt Ungarns. Mehr oder minder findet sich dergleichen überall, nur wird es wenig beachtet: dem flüchtigen Touristen sticht es nicht grell genug ins Auge und der Einheimische nimmt es eben als Gewohntes hin, über das man sich weiter keine Gedanken macht. Wer aber Sinn und Auge für solche kleine Eigenthümlichkeiten hat, kann ganz interessante und ergötzliche Studien machen, insbesondere in Buda-Pest. Denn hier gleicht nicht allein keine Vorstadt der andern, sondern jede derselben zerfällt noch überdies in sehr verschiedene Bezirke. So ist in dem kosmopolitischen Gewirre der inneren Stadt ganz deutlich ein kleines Gebiet mit specifisch magyarischer Physiognomie erkennbar, so scheiden sich in Ofen die Bewohner nach den Nationalitäten, in der Josefstadt nach dem Besitzthume und in der

Franzstadt, die fast ganz von ärmeren Leuten deutscher Zunge bewohnt wird, nach der Berufsart. Da wohnen die Fiaker und die Wäscherinnen, die Müller und die Milchmeier, die Schuster und die Schneider, die Wagenbauer und die Schmiede und sie halten sich, ganz gegen alle Grundsätze moderner Volkswirthschaft, gern in eigenen Gassen zusammen. So kam ich in eine lange Zeile von Gärten, wo rechts und links an Stricken die gesammte Wäsche der vereinigten Hauptstädte schwankte und wieder in eine andere Gasse, wo wol an die dreißig Schuster wohnten, stattliche Schuhmacher mit stattlicher Werkstatt und stattlichem Schilde und kleine, dürftige Flickschusterlein. Und wo ein Schild zu sehen war, da war gewiß ein kerndeutscher Familienname darauf und dazu ein kernmagyarischer Vorname. Es berührt dies den Deutschen eigen und auch ich machte mir so meine Gedanken darüber an jenem stillen Herbstnachmittage.

Aber zu dem gebräuchlichen Manöver: dem Faustballen in der Tasche gegen den magyarischen Chauvinismus konnte ichs nicht bringen. Etwas ist schon daran, aber ich denke, wir Deutschen hätten allen Grund, uns da auch an der eigenen Nase zu fassen. Denn warum sind die Väter dieser Leute fortgezogen aus der liebvertrauten Heimat an der Donau, am Neckar oder am Rhein, fort ins fremde, wilde Land? Weil sie's daheim nicht mehr ertragen konnten, weil sie die Verhältnisse drüben zu Boden drückten.

Der Eine wollte Meister werden und durfte es nicht — das Zunftrecht stand entgegen, der Andere wollte heiraten und konnte es nicht — ein grausames Gesetz der Patrizier hinderte ihn daran, den Dritten, einen Landmann, trieb sein Herr durch Frohnden und Lasten schier zur Verzweiflung. So zogen sie fort. Und was nahmen sie mit — etwa einen deutschen Staatsgedanken, ein deutsches Volksbewußtsein!? Ach — damals gabs kein Deutschland, selbst der Gedanke an den ideellen Zusammenhang aller Deutschen dämmerte nur in erleuchteten Köpfen und was sie mitnehmen konnten, war höchstens ein reichsstädtisch Ulmsches oder kurfürstlich Mainzsches oder reichsritterlich Katzenellenbogensches Bewußtsein. So ein Bewußtsein aber verduftet leicht in der Fremde und verduftets nicht von selber, so ist man sehr gerne geneigt, es freiwillig von sich zu werfen! . . . Was die Väter wirklich aus der Heimat mitgebracht: deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsche Tüchtigkeit; das haben die Söhne meistens bis heute bewahrt. Aber weil es ihnen hier gut ging, weil sie hier gedeihen durften im Schutze verhältnißmäßig freisinniger Gesetze, so nahmen sie gerne den neuen Staatsgedanken an und damit zugleich — unglückseliger-, irrthümlicher-, aber sehr leicht begreiflicherweise! — das neue Nationalitäts-Bewußtsein.

Diese Leute fühlen sich als Magyaren, auch wenn sie magyarisch nur «Eljen» zu rufen wissen und «huneczut a

német!» . . . Dieſe Erſcheinung iſt ſicherlich ſehr beklagenswerth und geradezu peinlich wäre ſie, könnten wir uns nicht mit dem Worte tröſten, das Grabbe ſeinen Hermann von den abtrünnigen Sigambrern ſprechen läßt: «Blätterabfall der Eiche, die in Europas Mitte prangt. Sie kann viel entbehren und bleibt ſtark.» Aber wer darüber empört iſt, der richte ſeine Empörung nicht gegen dieſe Leute, mit denen es ging, wie es gehen mußte, ſondern gegen — die Schuldigen. Und die Hauptſchuldigen ſind nicht die Bekämpfer des Deutſchthums, ſondern Diejenigen, die dafür eintraten, indem ſie officiell, wie man es eben verſtand, «germaniſirten» . . .

„Du ſchwarzgelber Hund!“

Laut und gellend klangen mir die Worte ins Ohr — ich fuhr auf aus meinen Gedanken und blickte um mich. Ich war noch in der Gaſſe der Schuſter. Daß der Schimpf mir galt, konnte ich nicht zweifeln. Denn die Straße lag im hellen Sonnenſcheine verödet, nur weit oben balgten ſich zwei flachshaarige Buben und ein altes Weiblein hinkte an den Häuſern dahin. Aber wie kam juſt ich zu dem Ehrentitel, den ich doch ſo wenig verdiene, wie ſelten ein Menſch?! Und wer war der Rufer?

„Eljen Koſſuth! . . . Eljen Koſſuth!“ . . .

Ich wendete mich haſtig um. Der Rufende mußte im kleinen Gaſſenladen ſtecken, vor dem ich ſtand. Es war die Werkſtätte eines Flickſchuſters. Aber der alte Mann

hockte mit überaus harmloſer Miene auf ſeinem Dreibein und mühte ſich emſig, eine lebensmüde Sohle zu fernerm Gange durchs Leben zu ſtärken. Er blickte erſt auf, als ich dicht vor ihm ſtand. Derſelbe, nicht ſchmeichelhafte Zuruf klang mir gleichzeitig aus dem Hintergrunde entgegen. Und nun konnte ich auch deutlich erkennen, daß das keine Menſchenſtimme war.

„Ah! mein Staarl", lachte der Meiſter und rief in einen Winkel: „Hansl, halt's Maul." Da ſaß der ſtahlgrau ſchillernde Uebelthäter und blinzelte mich mit den klugen Aeuglein an. „Er meint's nöt bös!" tröſtete mich ſein Herr. „Wiſſen's, er hat's amal ſo g'lernt! . . ."

Ich mußte herzlichſt lachen. „Das iſt ja ein ſeltenes Thier" meinte ich dann, „man trifft kaum einen Staar, der ſo viele Worte kann und dabei ſo deutlich."

„Ja!" beſtätigte der Schuſter ſtolz, „a rares Stuck. «Eljen Koſſuth» kann er rufen und «Du ſchwarzgelber Hund.»" Und der Vogel bewies auch ununterbrochen, daß er das wirklich könne.

„Sie ſind wol ein guter Patriot?" fragte ich.

„Na freili!" Der Mann blickte mich ſtolz an. „Und ob! Und was für a Badhrot! Die Contſchtiduzion — bös is das Höchſte! . . ."

„Sie meinen wol die von Achtundvierzig?"

„Na — die neuche a — die vom Siebenundſechz'ger Jahr."

„Ich meinte, Sie wären von der Linken — weil der Vogel «Eljen Kossuth!» schreit."

„Na — wissen's, dös kummt daher, weil i's den Hansel noch im Sechz'ger Jahr g'lernt hab'. Da war noch der Kossuth 's Höchste. Später, im Siebenundsechz'ger Jahr, hätt' ichs gern g'sehn, daß er a «Hoch der König!» lernt, oder weil er 's Eljen noch vom Kossuth kann «Eljen a Kiralyi. Aber da is er z'dumm dazu — i hob' mi eh g'nug gift! Ja — wann mei' Michel noch lebet! Der hätt' 's ganze Badhernoster g'lernt, wann i g'wollt hätt'. Aber der is g'storben — schon im Sechsundfünfz'ger-Jahr." Der alte Mann wurde fast wehmüthig in der Erinnerung an den todten Liebling. Aber gleich darauf setzte er grimmig hinzu: „Die schwarzgelben Hund' haben ihn um'bracht!"

„Wen?" fragte ich erstaunt.

„Na — den Michl, wen denn sonst?!"

„Und den haben die Schwarzgelben getödtet?"

„Freili ja! In Ofen haben's ihn eing'sperrt und a Proceß haben's ihm g'macht und nacher um'bracht. Wissen's — wegen Hochverrath!"

„Wa—a—s? Einen Staar?"

„Sie glauben's nöt? Wahr is doch! — Fragen's nur in der ganzen Pester Stadt! Wegen Hochverrath! — so a lieb's Thierl!"

„Aber wie ist das nur zugegangen?"

„Ja — segen's — dös war a so!" Der alte Mann nahm die Hornbrille von der Nase und erzählte:

„'s war grad a Tag wie heut, schön, zu heiß a nöt, da sitz i da mit mei Michel und mir plauschen halt. No ja — Jemanden muß der Mensch zum Plauschen hab'n — i hab kei Weib, i hab kei Kind — also plausch i mit'n Michel. I red und er plappert, was er g'lernt hat — «du schwarzgelber Hund!» und «Eljen Kossuth!» . . . Ich sag Ihna, der Michel hat vastanden, was er g'sagt hat und mi hat er a vastanden, besser wie a Mensch. Und wie mir so sitzen und plauschen, stürzt auf amal a blutjunger Leitnant herein, roth wie a Indian und schreit: „Wo ist der Hund? Wo ist der Kerl, der mich beschimpft hat?" Und dabei zittert er Ihna nur so vor Wuth . . . „Herr Leitnant", sag' i, „verzeihen's, mei Michel, das Staarl!" „Wo?" schreit der Officier, „wo ist die infame Bestie, ich dreh' ihr den Hals um!" . . . Da werd' i a fuchtig. „Herr Leitnant", sag' i, „a Beschtie is der Michel nöt und infam noch wen'ger und dös mit'n Halsumdreh'n — dös schon am Wenigsten! Das Thierl g'hört mein — vastanden, Herr Leitnant?"

„Da gibt er mir an Stoß in d' Brust und schreit alleweil vom Erschießen und Hängen. Dann lauft er weg und schreit noch zurück: „Du Rebell, ich will Dich schon Mohren lernen" . . . „Meintswegn", schrei i ihm nach, „i bin a Pester Bürger, i fürcht' mich vor kan Mohren

nöt!" Dann denk i aber nach, 's war halt gar so a schwere Zeit und die Böhmaken hab'n uns g'schunden, wie's g'wollt haben, und a Gerechtigkeit war nöt z'finden und da is mir angst und bang wor'n. „Michl", sag i, „paß auf, mit dem sein wir noch nöt fertig! Michl! Da hast uns alle zwei in a schöne Patsch'n einibracht!" Und der Michel hat's a g'spürt, der is ganz dasig dag'sessen. Und richtig — zwei Stunden d'rauf komm'n so zwei Naderer, zwei vafluchtige Böhmaken und packen mich z'samm und 'n Michel a und schleppen uns alle zwei über d' Brucken nach Ofen, in d' Polizei-Direction. Und dort führens uns uma, wie narrisch, bis m'r endlich zan Commissär kommen sein, zan Herrn v. M. Ich hab' ihn eh 'kennt, er war a Pester, aber mit die Schwarzgelben hat er's g'halten — der Schuft." Der Schuster spuckte verächtlich aus. „No — und der hat uns ausg'fragt, wie mir heißen und wie alt mir sein, der Michel und i und wie lang i den Vogel hab'." „Seit'n Siebenundvierz'ger Jahr", sag i. „Und wann haben's ihm solche Niederträchtigkeiten g'lernt?" fragt er. Aber das war m'r z'viel! „Niederträchtigkeit?!" sag' i, „im Achtundvierz'ger Jahr war das ka Niederträchtigkeit nöt und heut is es auch ka Schlechtigkeit und wann's damals a Niederträchtigkeit war, so sein Sie, Herr v. M., a schlecht und niederträchtig g'wesen!" Wissen's, ich bin halt gach! Und dös war a Unglück für mi und mei Michel. Denn der Herr von

M. is fuxteuxelswild wor'n und hat g'schrien: „In den Arrest mit ihm!" Und da haben's mi fortg'schleppt und — mein Michel hab i siderdem nimmer g'sehn!"

Dem alten Menschen traten wirklich und wahrhaftig die Thränen in die Augen. „Und wie wars nachher?" fragte ich nach kurzer Pause.

„I sag Ihna — dumm und schlecht sein die Schwarzgelben g'wesen — s'is nöt zan derzählen." Aber dann erzählte er doch: „Acht Täg bin i in'n Arrest g'sessen und alle Tag haben's mi ausg'fragt und alle Tage hab i's Nämliche g'sagt: „In Achtundvierz'ger Jahr — da hab i's dem Michel vorg'sagt und damals is dös ka Sünd g'wesen." Aber alliweil haben's von mir a Geständniß g'wollt. „Ich waß ja nix mehr", hab i g'sagt, aber g'nutzt hat's nix. Und dem Michel haben's gar an narrischen Namen geben — «horpus dixi» haben's ihn all'weil g'nennt. Und nachher haben's mi ins Criminal g'steckt und erst drei Wochen drauf haben's mi wieder außag'lassen „Wo is mei Michel?" frag i den Kerkermeister. „Der bleibt in Untersuchungshaft", sagt er, „sein's froh, daß die Herrn Ihna laufen lassen! — „Herr Kerkermeister", wispel i, „hier haben's an Zwanziger — sagen's ehrlich — wo is mein Michel?" — „No", sagt er, „wann's g'rad wissen wollen: todt is er. Die Herren haben a Sitzung g'halten und weil er so hochverrathisch g'redt hat, so haben's beschlossen: hin muß er wer'n. Und da

hab ich ihm Ratzenpulver ins Futter g'mengt . . ." Segens — das war das End von mein Michel!"

So erzählte der alte Mann, und ohne daß ich «die ganze Pester Stadt» zu fragen brauchte, konnte ich erkennen, daß er die buchstäbliche Wahrheit gesprochen. Es war eigentlich eine heitere Historie, die er mir erzählt, die Historie von dem Sturnus vulgaris, den im Jahr 1856 ein k. k. Gerichtssenat wegen hochverrätherischer Reden zum Tode verurtheilt. Aber — ich weiß nicht — lachen konnte ich doch darüber nicht, als ich bei sinkender Sonne langsam wieder der Stadt zuschritt.

Der lateiniſche Kanonier.

Es ſind zwölf Jahre ſeitdem verfloſſen, lange, volle, ſchwere zwölf Jahre, aber wär' ich ein Maler, ich könnte doch Alles aufzeichnen, Zug um Zug, ſo überaus deutlich ſteht es vor meinen Augen. Sogar an das graue Röcklein weiß ich mich zu erinnern, das mein Nachbar zur Linken trug, der Moſes Salzmann, und an die Stiefelhoſen des Theodor Bohuſiewicz. Aber ich bin leider nur ein Zeichner in Worten geworden und muß es daher ſo verſuchen. Denkt Euch alſo einen recht düſtern, regneriſchen Februartag und in ſeinem Lichte ein recht düſteres, verregnetes Städtlein und in einer der kotherfüllten Straßen ein großes, graues, unheimliches Haus und in dieſem Hauſe eine große, graue, unheimliche Stube. Freilich zittert für mich, während ich dies niederſchreibe, hellgoldiger Sonnenſchein über dies düſtere Bild, der Sonnenſchein der Erinnerung an die eigene Jugend. Denn ich ſehe ja auch mich unter den vielen fünfzehn-, ſechzehnjährigen Jungen, die da auf niedrigen Schulbänken beiſammenſitzen in jener grauen Stube. Bang und klopfenden Herzens ſitzen wir da und blinzeln nur zuweilen ſcheu

nach dem Katheder hin, als stände dort ein Tiger oder ein Gespenst oder gar der Herr Director.

Es steht aber nichts Aehnliches dort, sondern im Gegentheil ein hübscher, freundlicher, junger Mann, der eben lächelnd den Knoten einer Schnur löst, durch die ein Haufe von Heften zusammengehalten wird. Das ist der Professor des Latein, Herr Wilhelm Lang, und diese Hefte sind unsere Hauspensa. Er lächelt — weh' uns! — wir kennen dieses Lächeln. Wer die Aufgabe schleuderhaft gearbeitet, erbleicht, und wer sie gar von Anderen abgeschrieben, knickt zusammen, wie ein Taschenmesser. Aber selbst durch die Reihen der «Vorzugisten» geht leises Beben. Denn wer kann sich rühmen: „Ich bestehe vor Professor Lang", und wer darf von sich sagen: „Ich bin ein Gerechter in seinen Augen"?!"

Er lächelt — ach! er lächelt immer stärker. Und nun ergreift er eines der Hefte und hält es hoch empor. „Rathen Sie", fragt er, „wer hat die Aufgabe am Besten gearbeitet?"

Tiefste Stille. Nur einige Seufzer werden hörbar.

„Nun — Niemand? . . . also — die beste Arbeit ist die unseres weisen Aristides, Aristides Lewczuk."

Das ist ein Witz. Und darum wird in den ersten drei Bänken, wo die braven Schüler sitzen, pflichtschuldigst gelacht und in den mittleren Bänken, wo die minder braven Schüler sitzen, minder pflichtgemäß gekichert. In

den letzten Bänken aber, wo die Trotzigen und die Faulen hocken, die verkannten Genies und die Species, der immer „Unrecht geschieht" — dort lacht man nicht und kichert man nicht, wenn ein Professor einen Witz macht. Dort bleibt's grabesstill . . .

Aber, warum ist das mit dem weisen Aristides ein Witz? Und wer ist Aristides Lewczuk?!

Quintaner, Quintaner des Gymnasiums zu Czernowitz. Aber noch Manches dazu. Seht ihn Euch nur einmal an, den großen, plumpen sechsundzwanzigjährigen Menschen — dort, nahe an der Wand, auf der hintersten Bank. Er hat den Spitznamen «das Faulthier» und wer ihn so in seiner Bank, in welcher er Alleinherrscher ist, lümmeln sieht, das gelblich aufgedunsene Antlitz mit den schwarzen, glotzigen Aeuglein auf beide Arme gestützt, wird die Bezeichnung nicht so ganz unpassend finden. Er ist soeben durch einen freundschaftlichen Nasenstüber seines Vordermannes aus sanftem Dusel aufgewacht und blickt nun nicht sonderlich geistreich um sich. Geistreich sein ist überhaupt nicht seine Sache. Der arme Junge! Bis zu seinem vierzehnten Jahre hat er selig und zufrieden zu Mamornitza gelebt, dem schmutzigen Rumänendörflein an der Grenze, allwo sein Vater Ortsrichter ist und kein Drang nach dem Höhern hat ihn gequält. Aber das war leider bei seinem Vater der Fall: Aristides mußte studiren und Priester werden. Und so ist der arme dumme Junge

zur Stadt gekommen und hat da die Volksschule absolvirt — ach! nur Gott hat die Thränen und die Schläge gezählt! Darauf freilich hat Aristides dem Vater erklärt, ihm scheine, er habe „keinen Kopf für das Lateinische". Aber der Herr Ortsrichter waren anderer Ansicht und so hat sich Aristides in sein Schicksal gefügt, eine Leuchte der griechisch-nicht-unirten Christenheit zu werden. Freilich scheint sich gleichzeitig die Ueberzeugung bei ihm ausgebildet zu haben, besagte Christenheit habe es nicht so eilig. Denn er hat sich nicht überstürzt und genau acht Jahre für das Unter-Gymnasium gebraucht. Und nun sitzt er in der Quinta, in der letzten Bank, der arme, tölpelhafte, vielgehänselte «ultimus ultimorum» . . .

„Lewczuk!" sagt der Professor — Aristides erhebt sich zögernd und kratzt sich hinter dem Ohr — „daß ein Anderer die Aufgabe abgefaßt hat, ist klar. Denn sie ist nicht blos grammatikalisch richtig, sondern in fast elegantem Latein geschrieben. Und darum begnüge ich mich nicht damit, Ihnen eine «Dritte» einzuzeichnen und dazu die Note «Hat zu betrügen versucht» — Aristides kratzt sich stärker — „sondern ich frage Sie auch sehr ernst: wer ist der Autor?! Ein Gymnasiast ist's nicht!"

Aristides schweigt.

„Nun — wird's bald?"

„Ich kann nicht sagen, wer ist", stammelt Aristides endlich weinerlich in seinem schwerfälligen Deutsch, „ich kann nicht."

„Warum nicht?"

„Weil er kriegt sonst gleich fünfundzwanzig."

Wir brechen in stürmisches Lachen aus, auch der Professor lächelt. Nur Aristides bleibt todesernst. „Herr Hauptmann laßt ihm gewiß geben", fügt er bestätigend hinzu.

„Kommen Sie her, Lewczuk", ruft Lang ungeduldig. Aristides avancirt langsam, bis er endlich vor dem Katheder steht. „Ist denn Ihr bischen Verstand auch noch rebellisch geworden? Wer hat die Aufgabe gemacht?"

„Der lateinische Kanonier hat gemacht .. Ich weiß nicht, wie er heißt .. Andere Soldaten sagen immer «Lateiner». Herr Hauptmann ruft auch «Lateiner». Sag' ich auch «Lateiner»".

„Und wo haben Sie diese merkwürdige Bekanntschaft gemacht?"

„Bei uns — im Hof — bei der Frau Terlecka. Da wohnt auch Herr Hauptmann mit Pferde. «Lateiner» ist Privatdiener vom Herrn Hauptmann — bedient Pferde ..."

Die Classe windet sich in Lachkrämpfen. „Und dieser Pferdeknecht hat die Aufgabe verfaßt?" ruft der Professor. „Wer ist denn dieser Mensch?"

„Sehr guter Mensch!" versichert Aristides. „Brave Seele. Aber ist immer traurig, immer traurig — krank, so auf der Brust. Kommt er neulich zu mir, sagt: Sie sind Student? Sag ich ja! Sagt er: Ich bitte, leihen

Sie mir Bücher. Sag' ich: Ich hab' nur Schulbücher. Sagt er: Leihen Sie mir Schulbücher. Geb' ich Mathematik. Fragt er: Vielleicht Classiker? Frag' ich: Können Sie lateinisch, griechisch? Sagt er: Ja! Geb' ich ihm Ovid, liest er Ovid. Geb' ich ihm Xenophon, liest er Xenophon. Geb' ich ihm Homer, liest er Homer. Ohne Wörterbuch — kann sehr gut! Frag' ich: Warum sind Sie gemeiner Soldat? Sagt er: Schon fünfzehn Jahre — erzählt mir — wegen Paket, wegen Spitzel, wegen schlechte Menschen . ."

„Wie?" unterbrach ihn der Professor erstaunt.

„Wegen Paket", wiederholte Aristides unerschütterlich, „wegen Spitzel, wegen schlechte Menschen. Wissen Sie — Prager Revolution. Hör' ich zu, Herz thut mir weh, sag' ich: ist traurig! Frag' ich: Aber könnens vielleicht diese Aufgabe machen? Sagt er: Ja! Sag' ich: Also machens! Macht er. Schreib ich ab . . ."

Der Professor war ernst und nachdenklich geworden. „Wohnt Jemand von Ihnen in der Nähe des Lewczuk?" fragte er dann.

Ich meldete mich.

„Bitte — lassen Sie sich von Lewczuk hinführen. Sprechen Sie mit dem Manne und berichten Sie mir dann darüber. Vielleicht läßt sich etwas für ihn thun . . ."

Die drei Schulstunden des Vormittags waren vorüber. Ich ging mit Lewczuk durch die kothigen, schmutzigen

Gäßchen, auf denen der dicke Nebel lag, seiner entlegenen Wohnung zu — in der «russischen Gasse». Mein Mitschüler war so aufgeregt, als es nur überhaupt möglich war bei so glücklicher Naturanlage. „Verflucht, wann aufkommt", meinte er in seinem sonderbaren Deutsch. „Hauptmann bekommt Wind — wird bös — laßt fünfundzwanzig geben — Mensch ist krank — wird hin — wer ist Schuld? — ich!" Dann aber meinte er: „Was ich? — Nicht ich! — Er selbst! Sag' ich ihm gleich: 'Ich bin kein Primus — ich bin kein Vorzugist — ich bin ein schlechter Schüler. Machen's also Fehler hinein — vier Fehler — «genügend» — oder fünf — «hinreichend» — oder sechs — «zur Noth ausreichend». Aber so — er verspricht — macht doch ohne Fehler — natürlich! — Lang riecht Braten!" Ich erlaubte mir bescheiden zu fragen, warum mein geehrter Herr Collega nicht bestrebt sei, durch eigene Kraft nur sechs Fehler in einer Aufgabe zu machen. „Nützt nichts", meinte er in fatalistischer Ergebung, „bin ja erstes Jahr in Quinta, muß ja ohnehin repetiren. Kein Kopf — zu dumm. Aber schadet nichts! Will ich denn ein Doctor werden? — Nein! — Oder Advokat? Nein! — Oder Professor? Nein! Also — nur Pfarrer, — Dorf, Bauern — Kopf gut genug! ..."

Dieses Bekenntniß legte er mir an der Pforte seiner Wohnung ab. Wir wateten durch den Koth des Hofes. „Dort Stallung", sagte Aristides, und wies auf einen

kleinen halb verfallenen Bau, „dort wirst finden. Ich geh Schlaf machen — bis Mittag. Servus!“ Und fort war er.

Ich trat in die Stallthüre. Zwei glänzend gestriegelte Pferde wieherten mir entgegen, an den Wänden hingen Waffen und Monturstücke. Schon wollte ich mich zurückziehen, da klang mir aus dem Hintergrunde, wo ein Lager sein mochte, heftiges Husten entgegen und dann die Frage: „Was wünschen Sie?“

Ich blickte hin, vermochte aber im düsteren Lichte dieses Tages nichts wahrzunehmen. So rührte ich an den Hut und sagte so in die Dämmerung hinein: „Ich wünsche den Herrn lateinischen Kanonier zu sprechen.“

Der Mann erhob sich und trat mir entgegen. Er war ziemlich hoch gebaut, aber die Haltung war schlaff, die Gestalt verfallen. Er mußte sehr krank sein, hoffnungslos krank. Man sah es auch an dem Gesichte. Es war fahl und eingesunken und düster, so entsetzlich düster. Und noch etwas Anderes las man aus diesem Gesichte, daß Reithose und Stalljacke nicht die rechte Bekleidung für diesen Menschen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber — ich zog den Hut.

„Ich bin der Kanonier, den Sie suchen.“ Ein leises, leises Lächeln spielte dabei um seine Mundwinkel. Hiedurch wurde ich erst inne, daß ich, der Wildfremde, ihn eigentlich bei seinem Spitznamen genannt. Dies machte mich so verlegen, daß ich die Erzählung von dem Hauspensum

unseres Aristides und dem Auftrage Lang's nur sehr verwirrt hervorbrachte.

Er sah mich dankbar an mit seinen traurigen blauen Augen. „Ich danke dem Herrn Professor für seine Freundlichkeit und Ihnen für die Mühe — ich danke Ihnen herzlichst. Es thut mir leid, daß der arme Lewczuk Verdruß gehabt hat, aber die «sechs Fehler» habe ich wirklich vergessen. Ich hab's überhaupt nicht gerne gethan, aber ich war ihm auch Revanche schuldig für die Bücher, die er mir geliehen hatte. Und die Aufgabe war richtig?"

„Und wie! der Herr Professor hat gleich gesagt: das hat kein Gymnasiast geschrieben!"

„Ja", sagte er, „wenn man einmal sein Leben an Etwas gewendet hat, so vergißt man's nicht so leicht wieder." Er hustete krampfhaft und ich sah entsetzt, wie ihm einen Augenblick lang blutiger Schaum auf die Lippen trat. Dann ließ der Anfall nach und er fuhr fort: „Seit fünfzehn Jahren habe ich kein lateinisches Buch in der Hand gehabt. Nur den Homer hatte ich." Er ging nach seinem Lager und brachte mir das kleine, dicke, abgerissene Büchlein — eine alte Duodez-Ausgabe der Iliade und Odyssee. „Das hatte ich in jener Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1849, da sie mich zu Prag aus dem Bette rissen, zu mir gesteckt und seitdem, wie durch ein Wunder, überall durchgeschmuggelt. Ich sollte dem Buche eigentlich zürnen",

fuhr er mit entsetzlichem Lächeln fort, „es hat mich am Leben erhalten.“

„O, ich weiß“, rief ich, „Sie waren bei der Prager Revolution!“

Er schüttelte den Kopf. „Nein! Ich habe mich nie um Politik gekümmert. Ich war ein stiller, fleißiger Student der Philologie, der nur seinen Studien lebte. Mein Verbrechen war ein anderes: Ich habe einmal Einen gekannt, der sich um Politik kümmerte.“

„Wie?!“ rief ich entsetzt. „Und darum hat man Sie so behandelt?!“

„Ja — darum!“ Dann aber meinte er ablenkend: „Sagen Sie, ich bitte nochmals, dem Herrn Professor, daß ich ihm herzlich danke. Aber ich wüßte kaum, was sich noch etwa für mich thun ließe.“

„Aber Sie sind ja krank! — Sie können ja unmöglich länger hier bleiben — in dem feuchten Stalle!“

„Es wird ja bald Frühling!“ erwiderte er mit einem Lächeln, welches mir durchs Herz schnitt. „In der schönen Zeit wird mir immer besser. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, mein junger Freund, so werde ich sogar in diesem Frühlinge gesund — ganz gesund!“

Mir schossen die Thränen in die Augen. „Sprechen Sie nicht so!“ bat ich. „Es kann ja noch Alles gut werden! Wir haben ja jetzt den Schmerling!“ Ich erinnerte mich, wie drei Jahre vorher, Ende Februar 1861, die

ganze Stadt und insbesondere das Gymnasialgebäude zu Ehren der Februar-Verfassung beleuchtet gewesen und wie wir Schüler auf Anweisung unseres Classenlehrers damals ein riesiges Transparent angefertigt: «Libertas et justitia Austriae fundamenta». Und darum fuhr ich fort: „Wir haben ja jetzt eine Constitution. Jetzt darf Niemandem länger Unrecht geschehen. Jetzt ist ja Oesterreich auf Freiheit und Gerechtigkeit erbaut . . ."

Er lächelte, lächelte so sonderbar, daß ich stockte. Ich habe mich oft dieses Lächelns erinnern müssen — am 30. Juli 1865 — am 6. Februar 1871 . . . Und wer weiß, wie bald mir wieder dieses Lächeln wird einfallen müssen? . . .

„Vielleicht können wir", schloß ich, „Ihnen einstweilen Ihr Loos erträglicher machen. Sie wünschen Bücher?"

„O!" rief er erfreut, „das wäre freilich sehr schön! Wenn Sie diese Güte haben wollten! Sie wissen gar nicht, wie viel Sie da an mir thäten!" Er war wie elektrisirt, seine Augen glänzten. „Wenn mir der Herr Professor einen tüchtigen Commentar zum Homer leihen könnte! Oder ist vielleicht eine neue bedeutende Streitschrift über die Entstehung dieser Epen erschienen? Ich bin in dieser Frage ein Anhänger des Alten von Halle, Friedrich August Wolf. Dann vielleicht Horaz. Sehen Sie, wie ich gleich unersättlich bin! . . . Und dann — Schiller's Gedichte möchte ich auch noch einmal gerne lesen, bevor ich — bevor es Frühling wird! . ."

„Alles will ich besorgen", versprach ich eifrig. „Die Classiker hole ich Nachmittags vom Herrn Professor. Aber den Schiller habe ich selbst — den hole ich gleich!"

Ich lief heim und brachte ihm das Buch. Die Art, wie er danach griff und zitternd die erste Seite aufschlug und halblaut zu lesen begann, werde ich niemals vergessen.

Darauf ging ich zu Lang und erzählte ihm Alles. Er war tief erschüttert und zeigte die lebendigste Theilnahme. Damals sah ich erst, wie edel und gut der Mann war und daß seine Schärfe gegen uns nur das Ergebniß eines vielleicht nicht ganz richtigen pädagogischen Calculs. Er hätte mir gerne gleich seine ganze Bibliothek mitgegeben. Beladen wie ein Maulesel trabte ich in die «russische Gasse». Gleichzeitig überbrachte ich eine Einladung des Professors, ihn doch ja baldmöglichst zu besuchen.

Der arme Kanonier war bis zu Thränen gerührt. Alle Bücher schlug er auf und las die Titel und rief einmal über das Andere: „O! daß ich das noch erlebe!". . Dann brachten wir Alles in Lewczuk's Stube — hier, im ärarischen Stalle, waren die Bücher nicht vor Confiscation sicher. Der wackere Aristides begriff zwar die Freude des armen Lateiners nicht recht, aber er theilte sie. „Freut sich über Bücher!" sagte er erstaunt zu mir, „ich freu' mich nie über Bücher. — Aber wann sich nur freut — armer, kranker Mann — freu' ich mich auch!"

Auch die Einladung nahm der Kanonier dankbar an.

„Am nächsten Sonntag", sagte er, „wenn mein Hauptmann auf der Jagd in Zuczka ist."

Ich führte ihn an gedachtem Tage in das Haus des Professors und durfte auch dableiben. Es war ordentlich rührend, zu sehen, wie der gebrochene todtkranke Mann gleichsam neu auflebte im Verkehre mit einem gebildeten Manne, der lebhaftesten Antheil an ihm nahm und überdies dieselben gelehrten Studien betrieb, wie einst er selbst. Und an jenem Tage erzählte er uns die Geschichte seines Lebens, eine schlichte, hausbackene Geschichte und doch voll zermalmender Tragik.

„Ich heiße Franz Bauer und bin im südlichen Böhmen bei Budweis geboren. Meine Eltern waren sehr arme Leute und ich mußte mich ganz durch eigene Kraft emporschwingen. Schon während der Gymnasialzeit erhielt ich mich von Privatlectionen und half mir dann auch durch die beiden philosophischen Jahrgänge und später auf der Universität auf gleiche Weise fort. Ich bezog die Prager Hochschule 1847 und studirte Philologie. Die Classiker waren mir schon früher lieb und werth gewesen, jetzt vollends wurde mir mein Studium zur Leidenschaft, die mein ganzes Sinnen und Trachten ausfüllte. An der Bewegung von 1848 nahm ich so gut wie gar keinen Antheil — den Prager Junitagen stand ich ganz fern. Nicht etwa als ob ich stumpf gewesen wäre für die Ideale, die man damals verfocht — es waren die Ideale der Nationalität und der

Freiheit und die hatten mir auch meine Alten gepredigt, wenn auch in ihrer Weise. Aber ich war keine Natur, die für lautes Treiben, für Demonstrationen und Agitationen paßte. Ich war ein stiller, scheuer Mensch und kannte mich eigentlich nur in meinen Büchern aus. Damals begann ich auch die Vorarbeiten für eine große Abhandlung: «Ueber die Entstehung der homerischen Epen». Der Winter verging mir in rastloser Arbeit, der Frühling von 1849 kam. Da entlud sich das Unglück über mich — jäh und plötzlich wie der Blitz.

„Ich verkehrte damals hie und da mit einem Landsmann und Studiengenossen, der Mitglied der damaligen Burschenschaft «Marcomannia» war. Er war ein braver, fleißiger Mensch, dabei schwärmerisch und den revolutionären Ideen mit Leib und Seele ergeben. Der kam nun eines Tages im März zu mir und erzählte mir, es habe sich ein großer Geheimbund gegen die «schwarzgelbe Tyrannei» gebildet, dem auch er angehöre. Der Bund bestehe aus jungen Leuten aller Stände Deutscher und Czechen und habe Fühlung mit dem Landvolk und durch einige Officiere böhmischer Regimenter auch mit dem Militär. Zweck des Bundes sei, sich des Prager Hradschins und sämmtlicher Festungswerke zu bemächtigen — auf dieses Signal hin werde sich das ganze Land erheben. Er lud mich ein, dem Bunde beizutreten, was ich rundweg abschlug; auch warnte ich ihn, sich nicht in so gefährliche Dinge einzulassen. Er

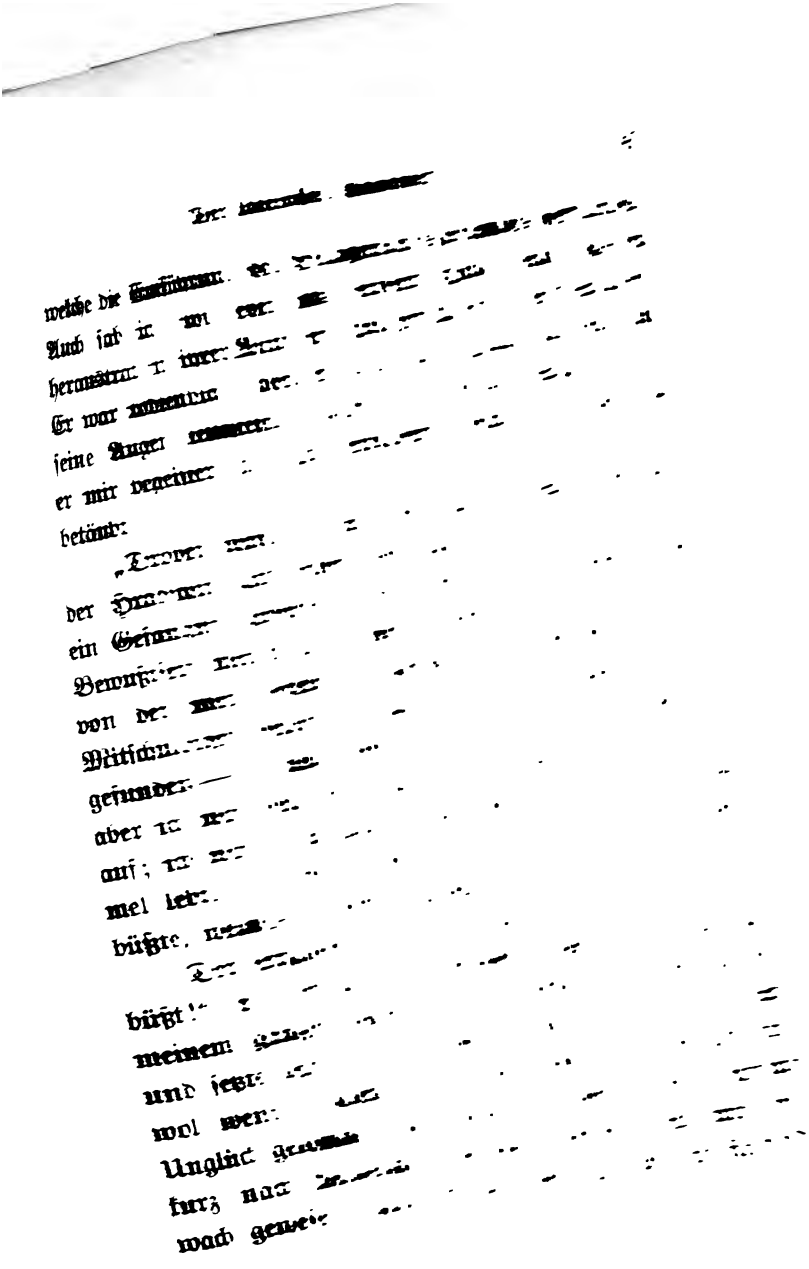
aber meinte, erstens sei es Pflicht, das Vaterland zu befreien, zweitens könne die Sache gar nicht fehlschlagen, denn der Prager Bund stehe nicht allein, er habe durch den russischen Agitator Bakunin Fühlung mit einer großen revolutionären Liga in Dresden und unterhalte Beziehungen zu Görgey, der ja die k. k. Truppen ununterbrochen schlage und sehr bald in Pest, bald auch in Wien sein werde. Ueberdies stehe der Bund unter der Leitung bewährter und erfahrener Patrioten.

„Natürlich blieb ich trotzdem bei meiner Weigerung und Warnung und er brach verstimmt ab, nachdem er mir noch das Versprechen abgenommen, nichts von den anvertrauten Geheimnissen zu verrathen. Wir sprachen auch in der Folge nicht wieder über das Thema und ich vergaß fast die Sache. Sonderlich viel interessirt hatte sie mich überhaupt nicht; sie war mir mehr als eine thörichte, knabenhafte Schwärmerei erschienen, denn als etwas Ernstes. Da sollte ich fürchterlich daran erinnert werden.

„Mein Freund und Landsmann hatte mich auch in der Folge, während des Aprils, mehreremale besucht. Er pflegte mich gewöhnlich am späten Nachmittage abzuholen, worauf wir bis in die Nacht hinein einen größern Spaziergang machten. So kam er auch in der Abenddämmerung des 9. Mai zu mir, wie wir schon früher verabredet. Er trug ein großes versiegeltes Paket unter dem Arme. „Da bin ich", sagte er. „Aber nun mußt Du mich auf meine

Stube begleiten — da will ich das Paket hier in Sicherheit bringen. Dann stehe ich zu Deiner Disposition.“ Da er aber in einem entlegenen Gäßchen der Kleinseite wohnte, und wir einen Spaziergang in entgegengesetzter Richtung geplant hatten, so meinte ich lachend: „Laß doch Deinen Schatz bis morgen hier — hier ist er auch in Sicherheit. Was ist denn drin?“ — „Allerlei Papiere“, erwiderte er und ging auf meinen Vorschlag ein. Wir gingen fort und verbrachten einige recht angenehme Stunden. Gegen zehn Uhr kehrte ich heim, las noch einige griechische Verse und schlief dann ein.

„Es mochte gegen drei Uhr Morgens sein, da weckte mich Gepolter an meiner Thüre. Erschreckt fuhr ich auf — ich hörte draußen den Jammerruf meiner alten Hausfrau, die barsche Frage: „Wo schläft er?“ und dazu das Geklirre von Waffen. „Die Soldaten!“ rief ich entsetzt und sprang auf. Mein erster Gedanke war das verhängnißvolle Paket — das mußte ich beiseite bringen. Aber es war zu spät — da war schon die Patrouille im Zimmer. Ich ward verhaftet, meine Bücher flüchtig durchstöbert, meine Papiere, darunter das Paket, welches ich noch immer in der Hand hielt, zusammengerafft und fortgeschleppt. Dann zerrte man mich die Treppe herab und führte mich auf einem Wägelchen durch die dämmerigen Gassen zum Hradschin. An den Straßenecken der Stadt, die noch im tiefen Schlafe lag, war eine Proclamation angeschlagen,



Hast einen Zettel an mich geschrieben: „Vernichte die Papiere!“ Den hatte er seinem gleichfalls aus dem Schlafe gestörten jammernden Hausherrn zur Besorgung übergeben. Und dieser, ein seltener Biedermann, hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihn sammt meiner Adresse dem Führer der Patrouille zu übergeben. Es ging sehr rasch.

„Nicht so rasch ging es mit dem Verfahren gegen mich. Erlassen Sie es mir, Ihnen meine Qualen zu schildern, glauben Sie es mir, es würde Ihnen das Herz schwer machen. Die Verhandlung rückte langsam vor und ich erfuhr eigentlich erst während der unzähligen Verhöre vom Auditor, was für ein gefährlicher Mensch ich war. Meine Unschuld kam nicht an den Tag; die Herren vom Kriegsgericht sprachen mich schuldig. Ich ward zum Tode verurtheilt. Die Strafe ward im Gnadenwege zu zwanzigjährigem Dienste im Fuhrwesencorps gemildert. Was so die Menschen Milde und Gnade nennen! ... Fünf Jahre später lernte mich mein Hauptmann kennen. Er war Vorsitzender eines Militärgerichts, welches mich wegen Aufhetzung meiner Kameraden —, ich hatte ihnen meine Geschichte erzählt — zur Versetzung in eine Strafcompagnie verurtheilte. Mein Schicksal rührte ihn, er nahm mich als Privatdiener zu sich und behandelte mich ziemlich menschlich, das heißt, wenn er nüchtern ist ...“

„Sehen Sie — das ist mein Leben!“ Und leise, sehr leise fügte er noch hinzu: „Ach! wenn es nur schon Frühling wäre!“

Ich will nicht beschreiben, was wir beiden Zuhörer bei dieser Erzählung empfanden. Der Professor suchte das Loos des Mannes zu mildern, wo er nur immer konnte und ich trug ihm wenigstens fleißig Bücher zu, da ich doch nichts Anderes für ihn zu thun vermochte.

Seine Ahnung, seine Hoffnung, er werde im Frühling genesen, hat ihn nicht getäuscht.

An einem sehr schönen Maitage — es war ein Sonntag — ging ich mit mehreren Mitschülern die «russische Gasse» hinab. Wir wollten nach dem Wäldchen von Horecza. Da kam uns Aristides entgegen. Er schlenderte der Stadt zu. „Hei!" riefen wir, „komm mit, Lewczuk" — er war uns als Sündenbock immer willkommen. Aber Aristides schüttelte ernst das Haupt. „Ich geh' auf Begräbniß", sagte er, und zu mir gewendet, fuhr er fort: „Komm mit — «Lateiner» ist todt — armer, kranker Mann — thut nichts mehr weh. Donnerstag bekommt Blutsturz — Hauptmann laßt ihn in Spital schleppen — Freitag früh gestorben. Heute vier Uhr ist Begräbniß — ich hab' Sanitätssoldat Schnaps gezahlt — hat mir erzählt."

Wir gingen zum Militärhospital. Punkt vier Uhr kam der traurige Zug geschritten — der Leichenzug eines gemeinen Soldaten. Nur ich und Aristides mochten Leid empfinden. Die Ceremonie auf dem Friedhofe war sehr kurz. Der Seelsorger sprach ein kurzes Gebet, dann ward

der Sarg in's Grab gesenkt und zwei czechische Sanitätssoldaten schaufelten es lustig zu.

Ich kann nicht sagen, was ich dabei empfand .... Auch Aristides war sehr bewegt. „Wegen Paket", murmelte er. „Warum hat Gott zugelassen?" Warum?! Ich weiß keine Antwort darauf. Aber der liebe Gott wol auch nicht und ebenso wenig die — österreichische Regierung.

Der Schnapsgraf.

Und mit den Herrn Schlachzizen
Da ist es auch vorbei,
Sie weinen über ihr Unglück
Und trinken Schnaps dabei.
Volkslied der Mazuren.

Mein Wagen rollte über die einsame Haide. Es war im Herbste; am Mittag hatte die Sonne heiß, fast versengend niedergebrannt — nun senkten sich naßkalte Abendnebel auf das öde Gelände. Der Mond war aufgegangen und sein Licht brach sich seltsam in den aufsteigenden Dunstwolken.

Aber ich war stumpf für den Zauber der nächtlichen Haidelandschaft. Ich war den Tag über gefahren, auf den grundlosen Wegen, in dem rüttelnden Bauernwagen. Die Kälte senkte sich bleiern auf meine Glieder; ich war todmüde. Und mein Reiseziel für heute, das kleine podolische Landstädtchen Bereczany ließ sich noch immer nicht blicken.

„Haben wir noch weit zur Stadt?“ fragte ich meinen bärtigen russischen Rosselenker.

Iwan Wassiliewitsch fuhr aus seinem Halbschlummer empor, blickte nach rechts, dann nach links, kratzte sich hinter

den Ohren und erwiderte endlich: „Von den Erlen dort sinds noch sieben Werst, gnädigster Herr!“

Sieben Werst, zwei deutsche Meilen noch! Und ich war nun schon an allen Gliedern wie gelähmt. „Wir fahren heute nicht bis Bereczany, Iwan“, sagte ich. „Halte bei der nächsten «Karczma» (Dorfschänke), an der wir vorüberkommen.“

Wir bogen von der Landstraße ab. Bald konnte ich im Mondlichte die kleinen strohgedeckten Hütten, die Kirche und den Edelhof eines Dörfchens erkennen, in das wir einfuhren. Wir hielten vor der Schänke. Mit einem flackernden Talglichte in der Hand kam uns der Wirth entgegen, ein ältliches, verwachsenes Männchen, ein Jude natürlich, wie fast alle Schänkwirthe in Rußland und Polen.

Er schien sehr erfreut über meine Ankunft und führte mich unter beständigen Verbeugungen in die große Schänkstube des Hauses. „Das ist schön, daß der gnädigste Herr wollen übernachten bei mir“, wiederholte er beständig. „Ich freue mich, daß ich sehe so gesund und frisch wieder den gnädigsten Herrn.“ Er sah mich zum ersten Male im Leben. „Es ist die größte Bequemlichkeit und Reinlichkeit in meinem Hause“.

Aber der Raum, in den er mich führte, bestätigte das nicht. Es war eine große, düstere Stube mit grauen, von feuchtem Moder überzogenen Wänden und schlüpfrigen, schlammigen Dielen. In einem Winkel saßen mehrere

Bauern und tranken unter lautem Schreien und Streiten ihren Schnaps. Ein ekelerregender moderiger Geruch durchzog die Stube. Ich schüttelte mich unwillkürlich.

„Führt mich in meine Schlafstube", sagte ich zu dem Wirthe. Der sah mich verlegen an. „Wir haben nur noch zwei Stuben", sagte er zögernd. „In der einen schlafen meine sieben Kinder und ihr Lehrer. Und in der andern sitzt der Herr Graf, der Onkel von unserem gnädigsten Herrn und trinkt".

„Aber wo soll ich dann übernachten?" fragte ich.

„Eben in dem Zimmer, wo jetzt der Herr Graf sitzt. Man wird bald kommen vom Schloß und ihn abholen. Aber", setzte er eifrig hinzu, „ich werde den Herrn bitten, daß er erlaubt, daß Sie schon jetzt kommen in die Stube. Es ist eine feine, warme Stube, gnädigster Herr!"

Er tänzelte fort und kam bald freudig zurück. „Es wird dem Herrn Grafen ein Vergnügen sein", berichtete er. Und vertraulich flüsternd fuhr er fort: „Er ist ein guter Herr, ein nobler Herr, ein stolzer Herr, der Graf Wladislaus. Er war einmal sehr reich, aber die „Schreiber" (Beamten) vom Czaren haben ihm Alles weggenommen, weil er war ein «großer Pollack» (eifriger Pole). Er hat sehr viel gelitten, denn auch seine Frau, die Gräfin Helene . . . es ist eine traurige Geschichte, gnädigster Herr". Damit öffnete er die niedrige Thüre der «feinen» Stube, und ich trat ein.

Drin wogte ein dichter Tabaksrauch. Das Licht der Talgkerze auf dem Holztische flackerte mühsam. An dem Tische aber saß hinter einer mächtigen, halbgeleerten Flasche ein hochgewachsener Mann, der sich bei meinem Eintritte erhob. Er reichte mir die Hand. „Seien Sie willkommen", sagte er höflich, etwas pathetisch. „Ich kann Ihnen freilich nichts anbieten, als in der Schänke den Sitz neben mir. In früheren Tagen hätte ich Sie nicht hier übernachten lassen, Sie nicht und keinen anderen gebildeten Fremden. Ich hätte Sie gebeten, mein Gast in meinem Hause zu sein. Aber das ist nun vorüber".

Wir setzten uns. Bei dem Scheine der Kerze konnte ich das Antlitz des Mannes näher betrachten. Es war eigenthümlich und fesselnd genug. Auf den echt sarmatischen, einst gewiß stolzen und schönen Zügen lag ein Ausdruck von Trotz, Verkommenheit und Leid zugleich. Sein Alter war schwer zu errathen, die Züge deuteten auf etwa vierzig Jahre, aber das Haar war grau und spärlich. Auf der hohen Stirne, um die dunkeln Augen lagen tiefe Schatten. Der kleine Aaron hatte nicht gelogen, der Mann mußte viel gelitten haben.

„Wir müssen uns wohl", nahm er verbindlich lächelnd das Wort, „hier gegen alle Etiquette selber einander vorstellen. Ich bin der Graf Wladislaus P. Den Namen meines Geschlechtes haben Sie vielleicht schon vernommen"?

„Gewiß", erwiderte ich — es war einer der berühmtesten, klangvollsten Adelsnamen Polens, — „gewiß, ist doch der Name auf ewig verknüpft mit der Geschichte Ihres unglücklichen Volkes!"

„Sie haben Recht", sagte er, „wir waren jederzeit treue Söhne unseres Vaterlandes".

Darauf nannte ich meinen Stand und Namen. Der Wirth trat ein und fragte nach meinen Befehlen. Sein Küchenzettel war sehr einfach: er hatte nur Eier im Hause. „Bringen Sie mir eine Flasche Wein dazu", sagte ich. Aber sein Vorrath sei zu Ende gegangen, entschuldigte sich Aaron. Und ebenso wenig verfügte er über Bier. „Nun, dann bringen Sie mir Wasser", meinte ich. „Ihren Schnaps kann ich nicht trinken".

Aaron ging. „Sie haben Recht", sagte der Graf, „der Schnaps ist kein Getränk für Jedermann. Man kann ihn nur trinken, wenn man sehr roh oder sehr unglücklich ist. Dem Rohen schafft er Vergnügen, dem Unglücklichen Vergessen." Und er leerte sein Glas auf einen Zug.

Ich sah ihn erstaunt an. Ueber dem Eindrucke, den seine Persönlichkeit und seine Worte auf mich gemacht, hatte ich der fast geleerten Schnapsflasche auf dem Tische vergessen. Das paßte sonderbar zu dem Manne.

Er bemerkte mein Erstaunen. „Ich muß wohl recht seltsam in Ihren Augen erscheinen", meinte er. „Sie

treffen mich da in der Schänke und sehen zu, wie ich das Gift hinuntergieße wie Wasser."

Ich versuchte einige Worte über Angewöhnung, Landesbrauch u. s. w.

Aber er unterbrach mich. „Nein!" sagte er. „Ich will in Ihren Augen nicht besser erscheinen, als ich bin. Ich trinke nicht, weil dies hier zu Lande Brauch ist. Ich trinke, weil der Schnaps wie Lethe wirkt, wenn man nur recht viel hinunterbringt. Ich sagte schon: Der Unglückliche trinkt, um zu vergessen. Und ich muß mich betäuben, muß vergessen, denn ich bin sehr unglücklich. . . . Der Jude hat Ihnen gewiß schon Einiges über mich geplaudert?"

Ich zögerte . . .

„Nein — bitte — die Wahrheit", drang er in mich.

„Nun ja — er sagte, die Russen hätten Ihnen Alles genommen."

„Die Russen!" stieß er hervor. Der Klang der Worte liegt unvergeßlich in meinem Ohr; Haß, Wuth, Racheluſt — all' dies lag darin. „Die Russen! Er hat Ihnen die Wahrheit gesagt, sie haben mir Alles genommen, Alles! Haus und Hof, Glück und Namen und" — ziſchte er fast unverständlich hervor — „die Ehre meines Hauses!"

Und er barg sein Antlitz in den Händen. Es war eine peinliche Stille in der Stube. Nur der Haidewind rüttelte und stöhnte an den kleinen Fenstern.

„Ich kann zu Zeiten sehr ruhig sein", begann er dann wieder, „so ruhig, daß es mir vor mir selbst graut, wie ich lachen und sprechen kann, trotzdem so Entsetzliches über mich gekommen! Manchmal aber ist es mit mir, wie jetzt, und ich fühle den Wahnsinn heranschleichen, leise, leise, heimtückisch . . . Haben Sie schon in Ihrem Leben ein großes Leid erlitten?" fragte er darauf plötzlich . . . „Sie sind noch jung?"

„Gewiß", erwiderte ich.

„Ja", sagte er, „aber so ein sentimentales deutsches Leid, wie es in den Liedern und Novellen Ihrer Dichter vorkommt. Ihre Geliebte hat Sie verlassen oder eine Hoffnung hat sich Ihnen nicht erfüllt. Aber ich meine ein solches Leid, das uns das tiefste Herz aufwühlt, das uns für Augenblicke zum rasenden, ohnmächtig rasenden Thiere machen kann. Aber ich stelle da seltsame Fragen — Sie halten mich gewiß für wahnsinnig. Ich bin es noch nicht — leider!"

Ich versuchte einige tröstende Worte.

Aber er unterbrach mich. „Ich danke Ihnen; das paßt für einen Menschen, den das Unglück nur gebeugt hat, aber nicht zerschmettert, wie mich. Zerschmettert, wie der Blitz die Eiche. Halten Sie mich nicht für einen Schwächling, der sich seinem Schmerze hingiebt, ohne Muth, ohne Kampf. Sie würden mich verstehen, würden Sie meine Geschichte kennen."

Er leerte abermals sein Glas. „Ich will Ihnen diese Geschichte erzählen. Es heißt ja, man soll den Fremden, den Gast unterhalten. Und meine Geschichte ist sehr interessant, sehr unterhaltend. Die wüste Schänkstube ist der passendste Ort zum Erzählen einer solchen Geschichte, und der Wind, der draußen über die trostlose Haide weht, pfeift die rechte Melodie dazu."

Er lehnte sich einen Augenblick schweigend in seinen Sitz zurück. Dann begann er, leise und weich:

„Ich war sehr glücklich in meiner Jugend. Der einzige Sohn, der Abgott meiner Eltern, Erbe des Majorats. Ich war ein stolzer, ungestümer Jüngling. Das süßliche Salonleben Warschau's behagte mir nicht. Ich ging in die Fremde, ich lebte in England und Italien. Da starben meine Eltern, zuerst der Vater und dann nach wenigen Wochen — ich war eben heimgekehrt — auch die Mutter. Ich ward der alleinige Herr des ungeheueren Vermögens und genoß, nachdem ich die Trauer verwunden, in vollen Zügen das Glück, reich und jung zu sein. Die Männer zogen mich in ihre Kreise und die Frauen — nun die Frauen suchten mich zu fesseln. Es waren schöne herrliche Frauen darunter, und ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß ich sie verschmäht. Aber mein Herz blieb frei und wußte nichts davon, was die Lippen schwuren. Da sah ich eines Abends auf einem Nachbargute die Comtesse Helene Glinska, die Tochter des Hauses, und ich liebte sie

vom ersten Augenblicke an. Ich veränderte mich ganz; ich wurde still und einsilbig, ging im Mondschein spazieren, machte Verse und wurde roth, wenn mich Freunde mit meiner Melancholie neckten. Ich hatte noch vor Niemand in der Welt die Augen niedergeschlagen, vor Helenen stand ich zitternd und befangen, — wie ein Knabe vor seinem Hofmeister, sag' ich Ihnen. Aber eines Tages fuhr ich hinüber zu den Glinski's. „Comtesse Helene ist im Garten", sagten mir die Diener. Ich ging hin und fand sie auf einer Bank im Schatten sitzend und lesend. Sie wurde roth und bleich, als ich so unverhofft daherkam. Ich faßte ihre Hand und sprach wol sehr wirr und unzusammenhängend. Aber sie verstand mich doch und wir küßten uns und sie sagte mir, sie wolle mein werden, mein Weib. Wir gingen Arm in Arm zu ihren Eltern und sie gaben uns ihren Segen. Als ich nach Hause fuhr, da sah ich erst recht, wie die Sonne so hell schien und wie der Frühling so herrlich auf der Erde lag. Mein treuer Iwan, mein Kutscher glaubte gewiß: der junge Herr ist plötzlich verrückt geworden, daß er im Wagen singt und hüpft und jubiliert. Im Herbste war unsere Hochzeit — auf dem Lande, für den Winter aber zogen wir nach Warschau."

Der Erzähler hatte Thränen in den Augen, er legte seine Hand auf die meine. „Ich war sehr glücklich, junger Mann, o so glücklich, — es ist nicht mit Worten zu sagen.

Ich war stolz auf die Schönheit Helenens, ich jubelte, wenn ich zusah, wie bei unserem Eintritt in einen Salon die Frauen bleich wurden vor Neid und die Männer nur Augen und Worte hatten für mein herrliches Weib. Es war in jenen Jahren ein rauschendes, lautes Carnevalleben in Warschau. Und Helene war die Königin der Saison. Ihr lagen sie Alle zu Füßen — Russen und Polen, Adelige und Offiziere. Aber sie spielte mit Allen, sie verspottete sie. O wie köstlich wußte sie ihnen nachzuäffen, wie grausam verhöhnte sie sie, wenn wir hier und da einen Abend für uns allein hatten. Wir saßen da in Helenens kleinem lauschigen Boudoir. Im Kamine prasselte das Feuer und wir schmiegten uns in der kleinen Causeuse eng aneinander und flüsterten und lachten im Halbdunkel. Aber wie ernst konnte plötzlich mitten in der tollsten Laune die kleine schöne Teufelin werden. Dann legte sie die Arme um meinen Nacken und blickte mir in die Augen, tief, tief. Und sie sprach nur ein einziges Wort dazu, meinen Namen. Aber alle Liebe und alles Glück lag in dem einen Worte. Dann konnte ich mich kaum fassen vor Seligkeit und sprang auf und zog mein Weib in meine Arme und wir tanzten in dem Zimmer umher, wie zwei übermüthige Kinder ... Ja! es war eine schöne Zeit!

„Dann kam der Sommer und wir reisten fort, nach der Schweiz, dann über Deutschland heim. Da lernte ich erst Helenen recht kennen. Ich erschrak fast über die

Gluth und über die stolze reiche Seele, die in dem zarten Körper wohnte. Da war es mir oft, als müßte ich Gott danken für mein Weib und dann wieder, als müßte ich fragen, ob ich ihr Herz und ihr Sinnen wirklich ganz zu erfüllen vermöchte. Und dazu kam, daß ein Schatten auf unserer Ehe lastete, ein Schatten, aber ein schwerer — unsere Ehe blieb kinderlos. Helene war fast trostlos darüber und ich kaum minder. Um sie zu trösten, griff ich zu einem Mittel, welches wohl nicht das richtige war, aber ich wußte kein anderes: ich führte sie viel in Gesellschaft. Anfangs widerstrebte sie, dann aber warf sie sich mit all' ihrer Gluth in den Strudel der Vergnügungen. Und wieder lag ihr Alles bewundernd zu Füßen und wieder war sie die schönste, stolzeste Erscheinung der Warschauer Salons. Aber unsere heimlichen Plauderstunden wurden seltener: Helene ward mir gegenüber etwas kälter, wie befangen. Vielleicht schien es mir nur so, vielleicht war ich nur ein Narr, der sich selbst quälte. Denn damals liebte mich noch mein Weib!"

Er hielt einen Augenblick inne, wie versunken in die Erinnerung. Noch immer heulte draußen der Wind und pfiff kalt und durchschneidend durch die morschen, schlecht schließenden Fenster. Wie erwachend zuckte der Graf empor, stützte sein Haupt auf die Arme und fuhr fort:

„Mit den Russen stand ich, wie damals fast alle Edelleute Warschau's, in einem leidlich guten Verhältnisse.

Seit 1831 war keine neue Erhebung vorgekommen, die Revolutionsidee schien erstickt. Man befreundete sich damals in Petersburg mit den Vermittelungsideen eines Wielopolski, man suchte den polnischen Adel durch Gunstbezeugungen und freundliches Entgegenkommen von der demokratischen Partei, der Emigration zu trennen und hinüberzuziehen ins Lager der Unterdrücker. Wir merkten die Absicht gar wohl und verhielten uns so vorsichtig und zurückhaltend als möglich. Namentlich um mich warfen die Russen ihre goldenen Netze. Denn ich war reich an Geld und Einfluß, meine Familie gehörte zu den ersten des Landes. Man lud mich zu den Bällen des Großfürsten-Statthalters, russische Offiziere besuchten mein Haus. Aber ich sprach mit ihnen nicht wie sie wollten, über Polen und den Czaren, sondern über Pferde, Jagden und schöne Weiber. Man schickte mir einen hohen Orden; ich wies ihn nicht zurück, aber ich dankte auch nicht dafür. Denn all mein Sinnen gehörte doch meinem unglücklichen Vaterlande. Unter diesen Plänkeleien ging der Winter vorüber und ich zog mit Helenen im Frühling aufs Land, auf unser Gut Rozincze. Ein altes, graues Schloß, aber rings ein schattiger Park und herrliche Gegend — wie geschaffen für eine ländliche Idylle. Aber wir lebten nicht in idyllischer Einsamkeit. Wir sahen fast täglich Gäste bei uns oder fuhren auf die Edelhöfe der Nachbarschaft. Wir tanzten, lachten und spielten die Langeweile weg. So

waren wir auch eines Abends beim Grafen Rebna — lauter alte Bekannte. Nur ein neuer Gast war da, der Oberst des Husarenpulks, das im benachbarten Städtchen lag, Basil Dworsky. Ein Kleinrusse, aber er sprach ausgezeichnet polnisch. Man nahm ihn sehr gut auf. Glauben Sie an Ahnungen?" unterbrach sich der Graf plötzlich.

„Man muß es oft", erwiderte ich, „wider seinen Willen!"

„Ja!" sagte er, „so ist es; man glaubt nicht daran und es beherrscht Einen doch. Sehen Sie, als mir Rebna den Obersten vorstellte, da fühlte ich so eine dunkle Ahnung. Ich fühlte, daß ich diesen Menschen hassen müsse, daß er Unglück über mich bringen werde. Aber im nächsten Augenblick schalt ich mich selbst darüber aus. Dworsky war so höflich, so fein, er gab sich so bescheiden und anstandsvoll. Und er hatte ein wahrhaft edles gewinnendes Aeußere. In seinem Antlitz lag es wie tiefe Melancholie, aber die blauen Augen blickten hell und unbefangen, wie die eines Kindes . . . Der elende Hund", fuhr er plötzlich mitten in der ruhigen Erzählung, mit furchtbarer Leidenschaftlichkeit auf. Dann stürzte er ein Glas von dem Fusel hinunter. „Der Schurke!" schrie er noch einmal.

Dann beruhigte er sich allmählich wieder und lächelte sogar, als er von Neuem begann: „Er sah sehr vortheilhaft aus. Die Damen waren bezaubert von ihm — trotz der verhaßten Uniform. Aber er war ja kein Moskowiter,

ſondern ein Kleinruſſe. Nur Helene behandelte ihn noch kälter und abweiſender, wie ſie alle anderen Männer behandelte. Das ſchien mir ungerecht von ihr; dann hätte ich ihm ja auch in meinem Innern jenes erſte unerklärliche Gefühl abzubitten. Darum näherte ich mich ihm im Laufe des Abends doppelt freundlich und bat ihn beim Abſchiede, uns recht bald in Rozincze zu beſuchen.

„Aber er folgte der Einladung nicht. Das Benehmen Helenens hat ihn verletzt — ſo dachte ich im Stillen. Denn an Zeit fehlte es ihm nicht — wir trafen ihn bei faſt allen Geſellſchaften der Nachbarſchaft. Und bald wurde ſein Verkehr mit uns Männern immer inniger und vertrauter. Es war im Frühherbſte 1860. Die Fäden der Revolution wurden immer dichter gezogen — in allen Kreiſen. Wir ſteuerten Geld bei, oft über unſere Kräfte, hielten uns jedoch ſonſt vorläufig zurück. Da erhalte ich eines Nachmittags ein Billet von Rebna. „Komm heute Abend. Wichtige Nachrichten aus Paris.“ Ein Befehl der Emigration denke ich, und fahre hin. Dort finde ich faſt alle Adeligen der Umgegend verſammelt, unter ihnen — Dworsky. „Was will der unter uns?“ dachte ich und wohl auch die Anderen. Aber Rebna führte uns in das gewöhnliche Berathungszimmer und eröffnete uns: er habe Briefe der Emigration erhalten, Dworsky ſei zum Leiter der Erhebung in unſerer Gegend ernannt. Der nahm nun das Wort und erzählte, er ſei von polniſchen Eltern

und von jeher ein glühender Patriot. Man habe ihn wider seinen Willen in die Armee gesteckt, dann aber habe er freiwillig fortgedient, weil er so gehofft, der Sache des Vaterlandes am Besten zu dienen. Was Polen bisher gefehlt, sei gerade eine hinreichende Anzahl strategisch gebildeter Männer gewesen, ferner Verbindung und Verständigung mit der russischen Armee. Dann setzte er uns sein bisheriges Wirken und seine Pläne auseinander. Die Pariser Briefe, dann das ganze Wesen des Mannes ließen kein Mißtrauen aufkommen. Wir fügten uns seinen Anordnungen und empfingen seine Befehle allwöchentlich zweimal bei Rebna. Auch sonst standen wir in engstem gesellschaftlichem Verkehr, nun besuchte er auch mein Haus. Aber Helene begegnete ihm so schroff wie bisher, ja noch schroffer. Besonders eines Abends bei Graf Wodzicki hatte sie es wirklich arg gemacht. Als wir heimgekehrt, machte ich ihr leise Vorwürfe darüber. Sie sah mich groß an, dann aber fing sie zu weinen an, so wild, so heftig, als wollte ihr das Herz brechen. Dann wankte sie mit erhobenen Armen auf mich zu, blieb aber plötzlich stehen, ließ die Arme schlaff niedersinken und sagte dumpf und leise: „Es ist zu spät!“ — „Was?“ fragte ich angstvoll. Aber da war sie schon verschwunden und ich hörte nur noch, wie sie die Thüre des Zimmers hinter sich absperrte.

„Ich dachte nicht viel darüber nach — «Weiberlaunen», tröstete ich mich. Damals gerade wurde ich übrigens

durch die Verhandlungen bei Rebna ſtark in Anſpruch genommen. Sie fanden im Laufe des Novembers täglich ſtatt, Dworsky fehlte häufig, «um die Sache nicht auffällig zu machen», ſchützte er vor. Da fuhr ich auch eines Nachmittags — es war häßliches Nebelwetter — zu Rebna hinüber. Aber etwa in der Mitte des Weges hält mein treuer Janko plötzlich an. „Was giebts?“ frage ich. Aber er antwortet nicht, ſpringt vom Kutſchbock herunter, haſcht nach meiner Hand und fängt heftig zu ſchluchzen an. „Janko!“ rufe ich erſtaunt, „biſt Du verrückt?“ Aber der Menſch ſchluchzt ſtärker und ſagt: „Nein! ich kanns nur nicht länger zuſehen, wie Sie betrogen werden, gnädigſter Herr! .... Die Fruzia, die Zofe, ſie iſt mir gut ... die hat mirs erzählt — ſo oft Sie zum Grafen Rebna fahren, kommt unſere gnädigſte Gräfin im chineſiſchen Pavillon mit dem Ruſſen zuſammen!“ — Ich ſinke in die Kiſſen, ſtarr, wortlos, mir wirbelt das Hirn. Dann befehle ich: „Zurück! Halte bei den Pappeln.“ Dort ſteige ich aus und gehe durch das Hinterpförtchen in den Garten und leiſe auf den Pavillon zu. Ich reiße die Thür auf — da ſitzen ſie wirklich beiſammen, zärtlich umſchlungen. „Verzeihen Sie, daß ich ſtöre“, ſage ich ſehr höflich und trete ein. Sie prallen entſetzt auseinander und ſtarren mich an, als wäre ich ein Geſpenſt. „Ich bin es wirklich“, ſage ich, „Graf Wladislaus P.“ Dann blicke ich den Ruſſen an, der zitternd daſteht, und deute ſtumm

auf die Thüre. Wie er mit gesenkten Augen an mir vorbeiwankt, sage ich nur noch: „Ich bitte, heute Abend zu Hause zu sein; es ist, um meine Zeugen zu empfangen.“ Dann wende ich mich zu Helenen und sage: „Sie werden heute Ihre Tante besuchen, die Baronin Kuziemska in Syczow. Der Besuch wird sehr lange dauern, versehen Sie sich also mit dem Nöthigen. Sie haben zwei Stunden Zeit, dann fahren Sie, Janko wird Sie fahren.“ Dann gehe ich langsam durch den Garten, zu den Ställen, lasse mir ein Pferd satteln und reite zu Rebna. Wie es in mir aussah, erzähle ich nicht, das kann man nicht beschreiben. Bei Rebna ist die Verhandlung im vollen Gange. Ich lasse ihn herausrufen und bitte ihn, noch heute zu Dworsky zu fahren und meine Forderung zu überbringen. „Wie?!“ ruft er im höchsten Erstaunen, „Dworsky — Du?!“ — „Er ist ein Schurke“, sage ich kurz. — Rebna erbleicht. „Dann gnad' uns Allen Gott!“ „Nein“, erkläre ich, „ob er auch ein Verräther ist, weiß ich nicht. Es ist eine persönliche Angelegenheit. Also, wo möglich für morgen früh bestimmst Du die Sache. Pistolen, höchstens zehn Schritte Distanz, Ende, sobald Einer von uns todt am Platze.“ Er schüttelt den Kopf. „Ich muß in der Sache klarer sehen“, sagt er. „Warte, bis die Verhandlung vorüber.“ Nach einer halben Stunde sind die Herren fertig und fahren heim. „Es ist eine Gewissenssache, sagt Rebna, „verzeih, ich muß in der Sache

Uhr sehen.“ — „Laß anspannen“, drängte ich, „ich erzähle es Dir auf dem Wege . . .“ Es war mir so schwer, darüber zu sprechen, ich hätte vor Scham in die Erde sinken mögen, ich faßte ja kaum selber meine ganze Schmach. Es blieb mir erspart. Als wir gegen Rozitnitze fuhren, begegnete uns mein Wagen. Helene saß darin, sie wandte sich jäh ab und verbarg ihr Gesicht. Aber Rebna erkannte sie natürlich doch. „Deine Frau?“ frug er erstaunt. „Sie verläßt heute mein Haus für immer“, erwiderte ich leise. Nun fragte er nicht weiter, setzte mich bei meinem Hause ab und fuhr ins Städtchen. Nach zwei Stunden kehrte er zurück. „Ich habe es geordnet, wie Du wünschtest“, sagte er mir, „morgen sieben Uhr im Wäldchen hinter Deinem Meierhofe. Ich werde Dich abholen.“ Er fuhr nach Hause, ich setzte mich an den Schreibtisch, mein Testament zu machen. . .“

Bisher hatte der Graf kurz, klar, nüchtern erzählt. Die trostlose Erinnerung hatte wohl für Augenblicke den Geist des Fusels niedergehalten. Aber nun schrie er plötzlich in unarticulirten Tönen auf, stürzte ein volles Glas hinunter, richtete sich dann jählings empor, sank ebenso jäh auf seinen Sitz zurück, beugte sich dann zu mir herüber und zischelte, die verglasten, starr blickenden Augen fest auf mich richtend:

„Das Duell hat an jenem Morgen nicht stattgefunden, junger Mann. Es hat später einmal stattgefunden,

aber damals nicht. Denn als ich eben mit meinem Testamente fertig war, drangen die Russen in mein Schloß, meine Papiere wurden versiegelt, ich selbst als Hochverräther in Ketten nach Kamieniec-Podolski geführt — ich und Rebua und die übrigen Theilnehmer an unseren Verhandlungen. Die Furcht vor dem Duelle hatte den Schurken bewogen, seine Rolle als Agent provocateur schon jetzt zu Ende zu führen!"

Er hielt abermals inne und glotzte mich starr und unverwandt an. „Und was war ihr Schicksal?" fragte ich.

„Verschieden! Rebua und sechs Andere kamen nach Sibirien — ich selbst — ich hatte Protection — hahaha! die Protection meiner Frau — ich wurde für Lebenszeit ausgewiesen und meine Güter confiscirt. Rozincze bekam der biedere Dworsky zur Belohnung für seine Dienste — da lebte er mit Helenen."

Er schlug sich verzweiflungsvoll mit der Faust vor die Stirn, dann lachte er gellend auf und flüsterte: „Er ist nicht lange dort geblieben. Als er eines Morgens zur Stadt eilte, verschwand er. Nach einigen Tagen fand man seine Leiche im Wäldchen hinter dem Meierhofe. Er hatte ein abgeschossenes Pistol in der Hand, ein anderes lag zehn Schritte vor ihm im Grase. Neben ihm fand man einen Zettel, mit Bleistift beschrieben: „Dieser Mann war ein Schurke, aber seine Feinde waren keine

Mörder, sie haben ihm einen ehrlichen Tod im Zweikampf gegönnt."

„Und wer war sein Gegner?" frug ich.

Da lachte Graf Wladislaus auf, so laut, so lustig, als hätte ich die schwierigste Frage gestellt: „Wer?! ... hahaha! — Das soll ich Dir auf die Nase binden?! O Du liebe deutsche Unschuld, laß Dich umarmen!"

Er machte alle Anstalten dazu. Es war mir gar nicht unangenehm, daß in diesem Augenblicke die Thüre aufging und ein alter Bedienter hereintrat, hinter ihm ein sehr handfester russischer Bauer und zuletzt der krumme Aaron.

„Kommen Sie, Herr Graf, es ist Zeit", sagte der Bediente, und der Bauer packte den Betrunkenen ohne weitere Weisung am Arme. Die Beiden hatten die Sache offenbar schon in der Uebung. Der Graf wehrte sich ein Wenig, schluchzte, daß man ihn von mir, seinem besten Freunde, so früh trenne, und ließ sich dann fortschleppen. Mit welch sonderbaren Gefühlen und Gedanken ich allein in der Karczma zurückblieb, kann ich kaum sagen.

Zwei Tage darauf, in Kaminiec-Podolski, erkundigte ich mich nach dem Grafen. Er war eine sehr bekannte Persönlichkeit; Jedermann bestätigte mir die buchstäbliche Wahrheit seiner Erzählung. Auch über Dworsky's Tod hatte er die Wahrheit berichtet; von wessen Hand dieser gefallen, darüber hat man nie volle Gewißheit erhalten.

Als Graf Wladislaus in Galizien durch den Branntwein zu einem unschädlichen Jammermenschen geworden, hatte die Regierung des Czaren gestattet, daß ihm einer seiner Vettern auf jenem Dörfchen in Russisch-Podolien das Gnadenbrot gebe.

Auch die Gräfin Helene zeigte man mir in der podolischen Festung — ein üppiges, verkommenes Weib. Sie war nach dem Tode ihres Verführers rasch von Stufe zu Stufe gesunken.

Sem Título

Am Altare.

Mitten aus der weiten, weiten Ebene erhebt sich der Berg, auf dem das Schloß erbaut ist, das Stammschloß der Herren von Celecki, die bis zum Untergange der Republik das Staroſtenamt in diesem Bezirke des armen, öden Landes bekleidet. Der Berg — in anderer Landschaft würde man die Erhebung kaum einen Hügel nennen — steht ganz vereinzelt, sonst überall ringsum das flache, sumpfige Haideland.

Das Schloß ist ein seltsames Gebäude oder nein! — ein seltsamer Haufe von Gebäuden. Es ist ganz anders, als die Edelsitze der Umgebung. Das sind kleine, nüchtern moderne Steinhäuser oder verwitterte Paläste im Styl der Renaissance oder finstere, verfallene Burgen. Aber das alte Schloß der Herren von Celecki — man nennt es überall in der Umgegend nur das «graue Schloß» — ist dies Alles zusammen.

Da ist der uralte runde Thurm mit den geschwärzten Mauern, den zerbröckelten Zinnen und den unzähligen Schießscharten. Die Jahrhunderte haben an ihm genagt, die Macht der Feinde und der Wettersturm. Aber noch

ſteht er aufrecht. Der alte Adam Celecki hat ihn erbaut, der Stifter des Geſchlechts — es war um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts — und ſie nennen ihn den «Schwedenthurm» zur Erinnerung an die böſen Gäſte, die ſich oft genug daran den Schädel eingerannt.

Der Thurm hat einen wenig würdigen Nachbar — das «Damenhaus». Das iſt ein großes, weißgetünchtes, dreiſtöckiges Haus, ſo öde und geſchmacklos, als es nur immer die Baukunſt unſeres Jahrhunderts auszuſinnen vermocht. Und noch öder, noch geſchmackloſer erſcheint es durch ſeine Zierrath, die phantaſtiſchen Gyps-Arabesken unter den Fenſtern und die Sandſteinfiguren auf den Simſen. Das iſt, als wollte ein plumper Geſell zierlich ſein.

Wenige Schritte abſeits hebt ſich eine rieſige, langgedehnte Ruine. Es ſind die Trümmer eines einzigen Hauſes. Das war einſt ein ſchönes, ein glänzendes Haus, ein Haus der Freude und der Verſchwendung, der Luſt und der Ueppigkeit. Als Adam Celecki — der Erſtgeborene in dieſem Geſchlecht führt immer den Vornamen Adam und der, von dem eben die Rede, hatte den Beinamen «der Reiche» — als Adam von der Reiſe aus Frankreich heimgekehrt, da hatte er auch den Baumeiſter mitgebracht, der ihm das Schloß erbauen ſollte, ſo rieſig, ſo prachtvoll, ſo zierlich, als er es in Trianon und Verſailles geſehen, am Hofe des vierzehnten Ludwig. Der Baumeiſter hatte

seine Pflicht gethan. Es war ein Haus, zu dem die Großen von weit und breit gewallfahrtet kamen, um es neidisch anzustaunen — das reinste Rococo in all seiner Schönheit, Zierlichkeit und Häßlichkeit. Adam der Reiche war selig und als er starb, da war das letzte Wort an seine beiden Söhne «Bauet das Uebrige». Er ahnte es nicht, daß der Eine dieser Söhne wenige Jahre später selbst die Brandfackel in dieses Haus schleudern werde, damit die Geschichte des Geschlechts nicht berichten müsse, daß einer aus dem Hause der Celeeki als Mörder auf dem Schaffot gestorben. Er hatte seinen Bruder, den Verführer seines Weibes, erstochen und über der Leiche das Haus angezündet, seine That zu bergen. . . . Hundertundvierzig Jahre sind seit der Unglücksnacht vergangen, aber noch haben die Wetter die Brandschwärze von den Trümmern nicht abzuwaschen, die Trümmer nicht ganz zu zernagen vermocht. Noch ragen diese Trümmer in die Luft, ebenso düster, ebenso unförmlich, als einst das Haus glänzend und zierlich gewesen.

Das ist auf der Nordseite. Auch auf der Südseite haben sich sonderbare Nachbarn zusammengefunden. Die uralte Schloßkapelle, ein kleiner ärmlicher Bau — das Geschlecht ist stets dem Reiche von dieser Welt geneigt gewesen. Und rings um das Gotteshaus ein Knäuel langgedehnter, niedriger, strohgedeckter Hütten, Remisen, Ställe und Gesindestuben. Endlich ganz vereinzelt ein hoher

luftiger Bau, der einen einzigen Raum enthält, den riesigen Festsaal. Nachdem das Rococoschloß niedergebrannt und nachdem die Nachfolger vergessen, warum es niedergebrannt, da haben sie wieder Luft verspürt zu Festen und Gelagen und dieses Haus aufgerichtet. Aber jetzt ist Getreide darin aufgeschüttet.

Ein großer Garten umzieht das Schloß. Er bedeckt die Abhänge des Berges und reicht weit hinab in die Ebene. Die Anlage hat wol viel Mühe gekostet, denn weit und breit ist der Boden unfruchtbar und öde. Aber mit dem französischen Baumeister war auch ein Gärtner aus Versailles gekommen und man hatte die Leibeigenen auf fünf Meilen in der Runde zusammengetrieben und Bäume, Erde, Samen und Dünger zusammengeschleppt und so hatte Adam der Reiche den Garten auch noch grünen sehen. Auch der Gärtner hatte seine Pflicht gethan; die Anlagen und die Terrassen waren sehr zierlich und schnurgerade Straßen und Pfade durchzogen sie. Es gab da dämmrige Grotten und verschwiegene Ruhesitze, einsame Weiher und geschwätzige Fontainen, chinesische Tempel und phantastisch zugestutzte Taxushecken. Und dazwischen standen zierliche Statuen aus Marmor und Sandstein. Aber die Söhne des Geschlechts pflegten den Garten nicht — sie hatten andere, weniger friedliche Passionen. Und so ist dieser Garten heute eine Wildniß, die sehr traurig ist, sehr unwegsam und sehr schmutzig. Die Straßen sind verwachsen

und die Grotten eingestürzt. Die Weiher sind vertrocknet und die Fontainen verstummt, die Tempel liegen in Trümmern und der Taxus wächst wie ihm beliebt. Die Statuen aber, die armen Statuen, liegen im Schlamme oder im hohen Grase und strecken die verstümmelten Gliedmaßen mit stummer Klage zum Himmel empor. Hie und da sind Beete angelegt, da wachsen Kohl, Spinat und Rettig.

Das ist das «graue Schloß» und der Garten. Sie sind seltsam, sehr seltsam, prächtig und ärmlich, stattlich und verfallen, ehrwürdig und komisch. Und dabei so düster! . . . Sie lassen sich nur mit Einem vergleichen: mit dem Geschlechte, das da gehaust. — Ja! die Celecki waren ein seltsames Geschlecht und — «er ist wie ein Celecki», sagen die Leute in Podolien von einem heißen, jähen, leidenschaftlichen Menschen.

Das Geschlecht ist ausgestorben. Der letzte Starost, Herr Adam, ist todt. Das Haus und der Garten gehören den Russen. Sie haben sich selbst zu seinen Universalerben eingesetzt.

An einem Abend im Herbste war's, an einem düsteren, feuchten Octoberabend. Der Wind pfiff kalt und peitschte den Regen vor sich her. Aber die Leute hatten sich nicht abschrecken lassen, sie standen Kopf an Kopf in dem riesigen Schloßhofe und drängten in den Gängen des Damenhauses. Es waren die Bauern aus der Umgegend, dann die

Adeligen des Kreises. Von diesen freilich nur wenige und unter diesen Wenigen kein einziger Freund und Gesinnungsgenosse des Verstorbenen. Die wären wohl gerne gekommen, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Aber sie haben wichtige triftige Abhaltungsgründe. Die Einen modern auf den Schlachtfeldern Polens oder Spaniens oder Italiens. Die Andern essen in Paris oder Turin das harte Brod der Verbannung und die Dritten graben in den Bergwerken Sibiriens, bis sie der Tod erlöst. Aber dafür sind einige russische Offiziere gekommen und der Herr Polizeilieutenant und der kaiserliche Herr Fiskal, um das herrenlose Besitzthum in Empfang zu nehmen.

Dann wird der Sarg geschlossen, der zwei Tage und zwei Nächte offen gestanden im Saale des Damenhauses, und alte, grauköpfige Diener des Schlosses heben ihn und tragen ihn die Treppe hinab und durch die Reihen des Volkes in die Kapelle. Die Bauern, die rohen, ungebildeten podolischen Bauern entblößen ihr Haupt und schluchzen, als wäre ihnen der Vater gestorben. Es ist ein eigenthümlicher, ergreifender Anblick. Die gebildeten russischen Offiziere haben ganz recht, wenn sie diese Szene interessant finden. Und sie besehen sich die interessante Szene und verwünschen dabei den Regen und die Kälte.

Dann gehen sie in die Kapelle. Der alte Pater Ambrosius, der Schloßkaplan, segnet den Leichnam ein und schickt sich zur Grabrede an. Er sieht fast unheimlich

aus, der greise hagere Mann, mit dem vergilbten Antlitz, wie er im Lichte der unzähligen Fackeln dasteht in fliegendem weißem Gewande und sich gebrochen über den Sarg beugt, der die Hülle seines alten Herrn und Freundes umschließt. Ja! — es ist wirklich unheimlich! Der junge Lieutenant Porosoff hat später seinem Vater, dem alten Major Porosoff, gestanden, daß er sich gefürchtet und der alte Major Porosoff seinem Sohne, dem jungen Lieutenant Porosoff, daß es ihm kalt über den Rücken gelaufen. . . . Es ist wirklich unheimlich.

Und noch unheimlicher wird es, als der alte Mann zu sprechen beginnt. Seine Stimme zittert nicht mehr wie bei den Worten der Zeremonie, sie klingt klar und fest. Was er spricht, versteht eigentlich Niemand recht: die Bauern nicht, obwohl sie stärker schluchzen, die Offiziere nicht, obwohl sie ihr Haupt beugen und ihre Stiefelspitzen besehen und selbst der Herr Fiskal nicht, obwohl er sein Sacktuch herauszieht und sich vor Rührung schneuzt.

Zu wem spricht der alte Ambrosius? Zu dem Todten zu seinen Füßen? Oder zu sich selber?

Er spricht sehr seltsam.

Er spricht über den Tod und preist ihn. Wie unrecht es sei, wenn man den Tod hasse oder fürchte. Der stille Mann im Sarge da habe es nicht gethan, er habe ihn ersehnt, denn er sei müde gewesen, so recht todmüde. Aber auch dies sei nicht das Gute, weder Sehnsucht noch

Furcht. Denn der Tod sei heilsam und fürchterlich zugleich und nothwendig, nothwendig wie der Frühling, die Liebe, das Glück! . . . Ja! — nothwendig! — Darum sei es thöricht, das Loos der Todten zu beklagen! Ja — nothwendig, darum sei es thöricht zu hoffen, man könne den Tod wenden durch Gebet und Buße . . .

Der Herr Polizeilieutenant horcht auf, denn er ist ja nicht blos Trauergast, sondern auch kaiserliche Amtsperson und hat darauf zu sehen, daß straflos nichts Unchristliches gesprochen wird.

Und der alte Mann fährt fort: „Was weint Ihr?! Ich sage Euch: an diesem Sarge verstummt der Schmerz! . . . Nicht weinen dürfen wir über deinen Tod, Adam Celecki, nicht klagen über dein Leben! Denn wie schwer, wie schmerzerfüllt auch dies Leben war, — so schwer, daß es kein Gedanke ermißt, so schmerzerfüllt, daß es kein Herz nachfühlt — ich, der ich es gekannt, kann dir nur stolz, tröstend und trosterfüllt nachrufen: Dein Leben war dennoch hehr und schön, du stolzer, edler, unglücklicher Mensch — denn du hast deine Pflicht gethan!"

„Wie überspannt", sagt der Major Porosoff zum Polizeilieutenant. „Wie überaus überspannt", sekundirt der Lieutenant Porosoff. Aber der Polizeibeamte meint: „Pst! — hören Sie nur — ich glaube, es wird interessant!"

„Du hast deine Pflicht gethan, Adam Celecki! Du

haſt dieſer Pflicht Alles aufgeopfert, was das Leben ſchmückt und erhellt! Bis zu deinem letzten Athemzuge ſtandeſt du in all deinem Thun und Laſſen im Dienſte und Zwange dieſer Pflicht. Es war ein faſt übermenſchliches Opfer. Kann es den Werth dieſes Opfers verringern, daß du es anſcheinend nutzlos gebracht?!"

Er ſchweigt. „Nichts weiter?" flüſtert der Polizeilieutenant enttäuſcht. Aber es folgt noch Etwas.

Stolz richtet ſich der Greis auf und heftet ſein glühendes Auge auf die Ruſſen.

„Soll ich dieſer Menſchen wegen ſchweigen? Soll ich aus Furcht vor ihren Ketten dir nicht rühmend in das Grab nachrufen, was der Stolz und das Leid, was der Inhalt deines ganzen Lebens war? Dein Vaterland war es, dein — unſer armes Polen! O Adam, welch ein Menſch warſt du! Du haſt dein Vaterland nicht geliebt, wie wir andern Alle, die wir daneben auch uns lieben oder andere Menſchen, dir war es wirklich das Höchſte, das Einzige, um deſſentwillen du lebteſt . . . ."

Der Polizeibeamte flüſtert eifrig mit dem Fiskal und dem Major. Der Lieutenant Poroſoff aber, der beſchränkte, fanatiſche Menſch wird todtenbleich und beginnt vor Wuth zu zittern.

„Du haſt deine Liebe in anderer Weiſe gezeigt, wie die Meiſten. Du haſt begriffen, daß unſer größtes Unglück

nicht die Ruſſen ſind, ſondern die Zwietracht in unſern eigenen Reihen, der Zwieſpalt zwiſchen Volk und Adel! Und als du dies begriffen, da haſt du dein Herz bezwungen und du, der raſche, heißblütige, ſtolze Sohn eines uralten Geſchlechts, haſt dich in einen ſchlichten Landmann gewandelt, in einen ſelbſtloſen, nimmerraſtenden Arbeiter am Friedenswerke in unſerem eigenen Hauſe. Adam! ſtolz rufe ich es dir nach: Mehr als unſere Feldherren und Helden haſt du den Drängern geſchadet! Und wenn einſt unſere Ketten fallen: Du haſt dein Theil daran!"

Der Polizei-Lieutenant ſagt lächelnd zum Major: „Wir werden ihn gleich nach der Predigt feſſeln und nach Mohilew führen laſſen." Von ihnen unbeachtet neſtelt und zerrt der junge Poroſoff an der Taſche ſeines Waffenrocks — er iſt ſinnlos vor Wuth. . . .

„Und dieſe Ketten werden fallen! Dein Opfer war kein vergebliches: «Exoriare aliquis ex nostris ossibus ultor», — mit dieſem tröſtenden Wort auf den Lippen biſt du geſtorben. Und ſo rufe auch ich: «Ein Rächer wird . . .»"

Ein Schuß! — der Greis greift nach ſeinem Herzen und ſinkt todt über dem Sarge ſeines Herrn und Freundes zuſammen. . . .

Der Lieutenant Poroſoff hat ihn durch einen Schuß aus ſeinem Taſchenrevolver getödtet.

* * *

Was ich hier erzählt, mag seltsam klingen. Und noch seltsamer vielleicht, wenn ich hinzufüge, daß der Lieutenant Porosoff heute schon Oberst ist. Aber es ist so, in diesen Zeilen ist nichts erfunden, als einige Namen.

Im Hafen von Odessa.

... Roth und hell liegt die junge Morgensonne über Steppe und Stadt, über Hafen und Meer!

Weithin dehnt sich die Steppe, kahl und unfruchtbar und einsam. Kaum ist hie und da ein klein armselig Dörflein hingestreut auf die unendliche Fläche oder ein Städtlein. Alles öde, traurig, todt. Steil und schroff oder flach und morastig fällt die braune Wüste der Steppe ab in die blaue Wüste des Meeres. Auf der Grenze zwischen Beiden, auf hochragendem Sandufer, erhebt sich eine stolze, vielthürmige Stadt. Halb der Steppe, halb dem Meere hat sie sich den Boden abgetrotzt und ist herrlich und gewaltig darauf erblüht — die laute, rege Handelsstadt. Stolze breite, lichte Straßen, majestätische Paläste und noch majestätischere Kaufmannshallen. Denn der Gott Merkur ist der Schutzgott dieser Stadt, alle Waaren aller Nationen vereinen sich an dieser Stätte und das Dampfroß bringt sie durch die Steppe getragen und die Schiffe durch das Meer. Die Sprachen aller Völker könnt ihr hier hören, den Söhnen aller Völker könnt ihr hier begegnen. Das ist ein lautes, sinnverwirrendes Drängen,

Haschen und Jagen in diesen breiten, neuen Straßen. Denn diese Stadt ist jung, ihre Blüte jünger, als dies Jahrhundert; der Mann, der all' seine Kraft an die Förderung dieser Blüte gesetzt, hat vor nicht gar langer Zeit erst die Augen geschlossen. Draußen, unter den Akazienbäumen der Promenade, auf dem Hochplateau am Meere steht sein Bild in Erz: «Dem Gouverneur, Herzog von Richelieu, die dankbare Stadt Odessa.»

Von dem Hochplateau führt eine mächtige Freitreppe hinab zum Bahnhof und zum Doppelhafen. Wer oben steht und seine Blicke hinabschweifen läßt, dem bietet sich ein Bild, wie es kaum schöner und interessanter zugleich gedacht werden kann. Freilich zur Rechten und zur Linken nur die öden, weißschimmernden Sanddünen, an welche hier sanft und leise, dort wild und stürmisch die Salzflut schlägt. Aber vor ihm diese Flut selbst, das große, gewaltige, überwältigend große, blaugoldige Meer! Hei! wie schimmert ihm die Flut entgegen, bedeckt von unzähligen Schiffen, von mächtigen Kriegsfregatten und kleinen Fischernachen, von unförmlichen Seglern und zierlichen Dampfern, von riesigen, schwerfälligen Holzbarken und pfeilschnellen Kähnen! Und wie flattern die Flaggen in allen Farben und wie blähen sich lustig die weißen Segel ... Ein schriller Pfiff durchschneidet die Lüfte; pustend und schnaubend fährt ein Lastzug in den Bahnhof ein. Er bringt Waaren des Nordens und Westens; Waaren des Ostens

und des Südens entführt der Zug, der eben den Bahnhof verläßt und hinauseilt in die Steppe. Und im Bahnhofe und auf all' den Schiffen und am Strande und auf der Freitreppe und auf den Gassen und in den Häusern der Stadt: Waaren, Waaren, nichts als Waaren! Hier wird mit Allem gehandelt, mit Allem — was die Erde hervorbringt, was Menschenhände zubereitet, was Geldwerth hat! — Wohin man blickt — Waaren, Karren, Träger, feilschende Käufer und Verkäufer, notirende Sensale, kreischende Zwischenhändler ... Aber wem Solches die wunderbare Poesie des Anblicks trüben würde, der wäre kein poetisches Gemüth, nur ein sentimentaler Gefühlsdusler. Denn auch in diesem riesigen Weltverkehr liegt Poesie.

Im «Hafen von Cherson», dem kleinen Binnenhafen Odessa's, der im Gegensatze zu dem großen, rechts liegenden Hafen von Konstantinopel nur Schiffe aufnimmt, die ausschließlich den Pontus Euxinus befahren, liegt ein Dampfer zur Ausfahrt bereit — «Odysseus» leuchtet in etwas verwitterten griechischen Goldbuchstaben sein Name. Verwittert sieht überhaupt das ganze Fahrzeug aus, vielleicht auch nicht allzu reinlich, hart mitgenommen von Zeit und Wellensturm, wie's einem Schiffe paßt, dessen Namenspatron

«vieler Menschen Städte gesehen und Vieles erduldet.»

Aber — „ich will mit dem Zeug da noch einmal die Welt umsegeln", versichert der Kapitän, ein alter, schlau-

blickender Grieche, eine furchtsam zögernde Judenfrau. Sie traut sich kaum von der Schiffbrücke auf das Verdeck zu treten. Aber die übrigen Passagiere vertrauen sich und ihr Geschick furchtlos dem «Odysseus» an und am sorgenlosesten wohl jener junge achtzehnjährige Mensch, — ach! er ist heute um manches Jahr älter! — der freudetrunken um sich blickt und mühsam an sich hält, daß er nicht aufjauchze in trunkener Jugendlust. O, er ist so selig; sein Knabentraum hat sich ja erfüllt, er hat zum ersten Male hinausdürfen in die weite, weite Welt. Und der Augustmorgen ist so schön, der Morgen seiner ersten Meerfahrt, und das Leben um ihn so lustig!

Und so bunt, so farbenprächtig!

Schon die drei Nachbarn, die da um den «Odysseus» liegen, jeder für sich eine neue, seltsame, fremde Welt. Das große, starke Segelschiff zur Rechten — es hat tagelang draußen im Hafen von Konstantinopel gelegen und ist heute nur deßhalb hierher gebracht worden, um leichter ausgeladen zu werden — ist offenbar ein Kauffahrer. Aber was mag in diesen Riesenfässern stecken, welchen Inhalt mögen die mächtigen Ballen bergen, die der Krahn wie spielend vom Verdeck auf den Strand schwingt? Die Matrosen gehen langsam und schwerfällig einher und ebenso faul, breit und schwerfällig klingen die Laute des Kommandos, nach dem sie sich bewegen; aber was sie anpacken, wird stetig und sicher verrichtet. Wer sind die

blonden, wohlbeleibten, schwerfälligen Gesellen?! Ein Blick auf die beiden Männer am Verdecke kann es euch lehren. Da steht der Mynheer mit dem blassen, aufgedunsenen Gesicht und den ruhigen, wässerigen, blauen Augen und um ihn her ein Haufe schreiender, zudringlicher, jüdischer und griechischer Zwischenhändler. Er läßt sie schreien und toben, und wird's ihm zu viel, so sagt er höchstens ruhig und gelassen: „Ihr kennt unsere Firma, van der Schuyten in Amsterdam und ihr wißt, daß wir den Kaffee da echt bringen und selber holen, und wenn's euch zu theuer ist, so geht. Van der Schuyten haben ihre Waare in Odessa wie in aller Welt niemals lange auf dem Halse gehabt." Und dabei blickt er zum Kapitän hinüber, der anscheinend ganz ruhig an der Brüstung lehnt und nur zuweilen zur Stadt emporblickt. Sie schauen Beide ganz phlegmatisch drein und möchten doch gar so gern die Waare, die Juden und die Griechen vom Halse haben und zur Stadt emporeilen, wo man Wein und Freuden kaufen kann. Wer weiß, aus welchem eleganten «Tanzsalon» gewisser Sorte sie heute nach Mitternacht hinausgeworfen werden, weil sie in ihrer Volltrunkenheit Skandal angefangen — die beiden phlegmatischen und doch so leidenschaftlichen Mynheers.

Hart daneben liegen Bord an Bord zwei große, flache, unförmliche Barken, erstere mit Holz, letztere mit Gartenfrüchten beladen. Da liegt die große, tiefgrüne Kugel der Wassermelone neben der gelbgrünen, mit Warzen besäeten

länglichen Frucht der Riesengurke; da sind rothe und weiße Kirschen, gelbgrüne Zuckermelonen und Aepfel von ungeheurer Größe. Denn die Krim und die Landenge von Cherson, das ist ja, sofern es nur der Mensch versteht, den Segen zu nützen, so recht «das Land, wo Milch und Honig fließt» und gewiß in höherem Grade, als dieß gegenwärtig das Land ist, von dem einst jenes Wort der Verheißung gesprochen worden. Der Gedanke an die Gefilde, welche der Jordan, der «liebliche Fluß» durchfließt, drängt sich hier übrigens noch weit lebhafter auf, wenn wir die Männer in's Auge fassen, welche die Früchte in kleine Kähne verladen und an den Strand bringen. Sie haben diese Früchte mit eigener Hand gesäet, auf eigenem Acker, mit eigenem Schweiße großgezogen; an ihrer Tracht und ihrem Benehmen erinnert nichts an die zudringlichen, frechen und doch wieder hündisch demüthigen Handelsjuden am Strande und doch haben diese Landleute ihnen verwandte Züge und sie rufen in derselben Sprache zu demselben Gotte — es sind Karaiten aus dem jekaterinoslawer oder chersoner Gouvernement oder aus der Krim ...

Still und todt ist es dagegen auf der Holzbarke. Die Schiffer liegen im warmen Sonnenscheine auf dem Gebälke und blinzeln schläfrig in das bewegte Leben um sie her. Woran sie dabei denken? Vielleicht an ihre Heimat, die grüne, weite Ukraine, in deren Wäldern die Stämme ge-

schlagen worden und dann in Flößen den Don hinabgeschwommen, oder sie denken daran, — mindestens deuten ihre melancholischen Mienen auf Aehnliches — daß es vielleicht glücklichere Menschen auf Erden gibt, als kleinrussische Holzflößer. Aber höchst wahrscheinlich denken sie an nichts und jener düstere Zug im Antlitz rührt nicht von persönlichem Leid her — jahrhundertelange Schmach und Bedrückung hat so lange auf diesem Volke gelastet, daß die Spur davon, ein dunkles Erbtheil, von Geschlecht zu Geschlecht geht. Denn wo war je ein Volk auf Erden unglücklicher, als das der Kleinrussen?! Ein Knecht zu sein, ein Spielball in den Händen mächtiger und überlegener Völker, im Osten des Moskowiters, im Westen des Polen — das war und ist die Bestimmung dieses unglücklichen Volkes! Aber noch lebt in ihm, wenngleich nur im Liede, das es singt, die Erinnerung an seine große Zeit! Horch! in langgezogenen Tönen klingt es aus der Barke herüber:

„He Kosaken! He Kosaken!
Hört ihr rufen euren Hetman?
He! was ruft der Hetman Stenko?!
„Brüder! nieder mit den Ljachen! (Polen)
Nieder mit den Milchgesichtern,
Bis der Dniester roth von Blut ist!
Haben wir sie hier geschlagen,
Wird das weiße Lemberg unser!"

So singen sie das Schlachtlied, mit dem einst ihre Väter den Erbfeind abgewehrt oder unterjocht und krauen

sich dabei hinter dem Ohr und schielen ängstlich, ob nicht ihr Herr kommt, der Mann, dem ihre Leiber gehören. Denn die Söhne dieses Volkes bleiben immer hörig, mag nun die Hörigkeit aufgehoben sein oder nicht . . .

Der junge Mensch lehnt an der Brüstung des Verdecks und starrt hinein in dies fremde, bunte Leben. Da — ein Ruck — die Schiffbrücke wird aufgezogen, der Dampfer setzt sich langsam in Bewegung. Noch einen Blick wirft der junge Reisende auf die stolze Stadt da oben und auf das schimmernde Erzdenkmal und auf die Schiffe ringsum. Dann steuert der Dampfer aus dem Hafen und hinaus auf den Pontus und der junge Mensch hat Muße, seine Reisegesellschaft zu mustern.

Fürwahr! — sie ist bunt genug!

Alle Sprachen des Ostens und alle Trachten fließen hier zusammen. Dort ein Haufe eifrig disputirender und gestikulirender Männer in sehr bekanntem Aufzug: lange, schmutzige, um die Mitte gegürtete Kaftane, schmutzstarrende Filzhüte, Hängelocken an beiden Wangen — Handelsjuden aus Kiew, Mohilew und Cherson. Daneben am Boden kauernd ein Kreis von Landleuten in verschlissenen Zwilchröcken; sie sehen melancholisch in die Welt, singen ein melancholisches Volkslied und essen dann melancholisch Schwarzbrod mit Zwiebeln. Das sind Südrussen, die sich über die Erntezeit nach der Krim verdingen. Ein Engländer in elegantem grauen Reiseanzug, einer von jener

«großkarrirten» Sorte, die man überall findet, betrachtet sie neugierig. Aber vornehm naserümpfend kehrt sich von den melancholischen Zwiebelessern ein Ehepaar ab, das auch «elegant» gekleidet ist — es kommt nur auf den Geschmack an. Er trägt zu grauen Pantalons eine karmoisinrothe Sammtweste und einen olivengrünen Rock und sie zu einem schweren, hellgelben Sammtkleide eine veilchenblaue Mantille. An Schmuck trägt das Ehepaar einen mäßigen Juwelierladen auf dem Leibe. Sie reisen auf ihr Gut bei Cherson. Er war früher Bankhalter in einer Spielhölle Moskau's und sie — sprechen wir von etwas Anderem. Dort stehen Griechen im malerischen Nationalkostüm, darunter ein Knabe, allen Fallmerayer der Welt zum Trotze, stolz und schön wie Phöbos Apollon, aber wahrscheinlich — darin dürfen die Fallmerayer Recht behalten — verderbt bis in's Mark der Knochen. Neben ihnen hockt auf einem Teppich stoisch und unbeweglich ein Alttürke, man könnte glauben, er schlafe — bliese er nicht von Zeit zu Zeit den blauen Dampf seines Nargileh in die Luft. Vor ihm stehen, ihn überaus verwundernd betrachtend, zwei Männer, deren Tracht und Sprache man wahrlich hier am wenigsten vermuthen würde. Schnallenschuhe, Kniehosen, Dreimaster, lange Kaputröcke aus blauem Tuchstoff — schwarzwälder Bauern im Sonntagsstaat, wie sie nur je an der Kinzig und am Neckar gewaltet und gelebt ... „Woin gait de Reis', Herre?" fragt der Eine

den Türken, der auch nicht eine Miene zur Antwort verzieht.

„Hannesle", sagt der Andere, „i glaub' gar, er verschteht uns nit ..."

Rasch tritt der junge Reisende auf die Beiden zu.

„Woher seid ihr?"

„Aus Stucklart."

„Und wohin wollt ihr?"

„Gen Möhring."

Aber geht denn die Reise von Stuttgart nach Möhringen über Odessa?! Nun — die Sache ist ganz einfach! Die Landleute kommen aus der deutschen Kolonie Stuttgart im Gouvernement Jekaterinoslaw und wollen nach der Kolonie Möhringen im Gouvernement Cherson. Denn die biedern Schwaben haben in ihre neue östliche Heimat nicht bloß deutsche Sitte, deutsche Sprache und deutsche Tüchtigkeit hinübergetragen, sondern auch die liebvertrauten Ortsnamen der alten Heimat ...

Und auch noch mit einer anderen Person aus seiner Reisegesellschaft läßt sich der junge Mensch in ein Gespräch ein, mit einer kleinen, hübschen, zierlichen, schwarzäugigen Person. Marietta heißt die vierzehnjährige Kleine, Marietta Grisi aus Genua, und sie reist unter Obhut einer Dienerin nach Cherson zum Papa, der dort als Schiffsbaumeister beschäftigt ist. Trotz ihrer vierzehn Jahre weiß sie schon, wozu der liebe Gott einem Mädchen

schöne, schwarze, feurige Augen gegeben. Und sie macht von dieser Gottesgabe so ausgiebigen Gebrauch, daß es dem jungen Menschen fast schwül wird. Sie plaudern laut, sie lachen lustig, ich glaube sogar, sie singen ... ja! er brummt, sie halblaut mit, die Worte des tollen genuesischen Volksliedes. Aber wie sie auf die hohe See kommen, das stolze, herrliche, lichte Meer, dem aus der sonderbaren, unrichtigen Auffassung eines früheren Ausspruchs nun für alle Zeiten der düstere Name des «schwarzen» Meeres verblieben, da plaudert und singt und lacht nur noch die Marietta allein, der junge Mensch ist still geworden, ganz still ...

Friedlich, nur leise sich hebend und senkend, wie eine Menschenbrust in sanftem Athmen, liegt die blaugoldige Fläche ringsum ausgegossen, endlos, endlos, endlos! Was ist die Oede der Ebene oder des Hochgebirgs gegen diese furchtbare, zermalmende, majestätische Einsamkeit der Wasser?! Und über der endlosen blaugoldigen Fläche des Meeres die mächtige, blaugoldige Glocke des Himmels!

Der junge Mensch blickt starr hinein in diese leuchtende Wüste der Lüfte und der Wasser. Er spricht kein Wort, er wagt kaum zu athmen ..... Leise klingt es in seinem tief erschütterten Herzen:

„Sei gegrüßt, o Meer!“

Die „Leute vom wahren Glauben“.

. . . So haben wir diese biederen, fleißigen Narren verloren. Kaum weiß man, wohin sie sich gewendet — nach Oesterreich, hört man, doch fehlt jede genaue Kunde. Schade! Aber das ist nun so in unserem heiligen Rußland: man darf nicht einmal nach eigener Façon verrückt sein.

Alexander Herzen.

Auf dem kleinen Bahnhofe zu Czerepkouz war es — im Herzen der Bukowina liegt das ärmliche Dörflein, nahe den vielberufenen Mihuczeni-Dämmen. Es war wieder sehr still geworden im Stationshäuschen, nachdem der Zug langsam weitergedampft, über die Serethbrücke, nach Süden. Nur der Pfiff der Locomotive hallte gedämpft durch die heiße, schwere Luft zu uns herüber und das schmutzige rumänische Bauernbübchen, das vorhin mit Glas und Wasserkrug den Zug auf und ab gelaufen und die mühsam erlernten drei deutschen Silben: «Frisch Wasser!» geschrien, zählte am Perron die erworbenen Kreuzer. Sonst kein Laut und keine Seele. Und da standen wir drei wanderlustigen Menschen und schauten uns und unser Handgepäck rathlos an, zuerst am Perron, dann im Wartesaal und endlich besonders ausgiebig auf dem freien Felde

hinter dem Bahnhofe. Aber dadurch ward die Sache nicht besser: ein Gefährt ließ sich nicht blicken.

Da rauschte es im Kukurutzfelde, ein Cylinder glänzte im Sonnenschein, und vor uns stand jählings ein deutscher Volksschullehrer. Denn das war das hagere Männlein mit dem schwarz bekleideten, dürftig gerathenen Oberkörper; auf seinem Antlitz war der Stand zu lesen, wie auf einer Visitenkarte. Bitterster Kampf steht auf solchem Antlitz geschrieben; der Kampf mit dem eigenen Magen, ferner die verdrießliche Beschäftigung mit fremder Rangen Hirn und Hinterbacken, aber auch ein Schimmer jener Flamme, durch welche unser deutsches Volk groß geworden ist vor allen Völkern der Erde, der Begeisterung für die Ideale... Dann noch ein Blick auf diesen Cylinder — ja, das konnte nur ein deutscher Schulmeister sein!

„Herr Lehrer", trat ich an das Männlein heran, welches sich den Schweiß von der Stirne wischte, „Sie sind ja wol aus der Umgegend; wo gäb's hier einen Miethwagen?"

Der Kleine lächelte freundlich. „Aus der Gegend bin ich wohl"; er deutete mit dem Daumen nach rückwärts und nannte den echt tatarischen Namen eines Dorfes, wo heute deutsche Colonisten sitzen, „aber — und hier überfluthete sein Dialekt allen Damm des Hochdeutschen — „wo'sch hier ein Miethwägele gebe thät, wüßt' ich bei Gott net. Wisset, hier isch so: d'Edelleut', d'Bojare und d'Pope

Hawo eigene Ferd, wir anderen Menschenkinder aber" — hier tauchte das Hochdeutsche wieder siegreich hervor — „reiten eben auf unseres Schusters Rappen. Awer wo wolle Sie hin?"

„Nach Fontina Alba, zu den «Leuten vom wahren Glauben», den Popowzen . . ."

„Aepple kaufe?"

Wir lachten. „Nein — in's Kloster . . ."

„Ei du mei lieb's Herrgöttle!" Das Männlein stand starr vor Erstaunen. „Was suche Sie dort?"

„Das Kloster ist ja höchst interessant — das einzige, welches diese merkwürdige Secte überhaupt auf Erden besitzt."

„Awer das sind ja wüschte Pfaffe. Den ganzen Tag fresse sie Caviar und singe dazu! Und dann: es nützt Ihnen ja nichts! Die Fanatiker lassen ja doch keinen Andersgläubigen ins Kloster. So können Sie höchstens die Gemeinde anseh'n, die Lippowaner*), und die sehen Sie ja ohnehin auf allen Straßen, bei jedem Wochenmarkt und in den Obstkellern von Czernowitz . . . Ei du mei Jesu!" unterbrach sich der gute Mann erschreckt und eilte

*) „Lippowaner" nennen sich die Anhänger dieser Secte nach ihrem einstigen Führer, dem Bauer Philipp Pustowiat; ferner auch «Starowerski» (Altgläubige), am liebsten aber bezeichnen sie sich stolz als die «Leute vom wahren Glauben».

zur Kasse. Der Zug nach Norden fuhr eben in die Station ein.

Da standen wir drei Wanderer wieder im Sonnenbrande am Rande des Kukurutzfeldes und sahen uns wieder an, noch rathloser als früher. Wol trugen wir wohlverwahrt ein moskowitisches Empfehlungsschreiben an den hochwürdigen Olympi Miloradof, Archimandriten und Abt zu Fontina Alba, bei uns, aber es war doch problematisch, ob die «wüschte Pfaffe» darauf reflectiren würden. Und um den Anblick gewöhnlicher Lippowaner konnte es uns allerdings nicht zu thun sein.

Denn man kann den seltsamen Leuten allüberall im Lande begegnen. Sie sind die Nachkommen jener hartnäckigen, unbeugsamen Altrussen, an denen der kühne, gewaltsame Mensch, Czar Peter der Große, vergeblich seine Scheere, Seife und — Knute geübt. Sie wollten ihren Kaftan und Bart nicht stutzen, sie wollten vom Patriarchen von Konstantinopel nicht lassen, und auch ihre einhundertsechsundachtzig Fasttage im Jahre galten ihnen als unantastbares Heiligthum. Aber der Czar ließ lustig darauf losscheeren und den leidenschaftlichen Fastern Fleisch in den Mund stopfen. Da fügte sich der größte Theil und übte nur heimlich den alten, starren Glauben; die frömmsten «Starowerski» aber flohen über die Grenze in die Türkei, nach der Krim und Moldau. Dort lebten sie achtzig Jahre still und friedlich, mit Obstbau beschäftigt, von

Scheere und Fleischtopf unbedroht und immer eifriger und absonderlicher weiterer Gottgefälligkeit nachstrebend. Hier erst wurden sie eine seltsame, von allen übrigen Christen schärfstens geschiedene Secte, mit eigenen, theilweise schier unglaublichen Bräuchen. Dann fiel es einer Gemeinde ein, sie bedürfe keines Mittlers zwischen sich und Gott; sie entledigte sich unsanft ihres Popen, und die Bezpopowzen (Bezpopowczyki) traten in Gegensatz zu Jenen, denen der Pope ein unentbehrliches Bedürfniß blieb, den Popowzen (Popowczyki). Uebrigens vertrugen sich beide Secten, einige Verwünschungen als «ketzerische Hunde» abgerechnet, ganz gut.

Da fegte wilder Kriegssturm dies friedliche Stillleben hinweg; die Russen besetzten die Krim. Und wieder einmal hielten die Lippowaner ihr geistlich Heil höher, als ihr weltlich Gut, und wanderten mit Kind und Kegel aus — eine Erscheinung, imponirend auf den ersten Blick, aber immer kläglicher zusammenschrumpfend, je näher man ihr tritt, und fast lächerlich, erfährt man zuletzt, daß diese Menschen eigentlich nur vor Assentplatz und Impflanzette geflohen! . . . In der eben von Oesterreich erworbenen menschenleeren Bukowina fanden sie im Spätherbst 1785 Aufnahme; auch Joseph II. gestattete, gleich seinem großen Zeitgenossen, seinen Unterthanen, in jeder ihnen beliebigen Façon selig zu werden. Und da leben denn Popowzen und Bezpopowzen — fleißige, sittliche, nüchterne Bürger

— bis heute mitten unter den andersgläubigen Bewohnern des Landes, aber nicht mit ihnen. Es ist eine seltsame, unheimliche Erscheinung: um diese Menschen hat ihr Glaube (und dieser allein!) einen Bann so tiefer Vereinsamung, so unsäglichen Fremdseins, so entsetzlicher Abgeschlossenheit gezogen, daß selbst alltäglicher, tausendfältiger Geschäftsverkehr keinen Hauch rein menschlicher Annäherung gebracht! Der Lippowaner gräbt dir deinen Teich, miethet dir deinen Obstgarten ab und verkauft dir seine Aepfel; im Uebrigen kümmert er sich nicht um dich, und es würde dir wenig frommen, wolltest du dich um ihn kümmern. Auf jede nicht rein geschäftliche Frage hat er nur ein stummes Kopfschütteln oder er starrt vor sich hin, als wäre da blaue Luft, nicht ein neugieriger oder theilnehmender Mitmensch. So geht er fremd, von abenteuerlichem Gerücht umgeben, unter den Uebrigen einher, auch schon in Tracht und Erscheinung scharf von ihnen geschieden. Doch ist die Bekleidung nicht absonderlich, sie unterscheidet sich wenig von der moskowitischen Nationaltracht. Ueber dem Linnenhemd und dem Tuchbeinkleid trägt der Mann ein Oberhemd aus gestreiftem Zwilch, in der Mitte gegürtet, bis auf die hohen Stiefel hinabreichend, darüber einen langen und breiten, in der Mitte roth gegürteten Kaftan aus blauem Tuch, auf dem Haupte aber, um welches Bart und Haupthaar, ein nie durchforsteter Urwald, üppig wuchern, einen sonderbaren Filzkegel oder eine

Pelzkappe. Ueberaus plump ist das Kleid der Weiber, gewöhnlich aus buntem, großgeblümtem Stoffe: eng den Hals umschließend, dicht unter dem Busen gegürtet und in langen, unförmlichen Falten auf die Knöchel herabfallend. So sind sie Alle, reich und arm, gleichförmig uniformirt, aber von ihrer geistigen Drillung, von ihrer inneren schier märchenhaften Uniformität weiß kaum Jemand — auch im Lande selbst — Genaueres.

Und so dürfen wir drei Wanderer: Historicus, Archäolog und Schriftsteller, uns fast etwas darauf einbilden, daß wir den seltsamen Menschen näher treten, daß wir sogar in ihrem Allerheiligsten verweilen durften, in ihrem Kloster. Und daß wir Hallelujah! und mirabile dictu! — vom Caviar kosten durften, vom dreimal heiligen Caviar! . . .

Aber halt! — da greif' ich vor. Wir stehen ja noch rathlos auf dem Kukurutzfeld und schauen die staubige Straße auf und ab und harren, daß uns der Himmel einen Wagen sende oder sonst ein Zeichen seiner Huld.

Und er sendete es. Von fern wirbelte eine Staubwolke auf, und eine Kibitka kam lässigen Trabs heran. Drinnen saß ein lippowanisches Ehepaar mit seinen beiden Töchtern. Sehr üppige Schönheiten, beide zusammen kaum unter drei Centner Liebreiz.

„Halt!" riefen wir und stürzten auf das Gefährt zu.

Der bärtige Paterfamilias hielt; er mußte wohl, wollte er uns nicht überfahren.

„Hört mich an, Väterchen", bat ruſſiniſch Adalbert, der Hiſtoriker. „Wir müſſen in euer Kloſter. Wollt ihr uns für gutes Geld mitnehmen, Väterchen?"

„Der Teufel iſt euer Väterchen", ſagte der Alte dumpf, ohne Erregung. „Geht beiſeite oder —"

„Aber wir haben hier einen Brief an den hochwürdigen Olympius —"

„Der hochwürdige Kaluger braucht weder euch, noch euren Brief."

„Vielleicht doch", ſchmeichelte Adalbert. „Der Brief iſt von meinem Vater Andreas M." Es war der Name eines greiſen Ehrenmannes, den Jeder im Lande, ſelbſt der Bauer im ödeſten Bergthale, kennt und achtet.

Auch der grimme Altgläubige kannte ihn „Wenn der Brief wirklich vom alten Herrn Andreas iſt", erwiderte er, „ſo wird ihn der hochwürdige Vater gerne leſen. Aber mitnehmen kann ich euch nicht, weil ich etwas im Wagen führe, was —"

„Oh", lachte Jaroslaw, der Archäolog, „wenn Ihr Eure Töchter meint, da könnt Ihr ruhig ſein. . ."

„Hoho!" grollte der Starowerze. „Wer ſagt, daß ich meine Töchterchen meine?! Was könntet i h r meine Täubchen angehn? („Das wär' auch gräßlich!" brummte der unverbeſſerliche Alterthumsmenſch.) Aber ich führe

hier heiliges Oel für die heiligen Väter im Kloster. Und da kann ich auf denselben Wagen keine Ungläubigen aufladen! Hist — he!"

Und die Kibitka setzte sich trotz der beiden schweren Täubchen in rasche Bewegung. Aber nach wenigen Secunden hielt sie abermals, und das bärtige Haupt wendete sich uns wieder zu. „Wenn der Brief wirklich vom alten Herrn Andreas ist", scholl es herüber, „so will ich euch einen Rath geben. Geht dieser Straße nach, dann kommt ihr in das Dorf Czerepkouz. Gleich in der zweiten Hütte wohnt Wassilj Tudak; wenn er nicht besoffen ist, so wird er euch fahren..." Und eine Staubwolke verschlang die heilige Familie.

Laut lachend folgten wir dem Rathe, trotz Sonnenbrand und Handgepäck. Aber schon nach zehn Minuten senkte sich die Straße in eine sanfte Thalmulde und nahm ein Bad; seicht, aber fünfzig Schritte breit floß da unten der Sereth. Freilich tauchte sie just gegenüberschimmernd wie reingewaschen wieder auf und schlängelte sich zum Dorfe empor — aber wie kommt man über das Wasser, so es keine Balken hat? . . .

Die Wellen kamen und gingen und spannen sich im Sonnenschein wie ein tausendfarbig Netz über die runden Kiesel, und mit tausend Stimmlein plätscherte und gurgelte es uns daraus entgegen, aber eine vernünftige Aufklärung, warum man hier keine Brücke gebaut, war nicht daraus zu

entnehmen. Da faßten wir uns und einen Entschluß und zogen Stiefel und Hose aus und hingen beides über den Rücken und wateten hindurch. Aber wie schön das aussah, kann ich nicht sagen. — [illegible]

Hier verstummt das arme Menschenwort.

Eine halbe Stunde später standen wir vor der zweiten Hütte von Czereplouz, und Wassilij Tudak war nicht besoffen, und bald fuhren wir in seinem Leiterwäglein über Stock und Stein, gepufft und gebeutelt, über fruchtbares Hügelland und öde Haide gegen Südwest dem Kloster zu.

Wassilij Tudak war nicht besoffen, sagte ich. Aber sanft gerührt war er, und seine Aeuglein glänzten und schluchzend sang er in langgezogenen Tönen den Pferden sein Leid zu.

„Ach, ihr Bräunlein", gröhlte der Russine, „ach, ihr meine Lieben, wohin müßt ihr traben? In das Kloster müßt ihr, weil mich diese verrückten Deutschen dazu gemiethet haben, zu den bärtigen Pfaffen, zu den Selbstverbrennern, zu den Fischfressern, welche so sehr . . . (folgt eine Bemerkung über Klosterduft). Ach! ihr Bräunlein, ihr kriegt dort keinen Hafer und ich keinen Schnaps, und diese Herren wird man hinauswerfen, hist, he! obwol es Herren sind, hist he!"

So umklang uns düster und schnapsduftig Wassilij's Schicksalslied. Wir verrückten Deutschen aber lachten und sangen in den blauen Sommertag hinein, bis fern am

Horizonte zwei blitzende Thurmknäuflein emportauchten. Da wurden wir still und sahen zu, wie uns das Kloster mächtig entgegenwuchs.

Aber jählings war es wieder verschwunden: in eine enge Sattelung stürzte sich der Weg und stieg dann wieder einen Bergrücken empor. Oben, wo sich die Markung der Lippowaner von der ihrer Nachbarn scheidet, ließen wir halten. Wahrlich! — die rastlos fleißige Hand dieser seltsamen Menschen hat dafür gesorgt, daß man die Markung deutlich erkenne: größerer Gegensatz zweier Landschaften ließe sich kaum ersinnen. Dort, woher wir kamen, fahles Haideland, spärliche Aecker, armselige Hütten, vor uns aber fruchtbares, gesegnetes Gelände, herrliche Nutzgärten, goldwogende Weizenfelder, dazwischen, kaum eine Viertelstunde von einander entfernt, zwei mächtige Obstwälder, zwischen deren Aesten stattliche Hütten hervorlugten: die Dörfer Klimouz und Fontina Alba. Vielleicht hat unser Wassilij unwillkürlich die richtige Ursache dieses Gegensatzes gefunden, als er, die Bräunlein wieder antreibend, tief aufseufzte: „Und in zwei so schönen Dörfern gibt's keine einzige Schänke!“ ...

Ueber Klimouz, dem Dorfe der Bezpopowzen, schimmert selbstverständlich auch kein Kirchendach, aber dafür glänzten uns deren drei von Fontina Alba her entgegen. Mitten im herrlichen Obstwald liegen die reinlichen wohlgepflegten Hütten, und lustig trabten die Bräunlein die

schattige Bergstraße hinab und an der mächtigen, grün und weiß bemalten, vielkuppeligen Dorfkirche vorüber. Die Straße lag still und todt, nur ein altes dickes Weib begegnete uns, und das machte schleunigst Kehrt und schlug ein Kreuz. Ihre Lippen bewegten sich hastig: ein Segensspruch war es schwerlich.

An einer ewig langen Holzplanke fuhren wir dahin. Endlich ein weitgeöffnetes Holzthor mit seltsamer, buntbemalter, kreuzgeschmückter Wölbung: das Klosterthor. Wassilj zögerte. „Rasch hinein!“ befahlen wir. „Und noch rascher hinaus!“ murmelte der Trunkenbold.

Aber dazu hatte es mindestens vorläufig keinen Anschein. Wir durchfuhren den ersten, den zweiten Hof, an Obstbäumen, Scheunen und verfallenen Hütten vorüber, jedoch keine Menschenseele ließ sich blicken. Endlich eine dritte Mauer, ein drittes, fest geschlossenes Thor und darin ein kleines Pförtlein. Da ließen wir Wassilj zurück und traten durch das Pförtlein gebückt in den inneren Klosterhof.

Die Sonne schien, die Vögel sangen, und der Himmel spannte sich so tiefblau und glänzend über diesen Steinhof und das graue Gebäu ringsum, wie draußen über das lachende Gefilde, aber doch war's uns zu Muthe, als wäre es plötzlich kalt und düster um uns geworden. Um dies Kirchlein, um dies langgestreckte Zellenhaus mit den grauen Holz-Erkern und Dächlein lag ein Hauch unsäg-

licher Oede und dumpfer, verdumpfter Trauer. Aber mehr als diese grauen Wände, diese erblindeten Fenster, diese grünbraune Moderdecke griff uns die entsetzliche Stille erkältend ans Herz. Wir standen still, wir jungen fröhlichen Menschen, und blickten um uns und verstummten.

Kein Tritt erklang, keine Stimme scholl, die Stille währte fort.

. . . . . .

Da brach sie sich — jäh, plötzlich, schreckhaft: in der linden Luft schwamm ein geller Ton und schlug zweimal an unser Ohr. Und nun noch einmal. Wie ein schriller Aufschrei klangs, wie ein Hilferuf. Wir lauschten. Und die Stimme fuhr fort und schrie, stoßweise, bald laut, bald leise, bald näselnd, bald voll, nach einer Melodie, die schnurrig geklungen hätte, wäre sie nicht so schauerlich gewesen.

Wir folgten dieser Stimme und traten an eine halbgeöffnete Thür. Drinnen war ein großer, niedriger, wüster Raum, die Mauern grünlich von Moder, lange Holztische und Bänke standen da: wol das Refectorium. Ein ekler Dunst, halb von Schimmel, halb von ranzigem Oel, erfüllte den Raum. In einer Ecke war ein angedunkeltes Heiligenbild, davor schwankte und knixte seltsam eine dunkle Gestalt und schrie jene Töne. Es war ein Gebet gewesen, was wir gehört . . . .

„Was sucht ihr hier, Herren?"

Wir wendeten uns hastig um. Vor uns stand ein

schöner kräftiger Mann im schwarzen enganliegenden Mönchsgewande, ein rothverbrämtes Mäntelchen darüber, auf dem haarumstarrten Haupte ein Käppchen. Sein Blick war nicht allzu freundlich.

„Den hochwürdigen Olympius", erwiderte Adalbert und übergab sein Schreiben.

„Ich will's bestellen", erwiderte der junge Mönch kurz. „Aber wartet draußen." Und als wir ihn erstaunt ansahen, fuhr etwas wie ein Lächeln der Entschuldigung über sein Antlitz. „Verzeiht's — die Regel will's so. Wir suchen ja nichts in der Welt, was hätte die Welt bei uns zu suchen?"

Wir standen im Freien; das Pförtlein klirrte hinter uns zu. Wassilj fuhr aus seinem Dusel empor. „Schnell genug!" gröhlte er halblaut.

Aber kaum zwei Minuten später klirrte das Pförtlein wieder. Derselbe Mönch erschien, das Antlitz merkwürdig ins Freundliche verzogen. „Kommt nur!" rief er uns entgegen, „der hochwürdige Vater freut sich sehr."

Wieder durchschritten wir den Steinhof, über den noch immer die Töne des seltsamen Gebetes hinzitterten, dann die Gänge des Zellenhauses. Es lag todtenstill. „Die Mönche sind in ihren Zellen", erklärte unser Führer, „es ist die Stunde der stillen Betrachtung." Nur Einer betrachtete laut. Aus einer Zelle hervor tönte ein Schnarchen, brausend, tactfest, als würde ein Ur-

waldsbaum mit tausen Knollen von einer Dampfsäge zerschnitten.

Am Fuße eines Treppchens blieb der Führer zurück.

„Da oben wohnt der Abt", sagte er, „Aber da müßt ihr allein hinaufgehen. Wir treten nur vor sein Angesicht, wenn es unumgänglich ist. So will's die Regel."

Zögernd blieben wir am Fuße des Treppchens stehen, nachdem uns der Mönch verlassen. Fast wollte es uns unheimlich werden in der tiefen Stille und dem sonderbaren Zwielicht. Langsam, sehr langsam stiegen wir die engen Stufen zu des Abtes Klause empor.

Aber es kam besser, als wir gehofft. Schon auf den Klang unserer Schritte kam droben ein freundlicher kleiner Greis in verschossenem Mönchsgewande aus einer niedrigen Thür hervor und winkte uns, näher zu treten.

Das war der Abt der «Leute vom wahren Glauben», Olympi Miloradof. Nur an den tiefen Fältlein des blassen Gesichtes konnte man sehen, daß der Mann sehr alt sein mußte. Aber die braunen Augen blickten scharf und klug, und in das dunkle Haar mischten sich kaum einige Silberfäden.

„Seid mir willkommen", rief er uns freundlich entgegen. „Euch schickt ein guter Mann. Kommt nur" — er öffnete die Thür, wir traten ein — „setzt euch." Es ging etwas schwer in der engen Zelle mit dem geringen Geräth, aber es ging doch. „Ja", lächelte der Greis, „auf

Besuche bin ich freilich nicht eingerichtet. Nur — lacht mich nur nicht aus! Aber bewirthen will ich euch doch, so gut ich kann. Ihr werdet ja hungrig sein. Wartet nur — bald bin ich wieder da!" Und rasch eilte der Greis hinaus.

Wir blickten uns im kleinen Raume um. Da war nur dürftiges Geräth zu sehen, in einer Ecke ein Hausaltar in russischer Art: das große Heiligenbild mit Messingbeschlag bedeckt, der nur des Heiligen Haupt im Ausschnitt sehen läßt, endlich Bilder und Urkunden an den Wänden. Da hingen die Verfügungen seliger k. k. Kreishauptmänner in schweren Rahmen unter Glas neben den Edicten lebendiger k. k. Bezirkshauptleute. Staunend besahen wir uns dies merkwürdige Archiv.

„Was wundert ihr euch?" klang hinter uns die Stimme des Greises. „Daß ich so sorgfältig bewahre, was uns des Kaisers Schreiber schicken? Ach! Ihr vergeßt, daß wir Fremde sind in eurem Lande. Neunzig Jahre leben wir da und sind noch Fremde und werden es immer, immer bleiben. Und in der Fremde ist man wie auf dem Wasser und muß Balken haben, um schwimmen zu können. Diese Privilegien und Gesetze sind eben unsere Balken. Aber", fuhr er fort und deckte den Tisch, „nun setzt euch — die Eier sind schon fertig, und auch sonst bringe ich Alles, was ich habe. Ja, ich selbst, ich, der Abt, will euch bedienen. Denn warum? weil ihr meine Gäste seid. Und dann, weil es bei uns nicht so

zugeht, — wie bei den Katholiken oder bei den verruchten Neugläubigen: bei uns hat auch der Abt keinen Diener, sondern Alle dienen nur Gott. Nun aber — greift zu."

Und das Mahl begann; und es war das allerseltsamste, das ich bisher in aller Herren Länder hinter die Cravatte zu bringen gezwungen war. Da war köstlicher Caviar — feinerer und frischerer hat nie eines Fürsten Tisch geziert — aber das Oel, mit dem uns der freundliche Wirth anrichtete, war von einem Geruch, den ich, fürcht' ich, nie wieder aus der Nase bringe. Da war herrliches Obst — das edelste Tafelobst des Ostens — aber das Messerlein, mit dem es der Abt schälte, hatte sich offenbar kurz vorher mit der Verkleinerung von Talglicht beschäftigt. Und mit demselben Messer wurden die frischen, appetitlichen Eier zerschnitten, und unser leises Remonstriren half nichts. „Ihr lieben Gäste", sagte der gute Alte, „ich muß euch ja bedienen." Dann prächtiges, eigenartig conservirtes Fischfleisch aus der Wolga und schimmeliges Brot dazu, und als Getränk ein Aepfelmost, auf dessen blaßrother Flut zahllose weiße Pünktlein schwammen: Mädenhäufleln. . . .

„Nun — wohl bekomm's, wohl bekomm's!" lächelte der alte Herr und stellte noch vor Jeden ein Schälchen dampfenden Thee's. „Daß ich euch nicht mit Fleisch bewirthe, müßt ihr verzeihen — unter allen Klöstern der Erde herrscht in diesem die strengste Regel. Wir essen

niemals Fleisch; wir leben von Fisch und Eiern und an den strengsten Fasttagen von Brot und Obst. Unsere Gläubigen draußen im Dorfe haben es besser, die dürfen an mehr als hundert Tagen des Jahres Fleisch essen. Ja, ja — welchen Geruch Fleisch hat, weiß ich wohl noch, denn die Nase hat das beste Gedächtniß, aber welchen Geschmack es hat, hab' ich vergessen — sind's doch mehr als fünfzig Jahre her, seit ich's zuletzt verkostete. Das war im Jahre 1825 und ich ein blutjunger, reicher Kaufherr zu Cherson, der viel Geld verdiente und Tag und Nacht fraß und trank und den Schürzen nachlief. Da kam ich einst Nachts heim von einem tollen Gelage, und wie es stille um mich war und ich nicht schlafen konnte, da erweckte Gott mein verludertes Herz, und Welt und Weiber erschienen mir als das, was sie sind: als ein Sündenpfuhl und Misthaufen. Ein Mönch beschloß ich zu werden in selbiger Nacht; aber die neugläubigen Mönche in unseres Czars Land sind auch Lumpe und die Klöster dort Schweineställe der Sünde. Da lenkte Gott mein Herz zur Altgläubigkeit, und ich fand durch seine Gnade das enge Pförtlein, durch welches man sich in den Himmel hineinzwängen kann. Am nächsten Morgen raffte ich mein Geld zusammen und floh hieher. Was half's dem Czar Nikolaj Pawlowitsch, daß er seine Häscher hinter mir hersendete, was half's ihm, daß er mein liegend Gut einzog, was half's ihm, daß er beim Wiener Kaiser um meine

Auslieferung bedrohte?! Die ganze Welt hat sich vor Nikolai Pawlowitsch gebeugt — ich nicht, ihm zum Trotz bin ich hier geblieben!"

Stolz hatte sich der Greis emporgerichtet, seine Augen blitzten.

„Und es war gut, ihr jungen Leute, es war gut, daß ich hier blieb. Denn was hätte sonst das Häuflein der Rechtgläubigen gethan, führerlos im fremden Lande, arme, unwissende Obstgärtner und Deichgräber?! Ich aber ward ihr Führer und Berather; ich habe ihr Recht erhalten und gemehrt. Vor Allem habe ich ihnen das Recht erwirkt, daß hier ein Kloster sein darf — immer wieder bin ich nach Wien gefahren, und 1844 hab' ich's endlich erhalten." Er wies stolz auf die betreffende Urkunde an der Wand. „Eine eigene Schule wird uns da verbrieft und ein Kloster mit achtzig Mönchen nach der strengen, unverfälschten Regel des heiligen Basilius. Wol sind jetzt nur fünfundfünfzig Mönche im Kloster, aber ich gebe die Hoffnung nicht auf: wie Gott mich aus dem Staub hervorzog, wird er noch Andere begnadigen und ich erlebe noch, daß die Zahl voll wird. Aber dieses Kloster ist nicht blos heilsam und unser Duft dem HErrn angenehm, sondern es ist auch nothwendig, weil wir sonst keine Geistlichen mehr weihen könnten. Denn Geistliche kann nur ein Bischof weihen, und nur ein Mönch kann bei uns, wie bei allen orientalischen Christen, Bischof

werden. So mußten wir uns zuerst von dem Patriarchen von Konstantinopel, der zwar auch nicht ganz beim wahren Glauben ist, aber doch so beiläufig, einen Bischof weihen lassen, und der weihte dann Weltgeistliche und Mönche und aus den Mönchen wieder Bischöfe, so daß wir jetzt gar nie mehr in Verlegenheit kommen können. Ich selbst bin nur Igumen (Abt), aber unter meinen Mönchen sind mehrere Bischöfe, und einer, Kiril Timofijaff, ist unser Erzbischof und Metropolit. Drüben im Erker ist seine Zelle."

„Und könnten wir nicht auch dem Herrn Erzbischof unsere Aufwartung machen?"

„Nein, das könnt ihr nicht. Denn erstens ist Kiril ein einfacher Mann, der nicht mit Gästen zu reden versteht, und zweitens seid ihr Ungläubige, die nicht werth sind, mit dem höchsten Priester derjenigen zu reden, die allein auf Erden den wahren Glauben haben."

„Sehr verbunden!" dankte ich gerührt. „Aber so viel ich gehört habe, unterscheidet sich dieser Glaube doch nur durch Kleinigkeiten von dem der anderen orientalischen Christen?"

„Durch Kleinigkeiten?" kreischte der alte Herr und wurde krebsroth. „O Herr, das haben dir gewiß die Moldauer Pfaffen gesagt, die Gottverdammten! Durch Kleinigkeiten — hoho! Was haben wir denn gemeinsam? Die Dogmen — das ist wahr! und den Tauf-Ritus und die Priester-Ordination und die Anrufung der Heiligen

und die Verehrung der Bilder. Dann sind auch die gottesdienstlichen Gebräuche dieselben, sowie die Feiertage. Aber deßhalb sind wir doch von ihnen geschieden, wie Heilige von Säuen. Denn erstens sind sie lau und fressen und trinken mit Juden und Papisten zusammen und setzen sich auf denselben Stuhl, den so ein ketzerischer Hund worin gesessen hat. Da ist's bei uns anders: was so ein Hund berühret hat, ist unrein und muß erst wieder blank gescheuert werden ...»

„O hochwürdiger Vater", sagte Adalbert sanft, „welche Mühe werden Sie hinter uns her haben?"

„Ja!" erwiderte der Greis gleichmüthig, „es wird ein gut Stück Arbeit sein. Aber ich muß euch den Unterschied weiter erklären. Wißt ihr, unter welchen Worten diese Neugläubigen, welche sich in ihrer Frechheit Orthodoxe nennen, das Kreuz schlagen? Sie sagen — o mögen sie Alle daran ersticken —: «Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!» Ja, frage ich, war denn etwa die ganze Dreifaltigkeit am Kreuze?! Nein — nur Gott Sohn war es. Und darum handeln wir allein recht, weil wir allein beim Kreuzschlagen sagen: «Höre, Jesu Christ, Sohn Gottes, erbarme dich unser!» Ist das ein Unterschied wie zwischen Himmel und Hölle? — sagt selbst — ja oder nein?"

Wir blickten uns an. Dann thaten wir dem Manne den Gefallen und nickten.

„Drittens", fuhr er fort, „tanzen diese Orthodoxen» — nicht blos die Laien, auch die Priester tanzen — Männer mit Weibern! O mögen sie dabei die Beine brechen! Bei uns tanzt Niemand — weh dem Bauer, dem das einfiele! Denn nicht zur Fröhlichkeit ist man auf Erden, sondern um sich für den Himmel zu bereiten. Viertens rauchen diese Kerle! Von unseren Gläubigen raucht Niemand, und wir dulden auch nicht, daß ein Fremder in unserer Stube rauche, ja nicht einmal in der Einfriedung unseres Ackers. Denn im heiligen Testamente steht nur vom Weihrauch geschrieben, nicht vom weltlichen Rauchen, und vom Tabak steht nichts drin." ...

Wir bissen uns krampfhaft in die Lippen. «Sancta simplicitas», rief halblaut der Archäolog.

„Wie meinst du?" fragte der Abt.

„Ich habe die Schutzpatronin der Mönche angerufen."...

„Fünftens", demonstrirte der Abt weiter, „leisten sie den Eid am Crucifixe und vor brennenden Lichtern. Wir schwören nie; uns gilt als höchste Betheuerung unser Handschlag und dazu die Worte: «Jey Bohu.» Anfangs wollte der Gerichtsschreiber des Kaisers das nicht gelten lassen. Jetzt haben sie sich schon überzeugt, daß ein Lippowaner nie falsch aussagt. Auch haben wir nur als Zeugen mit dem Gerichte zu thun, als Angeklagte fast nie. Fraget in den Städten nach, man wird es euch bestätigen."

„Wir haben nachgefragt, der Mann hat wahr gesprochen.“

„Sechstens“, fuhr der Abt fort, „lassen diese Menschen ihre Kinder impfen! Das schreit zum Himmel! Steht etwas vom Impfen in der Bibel? Kann es Gottes und seines heiligen Sohnes Wille sein, daß der Mensch etwas von einer Kuh aufgepfropft bekommt? Nein — dreimal nein! Und dann — auf Erden geschieht nur, was Gott will. Jede Krankheit kommt von ihm — wie sollten wir Menschen wagen, uns gegen Gottes Hand zu schützen?! Noch nie hat eine Impflanzette den Arm eines Lippowaner Kindes berührt — eher mag es sterben, ehe solcher Frevel geschieht! Die Regierung hat Impfärzte geschickt — wir haben sie bestochen! Dann andere, unbestechliche Commissionen — zu denen haben wir gesagt: „Tödtet uns, aber wir thun's nicht!“ Da hat man uns mit großen Geldbußen gestraft — wir haben sie geleistet! Und dann zürnte uns Gott und eine Blatternseuche kam über uns. Die Hälfte unserer Kinder starb, ganze Familien starben, kaum gab es Hände genug, die Todten zu begraben. Aber als im nächsten Jahre die Commission kam, da sagten wir wieder: „Tödtet uns, aber wir thun's nicht!“

„Entsetzlich!“ rief ich. „Dann ist es wol auch gegen euer Gewissen, den Arzt zu holen und die Kranken zu pflegen?“

„So iſt es", nickte der Greis. „Noch nie hat ein Arzt unſere Schwelle betreten. Und ſollten wir die Kranken pflegen?! Von wem kommt die Krankheit? Von Gott! Was iſt ſie? Eine Strafe! Wen ſtraft Gott? Dem er zürnt! Und wir ſollten uns deſſen erbarmen, dem Gott zürnt?"

Stumm wendete ich mich ab. Draußen blinkte vom Capellenfirſt goldig das Kreuzeszeichen herab. O Rabbi von Nazareth, du lichteſter, größter, gütigſter Menſch, was haben ſie aus deinem Wort der Liebe gemacht?! Und dennoch wagen ſie es, ſich nach deinem Namen zu nennen...

„Ihr wundert euch wol?" fragte der Greis. „Was würdet ihr erſt zu unſeren Nachbarn in Klimouz ſagen, zu den Bezpopowzen! Bei denen iſt Jeder ſelbſt Geiſtlicher, und die Gemeinde-Aelteſten, die «Stariks», ſind die Vorbeter. Wenn dort zwei einander heirathen wollen, ſo brauchen ſie dies nur mit Zuſtimmung ihrer Eltern auszuſprechen. Aber Ehebruch gilt als ſchwerſtes Verbrechen, und Geſchiedene dürfen nie wieder heirathen. Unverehelicht zu leben, gilt ihnen und uns als löblich, ſich für Gott zu opfern, als höchſtes Verdienſt; aber wenn man uns deshalb nachſagt, daß Entmannung, Entweibung und Selbſtverbrennung unter uns vorkommt, ſo" — er ſtockte und ein unheimliches, halb ſchlaues, halb ſcheues Lächeln überflog ſeine Züge — „ſo hat man uns dies noch nie nachweiſen können. Wir thun nichts gegen die Geſetze", fügte er haſtig hinzu.

„Aber dafür", fuhr er fort, „sollte der Kaiser auch nichts von uns fordern, was gegen unsere Gesetze ist. Wir kämpfen und wir werden nie Soldaten werden, nie! Wer Soldat wird, kann kein Altgläubiger mehr sein, denn er kann Gott nicht mehr so dienen, wie ihm dies allein wohlgefällig. Und dann streitet es gegen unsere Privilegien." Er holte aus einer Truhe ein Päckchen hervor, schälte aus Tüchern und Papieren eine alte Urkunde heraus und hielt sie hoch empor. „Höret", sagte er finster und feierlich, „höret, wie sie uns bedrücken und schädigen wollen! Höret Alles. In unsere Kolonie in der Krim, im Jahre des Heils 1782, kam eines Tages ein halbtodter Mann, ein Flüchtling, den die Türken bis zu unseren Hütten gehetzt. Er war nicht unseres Glaubens, aber doch ein Christ, und die ihn hetzten, waren Türkenhunde, darum bargen wir ihn vor seinen Verfolgern. Da erzählte er uns, wie er ein vornehmer Mann sei aus des Wiener Czars Gefolge, und wie ihn die Türken aufgegriffen, und wie er ihnen an unserem Strande entronnen. Wir aber erzählten ihm, wie große Noth und Sorge uns bedrücke, wenn der Moskowiter Herr würde über die Krim. Da sprach der vornehme Mann: „Unser Czar Josephus ist groß und gut; es ist ihm gleich, was seine Unterthanen glauben. Er hat viel ödes Land; kommet in sein Reich; er wird euch Wohnsitze geben und euren Glauben schützen." Und er versprach uns, vor seinem Czar für uns zu reden,

ſofern er nur wieder zu Hauſe wäre. Da geleiteten wir ihn mitten durch das Beſſarabien an die Grenze. Ein Jahr verfloß, wir hörten nichts von ihm. Da kam eines Tages ſein Brief an unſere Häupter: ſie möchten nach Wien kommen und dort aus des Czars eigener Hand die Freibriefe erhalten. So thaten ſie und ſtanden vor dem großen Joſephus, und zu ſeiner Linken ſtand der General, dem ſie das Leben gerettet, und Joſephus lächelte mild über ihr ſeltſames Kleid und gab ihnen dieſen Brief hier. Leſet!"

Und wir laſen aus dem kaiſerlichen Privilegienbriefe, gegeben zu Wien, 10. October 1783: „Geſtatten Wir ihnen 1. das vollkommen freie Religions-Exercitium für ſie Alle, ihre Kinder und Kindeskinder nebſt ihren Geiſtlichen. 2. Geſtehen Wir ihnen die Befreiung vom Militärſtande ein."

„Der große Joſephus ſelbſt", fuhr der Greis fort, „las dies vor. Und dann ließ er es unſeren Häuptern überſetzen und fragte ſie, ob ſie damit zufrieden wären. „Ja!" erwiderten ſie freudig. „Dann ſoll es gelten für ewige Zeiten", ſagte er. „Für ewige Zeiten", ſagten unſere Häupter. Und auf dieſen Brief und Spruch geſtützt verließen wir unſere Heimat und zogen hierher in den Urwald und Oede und rodeten und pflanzten und gründeten fünf blühende Dörfer: Fontina Alba, Klimouz, Sokolince, Mähidra, Lukawetz, jetzt zuſammen 5000

Seelen. Und wir erfüllten unsere Steuer, genau und rasch, wie Niemand im Lande, und gedachten hier zu — bleiben «für ewige Zeiten!» Ich fürchte, es wird anders kommen. . . ."

„Wie?" riefen wir erstaunt.

„Man hat das Gelöbniß gebrochen", sagte der Greis finster; „das Gelöbniß des großen Josephus ist dem heute lebenden Geschlechte nicht heilig gewesen. Im Jahre 1868 ist das Gesetz gekommen, daß Jeder Soldat werden muß, auch der Lippowaner. Da brachen sie über uns herein und wollten unsere Jünglinge zum Assentplatz schleppen. Aber sie zerstoben: in die Moldau, in die Berge, unter die Erde. Nur Zwei fing man. Wir eilten nach Wien, wir flehten um unser verbrieftes Recht. Es hat nichts genützt. Alljährlich erneut sich die Jagd und die Flucht, die Noth und die Bedrängniß . . ."

„Und wie wird's enden?" fragte ich. „Die Regierung darf nicht nachgeben, sie darf nicht euch allein von der allgemeinen Wehrpflicht ausnehmen."

„Nun wolan", sagte der Abt mit dumpfer, bebender Stimme, „dann werden wir thun, was wir vor neunzig Jahren gethan. Lieber irdisch Gut verlieren, als den Himmel. . . ."

Darauf war es eine Weile sehr still in der Zelle, die ganz vom Abendsonnengold erfüllt war. Dann klang der Ton des Besperglöckleins herüber, der Abt trat an den

Hausaltar und betete. Als er sich wieder aufrichtete, traten wir auf ihn zu und verabschiedeten uns herzlich. Aber er ließ es sich nicht nehmen, uns noch seine Kirche zu zeigen. Es ist nichts darüber zu berichten: ein Kirchlein, wie man es allüberall in Rußland findet.

Als wir, noch immer von dem Abte geleitet, unseren Wagen bestiegen, kam eben der Zug der Mönche über den Hof geschritten. Meist greise, sieche Gestalten, stumpfe, ausdruckslose Gesichter, nur auf Einiger Antlitz das Leuchten unheimlicher, fanatischer Schwärmerei.

„Es sind so Viele krank!" sagte ich.

„Weit über die Hälfte!"

„Und dennoch kein Arzt?!"

„Merke dir's, Herr", erwiderte der Abt, „lieber Gut und Geld, lieber Leib und Leben verlieren, als — den Himmel!"

Stumm fuhren wir davon und in den dämmerigen Abend hinein. . . . Vieles, was wir gesehen und gehört, war komisch gewesen, aber kein Scherzwort kam über unsere Lippen, noch minder ein Gelächter.

Vielleicht fühlst du, mein Leser, nach, was uns damals das Herz belastet, wenn du das Leben und Meinen dieser armen, entsetzlich armen Leute überdenkst, der «Leute vom wahren Glauben»! . . .

Wladislaw und Wladislawa.

Zu dem Merkwürdigſten, was auf Erden die raſtlos ſtrebende Menſchenkraft mit Gottes Hilfe aus der rohen Natur geſchaffen, gehört der Marktplatz von Barnow. Wer ihn kennt und erwägt, wie gering verbreitet leider ſein Ruhm iſt, muß ſich unwillkürlich des Veilchens erinnern, welches im Verborgenen blüht, außer wenn er etwa eine empfindliche Naſe hat, denn dann wird er freilich auf dieſem Platze gewiß nicht an Veilchen denken. Aber es gibt ja auch Menſchen, welche an einem unſterblichen Stockſchnupfen leiden, und mindeſtens dieſe ſollten ſich das Forum von Barnow anſchauen. Wer es nur Einmal thut, wird ſchon genug davon haben; für gründliche Forſcher aber wäre eine dreimalige Beſichtigung, etwa im Januar, Juli und October, ſtets gleich überraſchend, lehrreich und erquicklich. Im Winter nämlich iſt dort ein Stück Sibirien — da ragen himmelhohe Schneeberge, da öffnen ſich tiefe Eisſchluchten, und nur zuweilen wandelt ein einſamer Schafpelz durch die Oede. Grau iſt der Himmel, grau die Erde, denn in Barnow iſt nichts weiß und rein, nicht einmal der Schnee. Bevor er aber zur ſibiri-

schen Landschaft wird und nachdem er es gewesen, ist der Marktplatz die Lagune von Venedig. Still, todttraurig, abgrundtief liegt das dunkle Rothmeer, nur der blasse Mond verklärt es mit barmherzigem Strahl, die Menschen aber halten sich fern und ihre Nase zu. Und im Sommer schließlich ist hier die leibhaftige Wüste Sahara; schuhtief versinkt der Wanderer im heißen gelben Staubmeer, und oft trifft er auf die Leichen derer, welche vor ihm durch die Wüste gezogen: auf todte Hunde und Hühner oder auf ein verwesendes Pferd, denn keines Büttels Faust rührt hier an die Majestät des Todes. Uebrigens kann man da auch Spuren lebendiger Menschen gewahren, oft sogar symmetrisch geordnet, denn die Bürger von Barnow thun auf ihrem Forum auch Dinge ab, welche selbst die Römer trotz der Oeffentlichkeit ihrer Lebensweise doch gewöhnlich nur innerhalb ihrer Häuser verrichteten . . .

Gekehrt wird dieser Platz nur Einmal jährlich, zur Zeit, wo die Lagune zur Sahara wird, und aus Rücksicht für die katholische Religion, nämlich für die Frohnleichnams-Procession. Aber es gab auch eine Zeit, wo er im Laufe eines einzigen Sommers achtmal gekehrt wurde. Das geschah 1863, während des polnischen Aufstandes. Manches Jahr ist seitdem vergangen, und mancher Mensch und manche Geschichte, neue Menschen und neue Geschichten sind geboren worden, aber noch lebt die unerhörte Thatsache in Aller Gedächtniß. Achtmal während eines einzigen

Sommers! Und wenn hier erzählt werden soll, wie sich dies Unerhörte gefügt, so gibt das keineswegs etwa nur eine marktpolizeiliche Geschichte. Denn auch damals ist das Kehren nicht aus Reinlichkeit geschehen, sondern theils aus Liebe, theils aus Entsagung, theils aus Verzweiflung — ja wol! . . .

. . . Es ist eine unheimliche Thatsache, daß Witwer meistens zur Liebe und Ehe geneigt sind, wie ja auch gerettete Selbstmörder oft wieder zum Strick greifen. Auch unserem Herrn Jacob Haslowski erging es so, denn nachdem sein Eheweib Antonia am Gallenfieber und mehreren Aerzten verschieden war, wurde er zwar heimlich ein Atheist, um nur nicht an die Auferstehung der Todten glauben zu müssen, aber er ging doch wieder geputzt einher und hielt scharfe Umschau unter den Töchtern des Landes. Und weil Liebe in Podolien selten des Herzens selige Noth ist und ein rührender Gram der einsamen Seele, welche sich urplötzlich hilflos in ihren tiefsten Tiefen aufgerührt fühlt; weil Liebe dort im Gegentheil ein verständiges Gefühl ist, welches sich auf das Geldzählen versteht, wie ein Wechsler, darum traf unser Herr Jacob überall auf freundliche Mienen, und wohin er ein Auge warf, da warf man ihm zwei zurück. Denn er war ein wohlbemittelter Mann, Apotheker von Barnow und Bürgermeister dieser schönen Stadt, überdies ein begeisterter polnischer Patriot, was ihm übrigens weniger im Blute steckte, als vielmehr

in den Kleidern. Denn ehe er ein polnischer Haflowski wurde, war er ein schwäbisches Häusle gewesen. Sein Vater, Johann Friedrich Häusle, war als junger Bursche mit jenen Colonisten, welche zu Kaiser Joseph's Zeit muthig aus dem Kinzigthal hinübergezogen kamen, ins «wüeschte Bäreland», bei Kolomea seßhaft geworden, hatte sich eine geborne Würstle oder Kräutle zum Weibe genommen und baute nun am Fuße der Karpathen seinen Kohl, unbekümmert um die Polen, aber auch unbekümmert um die Heimat und sein Volksthum, sehr fleißig, sehr ehrenfest und ungeheuer gedankenlos. Das ist nun einmal so bei unseren Colonisten im Osten; nur den Protestanten fließt aus dem theuren Worte des Martinus ein Quell lebensfrischen Geistes, die Katholiken aber führen ein dumpfes, stumpfes Pflanzenleben — Polen oder Magyaren werden sie freilich nicht, wie ja auch der Strauch nicht plötzlich rothe statt grüner Blätter ansetzt. Aber das «Schäckle», wie Johann Friedrich seinen Aeltesten genannt, war von ganz anderer Art, regsam und pfiffig. Das findige Bürschchen ging nach Lemberg, sein Glück zu probiren und ward Laborant in einer Apotheke. Neben ihm laborirte, scheuerte und mischte ein zwanzigjähriger, täppischer Schlingel, Ladislaus Krapulinski mit Namen, dessen Ehrgeiz aber seltsamerweise fast so groß war, wie seine Stupidität. Darum lernte er Lesen und Schreiben, verdang sich dann der Polizei zu allerlei dunklen Diensten,

ward zur Belohnung Schreiber in einem Amte und erschlich sich endlich allmählich auf den krummsten, schmutzigsten Wegen das Amt eines k. k. Bezirks-Commissärs. Unser Schwäblein war wol der einzige Sterbliche, welcher jemals Gewinn davon gehabt, diese ekle Kröte kennen gelernt zu haben. Am Ehrgeize des Conlaboranten entzündete sich sein eigener; was diese polnische Ladislaus kann, dachte er, werde wol ich deutsches Hänschen auch noch treffen, und brachte es richtig zum Gymnasiasten, zum Pharmaceuten und mit dreißig Jahren zum Provisor. Herr Jacob Häufle war ein Mann, welcher sich sehen lassen konnte, und er ließ sich auch sehen, die Woche über hinter den Spiegelscheiben seiner Apotheke und jeden Sonntag Nachmittags auf der Sandberg-Promenade in Lemberg. Dort konnte man ihn auch riechen, denn er duftete sehr nach unverfälschtem, selbsterzeugtem Lavendel-Oel. Und dort roch und sah ihn denn das wohledelgeborne Fräulein Antonia v. Lubowiecka, und er sah sie. Und sie verliebte sich in ihn, weil er männlichen Geschlechtes war und sie seit neunzehn Jahren nicht älter als zwanzig; er aber erkundigte sich zuerst nach ihren Verhältnissen und faßte dann eine tiefe Leidenschaft für ihre Mitgift. Recht wie ein Siebzehnjähriger, mit verzehrender Gluth liebte er diese fünfzigtausend Gulden österreichischer Conventions-Münze. So hatten sich die Herzen gefunden, und die neidische Welt ist machtlos gegen echte Liebe — in zwei Monaten

waren Jacob und Antonia Mann und Weib. Aber nicht Jacob Häufle, sondern Jacob Haslowski; diese Namensänderung, sowie die Anlegung eines pittoresken polnischen Nationalhabits hatte der Provisor dem glühenden nationalen Patriotismus seiner Braut concediren müssen. Aber in seiner jugendheißen Leidenschaft kam er leicht darüber hinweg, besonders da ihm wohlbekannt war, daß auch seine Braut einst ihrem Patriotismus schwere Opfer gebracht. Denn in der Ueberzeugung, daß Polen nie genug Kämpfer für seine Wiederaufrichtung habe, hatte sie drei uneheliche Kinder geboren. Leider waren es sämmtlich Mädchen; die Tücke der Natur hatte die hochherzige Absicht vereitelt. Darum ließ sich auch Fräulein Antonia nicht gerne an dieses patriotische Opfer ihrer Jugend erinnern ....

Das junge Paar kaufte die Apotheke zu Barnow und ließ sich da nieder. Es war eine ganz glückliche Ehe. Wol hätte Antonia kraft ihrer äußeren Erscheinung einen Anatomen noch glücklicher gemacht, weil ein Mann dieser Wissenschaft an ihr ohne Mühe des Präparirens den gesammten Knochenbau des Menschenkörpers hätte studiren können, aber auch ihren Apotheker machte sie glücklich genug. Einigemale täglich spielte sie mit seinen Locken, daß die Haarbüschel nur so in allen Ecken herumflogen, und oft, süß und fest, schmiegte sie die Hand an seine Wange, daß man den Abdruck mehrere Tage sah. Ach,

ein seltenes, fast wunderkräftiges Weib! — wenn sie lächelte, wurde selbst der süßeste Syrup sauer, und mit ihrer Stimme konnte sie die dickste Glastafel entzweischneiden. Wie ein einziger, wolkenloser Tag flossen die zwanzig Jahre dieser Ehe dahin, und als die Treffliche starb, nahm ganz Barnow plötzlich Herrnhuter Sitten an und jubelte, daß die reine Seele zu ewigen Freuden eingegangen. Auch Jacob sprach tiefbewegt: „Ich habe sie mir gegeben, der Herr hat sie mir genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ Aber im Uebrigen wurde er nun, aus bereits erwähnten Gründen, ein grimmiger Atheist.

Und ein Weltkind dazu, ein eifriger Politiker. Er ließ sich zum Bürgermeister von Barnow wählen, was ihm in Folge seiner Verdienste und zahlreicher Eimer Okoczimer Bieres leicht gelang; er war Agitator für die Landtagswahlen; er colportirte, weil ihn sein altpolnisches Blut dazu trieb, die Petitionen um Austreibung der deutschen Lehrer und Beamten. Am eifrigsten jedoch sammelte er Spenden für die National-Regierung und warb Freiwillige für den Aufstand in Congreß-Polen. Doch war Russenblut vielleicht dennoch nicht die einzige Feuchtigkeit, nach der er dürstete; mindestens läßt sich der Alkoholduft, welcher ihn oft umwitterte, nicht ausschließlich aus seiner nationalen Begeisterung erklären. Wie jeder geniale Patriot hatte er übrigens auch Momente tiefster Hoffnungs-

losigkeit, welche ihn dann gänzlich zu Boden drückte, und so blieb er Nachts auf dem Heimwege oft in der Lagune von Venedig oder in der Wüste Sahara liegen. Aber solche Anwandlungen der Verzagtheit gingen vorüber, wenn er am nächsten Morgen Heringe aß und dabei der unerschöpflichen Hilfsquellen seiner Nation gedachte — im Allgemeinen glich seine Stimmung der Färbung seiner Nase: tiefstes Himmelblau! Auch das rothe, weitläufige Antlitz strahlte Freude, und das Spitzbäuchlein rundete sich behaglich. Nur die Basis, das Piedestal, war dünn und zitterig, aber das ist nun einmal mit allen polnischen Dingen so. Es war ein erhebender Anblick, wenn so das versoffene Schwäblein dastand, die Konfederatka schief auf dem weinschweren Haupte, den schwammigen Körper mühsam in die Czamara gepreßt, indeß die windigen Beinchen in den Stiefelhosen schlotterten. Und doppelt erhebend, wenn er sprach! Denn Herr Jacob hielt viele Reden, schöne Reden, patriotische Reden, freilich nicht im besten Polnisch, und oft zischte ein schwäbischer Kernfluch in die lispelnde Redefluth. Aber wenn selbst der liebe Gott bekanntlich nicht auf die Orthographie sieht, hätten die Polen von Barnow streng auf die Aussprache sehen sollen?! Nein! sie thaten es nicht und klatschten begeistert Beifall, wenn Herr Jacob rief: „Dreidunnerswetter! Jeszeze Polska nie zginela oder mich soll das Mäusle beiße!“ . . .

Aber Triumph und rauschender Beifall vermögen ein edles Herz nicht auszufüllen. Und wenn der Sieger zurückkehrt in sein einsames Heim, dann sehnt er sich nach einer weichen Hand, die sich kühlend auf seine heiße Stirne lege. Auch unser Herr Jacob suchte nach einer neuen Herrin für die Räume, in welchen sich die Hand seiner Antonia so oft auf ihn gelegt. Und, wie bereits angedeutet, er hätte sie leicht finden können. Denn seine Würde als Bürgermeister öffnete ihm viele Herzen, seine schöne Apotheke weckte in manchem Mädchenbusen zärtliche Empfindungen, und ein stattlicher Meierhof machte ihn vollends unwiderstehlich. Aber Herr Jacob flatterte nur so, recht wie ein Frühlingsfalter, von Blume zu Blume und konnte sich nicht entschließen, eine einzige zu wählen und in seinen Garten zu verpflanzen. Dieses Zaudern hatte verschiedene und gewichtige Gründe, unter welche man aber keineswegs den weitläufigen Körper des Patrioten zählen darf. Im Gegentheil! er fand allüberall freundliches Entgegenkommen und eben dies machte ihm die Wahl schwer. Ferner und zweitens fand sich damals zufällig ein solches Quantum Schönheit, wie es Herr Jacob von seiner Zukünftigen ersehnte und erträumte, in Barnow und Umgegend nicht vor, es hätte erst eigens zu diesem Zwecke herausgefüttert werden müssen. Denn er wollte nicht an seine Antonia erinnert sein, er wollte keine Knochen sehen und meinte stolz: Entweder drei

Centner Liebreiz oder gar nichts. Solcher Geschmack ist überhaupt stark im Osten verbreitet und gleichmäßig unter den Polen und Juden, Rumänen und Moskowitern: wer dort als Paris auftreten wollte, müßte eine Hebelwage mit sich führen, und jede Riesendame aus dem Wiener Prater könnte dort als leibhaftige Aphrodite viele Verehrung finden. Aber nicht blos eine geräumige Gattin, auch ein patriotisches Herz ersehnte sich unser Herr Jacob: dick sollte sie sein, aber für Polen sollte sie schwärmen. Er wußte, daß er nichts Ungewöhnliches verlange, er wußte, daß die Verkörperung seiner Träume auf Erden lebte, freilich ihm unerreichbar fern. Das war jenes umfangreiche littauische Heldenmädchen, welches mit Langiewicz in den Kampf gezogen und jede Mühsal des Krieges und jedes Lager mit ihm theilte: Fräulein Pustowojtoff. Für sie schwärmte der Patriot, und wenn er ihrer gedachte, dann wollte ihm kein Mädchen von Barnow schön, schwer und begeistert genug erscheinen.

Da schlug auch seine Stunde, und der Marktplatz von Barnow wurde während eines einzigen Sommers achtmal gekehrt, zweimal aus Liebe, zweimal aus Verzweiflung und viermal aus Entsagung. . . .

Herrn Jacob's Stunde schlug. Und zwar schlug sie am fünfundzwanzigsten Juni achtzehnhundertdreiundsechzig, Nachmittags fünf Uhr. Er saß auf der kühlen Veranda seiner Apotheke, rauchte und trank und blickte sinnend vor

sich hin. Es war ein schöner Sommertag, die heiße Sonne lag über den Häusern des Marktplatzes und über der Wüste Sahara. Kein Lüftchen rührte sich, aber zuweilen wogte doch das gelbe Staubmeer auf, wenn ein Wagen hindurchfuhr oder ein Wanderer dahinschritt, ein Jude in schwerem schwarzen Kaftan oder ein russinischer Bauer, den Schafspelz der Hitze wegen nach Außen gekehrt. Aber das geschah selten, es war keine Stunde des Verkehrs und der Ort wie ausgestorben. Nur drüben vor dem Thor des Wirthshauses drängte ein Haufe Jünglinge im polnischen Gewand, einige mit Pistolen im breiten Gürtel. Es waren so ihrer zehn oder zwölf, kaum einer darunter über achtzehn Jahre alt. Sie thaten sehr fröhlich; nur zuweilen schlich sich einer beiseite und starrte schmerzlich vor sich hin.

Aber die anderen sangen in lautem Chor:

Weißer Adler, weißer Adler,
Wie du prächtig blinkst!
Wie du uns zu Schlacht und Wunden
Und zum Siege winkst!

Oder auch aus anderer Tonart, in hüpfendem Tact daß es wie ein Gekicher klang:

In Petersburg der wüste Gauch
Frißt nicht mehr lange Talg und Lauch,
Dein Haupt, du grimmer Russentropf,
Sitzt fest, so wie ein Distelkopf! ....

Es schallte weithin, es schallte über den ganzen Marktplatz und dem sinnenden Patrioten ins Ohr. Aber

er horchte kaum auf und machte sich keine Gedanken darüber. Er war seit Wochen solchen Gesang und solche Gestalten gewohnt. Freilich war nur der Gesang immer derselbe, die Sänger aber täglich andere. Aus allen Theilen des Landes kamen die Bursche gezogen, einige auch aus Paris, London oder Turin, sammelten sich in dem Städtchen an der Grenze und wurden dann mit Einbruch der Dämmerung auf Leiterwagen über den Podhorze befördert und weiter ins insurgirte Land hinein, in welchem der Aufruhr täglich wilder und verzweiflungsvoller emporlohte. Manche waren heimlich dem Hause entlaufen, aber Viele hatten die Eltern selbst hieher gesendet — weiß Gott, wie tief ihnen der Entschluß durch's Herz schnitt, aber sie thaten's — demüthig und prunklos opferten sie ihr eigen Fleisch und Blut dem Vaterlande. . . .

Der dicke Patriot drüben dachte dieses Opfers nicht, er war für heute mit den Jünglingen fertig. Eine schöne Anrede hatte er ihnen bereits um die Mittagszeit gehalten — damit war seine Pflicht gegen das Vaterland gethan. Höchstens bezahlte er noch einen der Wagen, mit welchen sie später hinausfuhren in Nacht und Gefahr. Wir aber wollen dieser Jünglinge gedenken. Vor echter Begeisterung, vor schönem, schlichtem Todesmuth verstummt jeder Spott. Wol waren viele Gauner und Phraselanten in diesen Reihen, wüstes, verlorenes Gesindel, welches im eisernen Kriegsspiel nicht suchte, was ihm noch einzig

frommen konnte: einen ehrlichen Tod, ſondern im Gegentheil Fortſpinnung des unehrlichen Lebens; aber die große Zahl war tapfer und treu bis in den Tod, den ſchönen Tod auf dem Schlachtfelde, den häßlichen Tod im Ural'ſchen Bergwerk. Tiefſtes, tiefſtes Mitleid dieſer zertretenen Jugend! Aber nicht deßhalb wollen wir ſie bemitleiden, weil ſie in jungen Jahren geſtorben — zu ſolcher Empfindung hat auf dieſer dunklen Erde ſelbſt der glücklichſte Methuſalem kein Recht — ſondern deßhalb, weil es ein ſo ganz vergebliches Streben war. Denn für eine greiſe, ohnmächtig verathmende Sache haben ſie ſich geopfert, für eine Sache, welche «kein Held verjüngt, wenn er mit Blut ſie düngt —

Wenn's Götter gäb' — auf dieſem Berg der Scherben
Vermöcht' ein Gott ſelbſt nicht mehr Frucht zu zieh'n».

Denn die mächtigſte Göttin, welche über unſeren Geſchicken waltet, hat ihren Urtheilsſpruch über dies Volk und dies Reich gefällt, und dies Urtheil lautet: Sterben und Vergehen! Dieſe Göttin iſt die ewig Erbarmungsloſe und doch ewig Gerechte: die heilige Nothwendigkeit! Unbewegt ſpinnt ſie die unabſehbare Kette der Urſachen und Wirkungen und thut Jedem, wie er verdient: den Einzelnen wie den Völkern. Im kurzen Leben des Einzelnen mag uns Manches als ungerecht erſcheinen, was gewiß auch nur Nothwendigkeit und darum Gerechtigkeit iſt; aber die Völker leben lange, und in ſolchem langen Völker-

leben können wir deutlich verfolgen, wie die düstere Göttin zwar kein Erbarmen, aber auch keine Willkür kennt. Jedem Volke wird sein Recht, der Respublica Polonia ist ihr Recht geschehen. Reisende berichten, wie sich aus dem Bette der ungeheuren Ströme des Westens manchmal räthselhafte Vulcane erheben, eine Weile wild zum Himmel emporlohen und dann spurlos erlöschen; eine neue Insel vermögen sie niemals zu schaffen. Solchem Vulcan gleicht jeder polnische Aufstand: jach und jäh schlägt er empor; viel Rauch, viel Asche, aber auch viel rothe Flamme, und diese Flamme mag immerhin den Kalten und Klugen beweisen, daß leidenschaftliche Vaterlandsliebe noch eine Macht ist unter den Menschen; jedoch ein neues Staatswesen wird nicht daraus! Verträumt und verspielt, verrathen und verloren! Kein Gott kann den Polen helfen, nicht alle Heiligen ihres Kalenders, nicht Saint-Simon und die Heiligen der Commune, denn gegen sie ist die einzig mächtige Göttin, die heilige Ananke. . . .

Von einer solchen Heiligen hatte unser Herr Jacob noch nie etwas gehört; auch sonst gingen seine Gedanken, die zärtlichen abgerechnet, nicht über die nächste Rede und den nächsten Rausch hinaus. Auch an jenem schönen Nachmittage nicht. Er ließ seinen Blick über den öden Marktplatz schweifen, über einiges todte Geflügel und viele lebendige Säue hin, welche sich behaglich in einer Pfütze wälzten, die niemals ganz austrocknete. Wie Herr Jacob

diese Säue sah, wurde sein Herz weich — er erinnerte sich, wie er in voriger Nacht an selbiger Pfütze gelegen, bis ihn der Nachtwächter von Barnow, der gerade zufällig nicht schlafen konnte und darum gegen seine Gewohnheit umherging, aufrichtete und heimbrachte. Am Morgen hatte er wol über die ganze Glatze hin grimmigstes Haarweh empfunden, aber das war vorbei und Herr Jacob in behaglichster Stimmung. Denn es ist eine gar liebliche und angenehme Empfindung, im Gefühl gründlichst überwundenen Katzenjammers den Grundstein einer neuen kleinen Erheiterung zu legen. . . .

Da wirbelte Staub auf, ein Wägelchen kam über den Marktplatz gefahren und hielt vor der Schänke. Aber nur eine Minute, dann fuhr es weiter und gerade auf die Apotheke zu. Der Staub der Sahara umwogte es; nur so viel konnte man sehen, daß es ein armseliges, jüdisches Lohnwägelchen war. Und dann ward eine grüne Konfederatka sichtbar. Sehr gelassen sah Herr Jacob das Gefährt herankommen. „Schon wieder!“ murmelte er, „'s ischt a Polebüble“ — aber das Wort starb ihm auf der Zunge. „Dunnerskräutle!“ flüsterte er und zog hastig die Czamara zusammen, „ein Mädle — ein Blitzmädle — 's ischt die Pusto —“

Er sprach den angebeteten Namen nicht aus; zitternd riß er das Hauskäppchen vom Haupte und machte einige seltsame Körperbewegungen, was wahrscheinlich Verbeu-

gungen vorstellen sollte. Die Pustowojtoff, welche da so urplötzlich, fern vom Kriegsschauplatze. vor dem Hause des Barnower Bürgermeisters erschien, erwiderte diese Bewegungen durch ein kurzes, vornehmes, aber freundliches Kopfnicken, dann sprang sie rasch vom Wagen, wobei Gürtel und Sporen kriegerisch klirrten. Denn sie trug Reiterstiefel, und im braunen Ledergurt, welcher die Kazawaika zusammenhielt, barg sich offenbar ein ganzes Arsenal. Die Kleider waren etwas verschlissen, in Kriegszeiten geht das nicht anders; auch der Unterrock, welcher im Abspringen sichtbar ward, war sicherlich noch vor Beginn des Aufstandes zum letztenmale gewaschen worden. Hingegen zeigte der stattliche Leib nichts von den Entbehrungen des Feldlagers, und der Busen wogte üppig und stürmisch, als könnte und wollte er jeden Augenblick ein Regiment patriotischer Säuglinge ernähren . . .

Der Patriot sah dies Alles, er sah es sehr, aber doch nur wie durch einen Schleier. Sein Herz pochte allzu stürmisch . . . .

„Jakub Haslowski!" begann die Amazone und trat auf ihn zu, „Jakub Haslowski! — ich nenne einen Namen, der jedem Polen theuer ist! Sie leisten viel, man kennt Ihren Opfermuth, Ihr edles Herz — man kennt den Kosczіusko von Barnow! Darum habe ich's nicht über's Herz gebracht, diesen Ort zu betreten, ohne Ihnen ins Antlitz gesehen, ohne Ihnen gedankt zu haben für das,

was Sie an Polen gethan! Es ist das Opfer eines ganzen Lebens, Jakub Haslowski!"

Der Kosciusko von Barnow war sehr gerührt und noch mehr verlegen. „Ich . . . bin . . . erfreut", stammelte er endlich.

„Nein!" fiel ihm die Amazone glühend ins Wort, „ich bin es, ich allein habe Grund, erfreut zu sein! Denn Sie sind Jakub Haslowski, was aber bin ich? Ich bin nur ein Weib" — sie legte, wie zur Bekräftigung dieses Ausspruches, die Hand auf den Busen — „nur ein schwaches, unberühmtes Weib! Meinen Namen freilich werden Sie aber vielleicht doch schon gehört haben: Wladislawa v. Przczyszczoscinska . . ."

„Natürlich!" stammelte der Patriot, „Pschi—pscho—" Aber seine Zunge war leider schwäbisch geblieben, er brachte den unerhörten Namen nicht über die Lippen.

„Ich wußte es!" fuhr Wladislawa fort. „Ist es doch auch der Name meines Bruders. Wladislaw v. Przczyszczoscinski kämpft als Erster in den Reihen Jener, welchen der Tod lieber ist als die Knute. Seine Schaar steht hier — unfern der Grenze. Mich aber hat es nicht mehr gelitten in meinem stillen Mädchenzimmer, ich will zu ihm, ich will an seiner Seite kämpfen, siegen oder sterben. Ich bin ein Weib", wieder wies sie auf das wogende Beweisstück, „die Welt wird mich vielleicht schnöde richten, aber Jakub Haslowski wird mich verstehen."

„Ich verstehe", murmelte dieser und machte wieder einige räthselhafte Körperbewegungen. „Aber — einige Stunden Rast — meine niedrige Hütte . . ." Er eilte in den Hausflur, rief eine Dienerin herbei und gab ihr ein Dutzend Befehle. „O, treten Sie ein!"

Der Kutscher hatte diesem Zwiegespräch patriotischer Seelen ohne besondere Bewegung gelauscht. Das bucklige, jüdische Männchen war abgestiegen, hatte ein mäßiges Paket vom Wagen gehoben und auf die Veranda gelegt und stand nun ruhig harrend da.

„Mein Reisegepäck", sagte Wladislawa und deutete auf das Paket, welches in einen alterthümlichen Barchent-Unterrock gepackt war; „im Lager muß man sich mit Wenigem behelfen." Und mit einem reizenden Lächeln voll Muth und Bescheidenheit folgte sie der Dienerin und dem Barchentrock ins Haus.

In das bucklige Männlein kam plötzlich sehr viel Leben. „Wie heißt?" rief er der Dahinschwebenden nach. „Was gehen Sie fort? Was haben Sie mir versprochen?"

„Schweig', Jud!" rief Herr Jacob. Die Amazone aber blickte sich nicht um und verschwebte nur noch hastiger. Wahrscheinlich war ihr der häßliche Dialekt des Kutschers zuwider.

„Was soll ich schweigen?" tönte die jammernde Antwort. „Ich werde nicht schweigen! Bin ich bezahlt? Nicht bin ich bezahlt! Kommt mir nicht ein Gulden zwanzig

Kreuzer? Ja kommt mir ein Gulden zwanzig Kreuzer! Also was soll ich schweigen?"

Herr Jacob stand einen Augenblick unschlüssig, die Amazone war längst verschwunden. Wer an Sieg, Tod und Errichtung des polnischen Staates denkt, kann leicht einen Gulden zwanzig Kreuzer vergessen. Darum zahlte der Patriot. Und Kutscher und Gefährt verdufteten, welcher Ausdruck aber diesmal wahrhaftig nur bildlich zu nehmen ist.

Wieder ward es still in der Wüste und auf der Veranda. Wieder saß, indeß die Amazone drinnen ihre Toilette besorgte, Herr Jacob sinnend da. Aber nun sann er nicht mehr über Säue und gestrigen Rausch. Seltsam schlug sein Herz, sonderbar rauschte sein Blut. Sie war beleibt, sie war begeistert, sie war kriegerisch — sein Traum schien sich zu erfüllen. Die Pustowojtoff war es nicht — aber macht der Name das Glück? Glich aber hier ausnahmsweise das Glück dem Namen, so war es jedenfalls ein unaussprechliches.

„Pschi — pscho —", der Kosciusko von Barnow kegelte sich in glühendem Eifer fast die Zunge aus. Da rauschte es hinter ihm. Die Amazone hatte das nothwendigste Wasser auf sich gewendet, auch eine andere Kazawaika angelegt und stand nun doppelt reizend da. Der Anblick verschlug ihm den Athem. Er hatte ihr eine beträchtliche Rede halten, er hatte ihr auseinandersetzen wollen, wie Barnow und speciell diese niedere Hütte sich glücklich

ſchätzen würde, Polens ſchönſtes und heldenmüthigſtes Weib mindeſtens vierundzwanzig Stunden zu umſchließen. Aber nun konnte er nichts, als mühſam nach Luft ſchnappen, und auch das gelang ihm kaum. Mit ſtummer, flehender Geberde wies er auf einen Stuhl. . . .

Die Holde nickte anmuthig und nahm Platz. Polens ſchönſtes und heldenmüthigſtes Weib war übrigens, bei Licht beſehen, ein ſtark übertragenes Frauenzimmer von etwa dreißig Jahren, mit gewöhnlichen, aber juſt nicht unhübſchen Zügen, kecker Adlernaſe und ſchwarzem Aug' und Haar. Das Geſicht war auffallend blaß, und die Haut hatte jenen fatalen, matten Glanz, den man nur bei Münzen und Weibern findet, die ſtark im Verkehr geweſen.

„Wie gefällt Ihnen Barnow?" ſtotterte endlich der Patriot mühſam hervor.

„Herrlich!" ſagte ſie ſo recht aus tiefſter Seele. „Man ſieht auf den erſten Blick, es iſt eine gut patriotiſche, eine echt polniſche Stadt." Sie ließ ihren Blick über das Geflügel und die Säue ſchweifen. „Und überall ſieht man die Hand des Mannes, welcher Kopf und Herz von Barnow zugleich iſt. Oh! man hat mir nicht zu viel von Ihnen geſagt!"

„Oh!" wehrte der Bürgermeiſter mit beſcheidenem Stöhnen ab. „Und — und — Sie bleiben doch wenigſtens bis morgen?"

Elegiſch ſchüttelte ſie die Locken. „Wenn ich dürfte!

Wie gern! Aber ich darf nicht! Mein Leben und meine Zeit gehören dem Vaterlande! Sobald der Bote meines Bruders eintrifft, ziehe ich mit ihm. Wladislaw selbst kann nicht abkommen, aber unser alter Stephan hätte mich hier schon erwarten sollen. Er ist noch nicht da, wie ich im Wirthshause erfahren. Aber er kommt, und dann" der ungeheure Busen erhob sich vor ungeheurer Kampflust.

„Oh!" stöhnte der Bürgermeister noch stärker. Im Hintergrunde erschien eine Magd und winkte. „Oh — eine kleine Erquickung — wenn Sie mir die Ehre anthun —"

Sie that ihm die Ehre an, nahm seinen Arm und ließ sich in das Speisezimmer geleiten. Drinnen war der Tisch gerüstet, als sollte sich da eine Armee stärken.

„Ich danke Ihnen!" sagte Wladislawa sanft. „Und wenn ich ihrer Küche nicht die gebührende Ehre anthue, so denken Sie nur an meine tiefe seelische Erregung!" Sie legte ein halbes Huhn auf ihren Teller. „Morgen im Lager und Krieg und Sieg!" Aber sie hieb trotz der seelischen Erregung fürchterlich auf das Huhn ein; wahrscheinlich dachte sie an die Russen. . . .

„Haben Sie es wol überlegt?" erlaubte sich Herr Jacob nach einer sehr langen Pause schüchtern zu fragen. „Ach, so viel Jugend und Schönheit!"

„Ja!" rief sie blitzenden Auges und versorgte die andere Hälfte des Huhns. „Entschlossen! Und ein Mann wie Sie, Jakub Haslowski, wird mich verstehen!"

Er verstand sie. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust. Schweigend bot er ihr den Kalbsbraten, von dem sie gleichfalls willig nahm. Aber auch sie seufzte tief auf.

„Glauben Sie mir", flüsterte sie, „mein junges, reines Mädchenherz hat schwer genug gekämpft. Ich kenne die Welt, ich kenne die Menschen so wenig! In tiefster, einsamster Stille bin ich herangeblüht, zuerst in der Hut meiner theuren Mutter, einer gebornen Gräfin Potocka, auf dem Gute meiner Eltern, Syczkow bei Wadowice — die ganze Gegend gehört seit der Piastenzeit dem Geschlechte der Przczyszczoscinski. Dann, als die Mutter dem frühverewigten Vater nachfolgte, welcher gleichfalls für Polens Ehre gestorben war, kam ich in ein Kloster, in dem ich bis zum achtzehnten Jahre blieb. Im vorigen Herbste verließ ich es also und lebte wieder auf unserem Gute. Mein geliebter Bruder und unser alter Castellan Stephan sind die einzigen Männer, welche ich bisher kennen gelernt. Und nun treibt mich mein Geschick und ich muß hinaus ins wilde Lagerleben!"

Sie verstummte, schüttelte traurig den Kopf und aß ein halbes Pfund Schweizerkäse nebst mehreren Aepfeln. Auch Herr Haslowski fand keine Worte. Ihn hatte ein jähes, tiefes Leid ergriffen. Also nicht blos beleibt und begeistert, sondern auch keusch, reich, adelig, achtzehnjährig — und dennoch für immer unerreichbar! Der Bürgermeister von Barnow kam sich genau so vor, wie Moses, da er

das gelobte Land nur schauen, aber nicht betreten durfte. Und so schweifte denn Herrn Jacob's Blick schmerzlich und glühend über Berg und Thal und die ganze schöne Landschaft ....

Wladislawa war fertig. Sie hatte gegessen wie ein ausgehungerter Trainknecht, aber nun erhob sie sich graziös und verneigte sich zu leichtem Danke. Wahrscheinlich fing sie dabei einen der Blicke à la Moses auf, denn sie schlug die Augen nieder, und es sah ganz so aus, als würde sie im nächsten Augenblicke erröthen. Aber es kam doch nicht dazu, und sie sagte nur mit leiser gepreßter Stimme:

„Noch einmal besten Dank! Und nun setzen Sie Ihrer Güte die Krone auf und veranlassen Sie, daß ich sogleich benachrichtigt werde, wenn mein alter Stephan eintrifft. Ich erwarte ihn noch heute und will dann auch heute noch die Grenze überschreiten."

Herr Jacob seufzte tief auf und gab den betreffenden Befehl. „Aber wenn er heute nicht kommt?" — begann er flehend.

„Dann", sagte Wladislawa leise — „dann" — und sie erröthete wirklich und wahrhaftig — „dann bitte ich mich zu irgend einer patriotischen Dame zu geleiten, welche einem jungen Mädchen für eine Nacht ihren Schutz gewährt."

„Mein Fräulein!" rief Herr Jacob flehend, „thun Sie mir das nicht an! Lieber gehe ich aus dem Hause!"

Wladislawa erröthete wieder. „Wir sprechen später

darüber — falls es nöthig sein sollte. Mein alter Stephan ist sonst sehr pünktlich. Nun aber noch eine Bitte! Ich verehrte Sie, ehe ich Sie gekannt, und seit ich Sie kenne, verehre ich Sie doppelt. Aber — Sie sind ein Mann und ich ein junges Mädchen. Wäre es nicht möglich, mich einigen Damen vorzustellen, in deren Gesellschaft ich den Abend verbringen kann?!"

„Natürlich!" rief Herr Jacob, nicht sehr erfreut, aber dienstfreudig. „Ich führe Sie zur Frau Bezirksrichterin. Eine treffliche Patriotin, obwol ihr Mann k. k. Beamter ist. Uebrigens ist auch Herr v. Lozinski trotz seines Amtes ein guter Pole. Er läßt die Schwarz-Gelben schreiben, wie ihnen beliebt, und thut, wie uns beliebt."

Sie gingen über den Marktplatz, auf dem das rothe Gold der Abendsonne lag. In verklärendem Lichte grunzten die Ferkel. Herr Jacob hätte dem Heldenmädchen gern den Arm geboten, aber die jungfräuliche Würde entfernte die Vertraulichkeit. . . .

Frau Kasimira v. Lozinska war sehr erfreut über den Besuch. Die hübsche, leichtfertige Frau hatte eine einzige wahre und tiefe Empfindung: die Begeisterung für ihr Volk. Da sie aber ein Weib war und kein fünfzigjähriger Witwer, so machte ihr die Amazone einen gar sonderbarlichen Eindruck. Eine solche Kazawaika und eine solche Hautfarbe wären ihr bei einer rückkehrenden Siegerin weiter nicht auffällig gewesen — für ein frisches Helden-

mädchen aber war Beides etwas compromittirend. Uebrigens dachte auch Kasimira nichts Schlimmes. Ihr Gatte vollends war eitel Bewunderung. Ebenso der Herr Bezirkshauptmann, der Herr Steuer-Einnehmer, der Herr Schloßverweser. Die Damen aber bewunderten wenigstens die Gesinnung, da sie die Kazawaika nicht bewundern konnten. Ach! wie schön, wie rührend sprach Wladislawa! Von ihrer Achtzehnjährigkeit und dem erst kürzlich beendeten Klosteraufenthalte erzählte sie freilich nichts; nur den Kosczjusko von Barnow schien sie dieser Privatmittheilung intimster Natur gewürdigt zu haben. Aber von ihrem Bruder erzählte sie, und obwol keiner der Anwesenden jemals von Wladislaw v. Przczyszczoscinski auch nur eine Silbe gehört, so waren doch Alle darüber einig, daß er einer der tapfersten Söhne Polens sei, und der Herr Bezirkshauptmann wußte sogar einige herrliche Züge aus dem Schlachtenleben dieses jugendlichen Heerführers zu erzählen. Da konnten Se. Hochwürden nicht zurückbleiben und begannen leuchtenden Auges: „Und was thut unser Przczyszczoscinski, wie er neulich einem Kosakenpulk begegnet!“ . . . u. s. w.

Diese Geschichten weckten theils Rührung, theils Begeisterung. Nur Wladislawa empfand dabei ein solches Uebermaß stolzer, schwesterlicher Freude, daß sie nach krampfhaften Versuchen, sich das Taschentuch in den Mund zu stopfen, plötzlich laut auflachte. Gleich darauf liefen ihr

aber schwere Thränen über die Wangen. „Verzeihen Sie dem Schwesterherzen", sagte sie leise, „ich lebe nur in meinem Bruder!"

So vergingen die Abendstunden wie eine Minute. Erst beim Aufbruche wurden sie gewahr, wie spät es geworden. Aber der alte Stephan war noch immer nicht erschienen, und so erhob sich denn ein edler Wettstreit, wer das Heldenmädchen bei sich beherbergen sollte. Aber Herr Jacob rief: „Fräulein Wladislawa schläft bei mir, oder ich hänge mich auf!" — und in den Tod mochten die Honoratioren von Barnow ihren Bürgermeister nicht treiben. „Ich selbst", fügte dieser hinzu, „werde die Nacht bei Sr. Hochwürden zubringen." So mußte sich denn die Gesellschaft damit begnügen, die Fremde bis zu der gastlichen Pforte zu geleiten.

Es war eine mondklare Nacht, und in ihrem träumerischen Zwielicht fand Herr Jacob den Muth, dem Mädchen seinen Arm anzubieten, den Wladislawa auch so kräftig annahm, daß dem Patrioten vor Seligkeit fast der Athem ausging. Kaum vermochte er die ungestüm aufsteigenden Gefühle zu bewältigen. Das machte seinen Schritt noch unsicherer als gewöhnlich, auch tanzte ihm der wohlbekannte Pfad bedenklich vor den Augen, und so geschah es, daß Führer und Geführte in eine Reihe jener Denkmäler geriethen, welche die Bürger von Barnow in ihren Mußestunden symmetrisch aufzuführen pflegen. Die Folgenden

traten in die Fußstapfen des ersten Paares. . . . So zogen die Honoratioren von Barnow dahin, zauberhaft vom Mondlicht umflossen, aber was sie umwitterte, war just nicht Rosenduft. . . . Sie trugen dies, wie edle Menschen ein geheimes Leid, sie sprachen von anderen Dingen und lächelten, höchstens daß zuweilen ein Sacktüchlein sich verstohlen an eine Nase legte. Nur Wladislawa, das naive Heldenmädchen, rief plötzlich: „Pfui Teufel! das stinkt verdammt! Warum lassen Sie den Sauplatz nicht kehren?"

Tiefste Stille! . . . Die Gesellschaft von Barnow bewegte sich just nicht in steifen Formen, gleichwohl pflegte die Discussion über unangenehme Eindrücke der Geruchsorgane in großem Cercle vermieden zu werden. So gab Niemand der fremden Heldin Antwort oder Zustimmung. Nur Herr Jacob, dessen Würde das Thema streifte, erwiderte stammelnd: „Nur immer vor Frohnleichnam. . . . Aber wenn . . . oh! wie Sie befehlen . . . ich dachte ohnehin . . . hm! morgen — oh!"

Doch Wladislawa merkte seine Verlegenheit nicht. Sie war, kaum daß ihr das Kraftwort entfahren, glühend roth geworden und hatte die Lippen aufeinandergepreßt, daß darunter die Zähne knirschten. Sie war offenbar selber sehr verlegen.

Aber das geräumige Frauenzimmer erholte sich bald und begann frischweg über die Nacht im Allgemeinen zu

sprechen und die Mondnacht insbesondere. Frau v. Lozinska steuerte hiezu einige gangbare Gemeinplätze bei, der Herr Pfarrer einige landesübliche Dichterstellen, und so gelangte man schließlich in ambrosisch-weihevoller Stimmung vor die Apotheke.

Hier verabschiedete man sich; das Heldenmädchen trat ins Haus, und Herr Jacob wandelte seufzend mit den Anderen weiter. Natürlich sprachen Alle über Wladislawa, und Alle waren begeistert und entzückt. Und als die schlaue Frau Kasimira den Kopf schüttelte und meinte: „Aber ihre Kazawaika könnte sie sich stopfen!" da fielen Se. Hochwürden ins Wort und riefen mahnend: „Ich bitte — die Schwester dieses Bruders! Ich bitte, vergessen Sie nicht: Wladislaw v. Przczyszczoscinski!" . . .

Aber unser Herr Jacob brauchte nicht erst daran zu denken, um für die Fremde zu schwärmen. Im Gegentheil! Wenn er an den adeligen Bruder dachte und an die gräfliche Mutter, dann that ihm das Herz weh, und wenn ihm erst das Gut Syczkow bei Wadowice einfiel, welches seit der Piastenzeit der unaussprechlichen Familie zugehörte, dann blutete ihm das Herz. „Ach!" flüsterte er leise vor sich hin, „wäre sie lieber arm!"

Im selben Augenblicke musterte die Fremde im Schlafzimmer der seligen Antonia den Inhalt des alten Barchentrockes, einige verschlissene Kleider und schadhafte Leibwäsche, und verschloß dann Alles sorglich in eine bereitstehende Commode. Dann trat sie an's Fenster, und ihr Antlitz

begann sich aufzuhellen. Plötzlich lachte sie halblaut auf, schüttelte trotzig die Locken zurück, legte den Daumen der ausgestreckten Rechten an die Nase und bewegte die Finger. . . .

Das war der Gruß zur guten Nacht, welchen Wladislawa v. Przczyszczoscinska dem Kosczciuszko von Barnow nachwinkte. . . .

. . . Am nächsten Morgen geschah etwas Unerhörtes. Von Barnows Gründung bis zu jenem Jahre hatte sich Aehnliches nie ereignet, von jenem Jahre bis heute hat es sich nicht wiederholt, und wer die Leute von Barnow kennt, wird auch kaum auf einstige Wiederkehr des Unerhörten hoffen . . .

Der Marktplatz von Barnow war nämlich gekehrt worden.

Wer um acht Uhr aufstand, sah das Wunder fertig; wer um Sechs, konnte sehen, wie es ward: wie Janko Czupka, der würdevollste Amtsdiener dieser Erde, auf und ab ging, die Juden antrieb, vor ihren Häusern zu kehren, und die Arrestanten des Bezirksgerichtes beaufsichtigte, welche ein Gleiches vor den Christenhäusern thaten. „Denn", meinte Janko, „solche Arbeit sollen nur Verbrecher verrichten, und alle Juden sind Verbrecher, den sie wässern den Schnaps und haben Christum gekreuzigt."

Minder würdevoll als Herr Czupka, hastig und ruhelos, stolperte der Bürgermeister von einem Kehrbesen zum

andern. Herr Jacob sah blaß und übernächtig aus. Er hatte noch vor Mitternacht den Nachtwächter aufgesucht, was nicht leicht war, da der Mann allnächtlich auf einem anderen Plätzchen zu schlummern liebte, dann den Amtsdiener, was nicht schwer war, da Herr Janko stets in derselben Schänke kneipte und schlief. Mit vieler Mühe machte er den Beiden den unerhörten Auftrag begreiflich und suchte dann das dürftige Sofa auf, welches ihm die Gastfreundschaft des Pfarrers eingeräumt. Aber er schlief schlecht und in seinen unruhigen Träumen tauchte, wahrscheinlich weil das Lager so hart war, immer wieder die selige Antonia auf. So fiel es ihm nicht schwer, in aller Frühe aufzustehen und selbst die Vollendung des Werkes zu fördern, mit dem er die Angebetete zu überraschen gedachte.

Aristokratinnen pflegen spät aufzustehen — erst gegen zehn Uhr traute sich Haslowski in sein Haus. Aber es war ein überflüssiger Zartsinn. „Schon seit Sieben spaziert sie in allen Zimmern herum", sagte die Köchin, „und gefrühstückt hat sie schon zweimal. Und wissen Sie, was sie angezogen hat? Die Nachthaube und den Schlafrock der Seligen! Ueberhaupt, als wenn sie die Frau wäre!"

Herr Jacob trat ein. Mit zauberhaftem Lächeln trat ihm das Edelfräulein entgegen. „Sie sehen, ich fühle mich wie zu Hause", sagte sie schelmisch sanft. — „O möge es immer so bleiben!" rief der Apotheker erglühend. Aber

sie schüttelte traurig den Kopf: „Bis der alte Stephan kommt. . . .“ Dann fragten sie einander um das Befinden und die Träume der letzten Nacht. „Ich habe von Ihrer Gattin geträumt“, erzählte Wladislawa, „und wie glücklich sie wol an der Seite eines solchen Gatten gewesen!“ Und Herr Jacob darauf mit tiefem Seufzer: „Ich habe auch von ihr geträumt!“

Dann suchte er nach einem passenden Uebergange von dem Mann der Verstorbenen zum weggeschafften Kehricht. Suchte und fand ihn nicht und platzte endlich heraus: „Schauen Sie sich den Marktplatz an!“

Sie that es, und als sie sich nun zu ihm wendete — Himmel! was war das für ein Blick! Die ganze Gluth einer jungfräulichen Seele lag darin, ein Aetna dankbarer Liebe, ein Vesuv liebevoller Dankbarkeit. „Und meinetwegen?“ fragte sie stammelnd.

Herr Jacob vermochte nur stumm zu nicken — ihm war sehr heiß. . . .

. . . Wer weiß, wozu es damals schon gekommen wäre! Wahrscheinlich dazu, wozu es später wirklich kam. Aber diesmal trat eine Störung dazwischen, eine wohlbeleibte, wildbärtige Störung mit sehr schnarrender Stimme: der Herr Schloßverweser. Er fuhr in seiner Kalesche vor und versicherte in einem Tone, welcher ein Rudel Rebellen eingeschüchtert hätte, er und seine Frau würden unsäglich erfreut sein, Herrn Jacob und Fräulein Wladislawa heute

Mittags auf dem Schlosse zu sehen — Absage sei tödtliche Beleidigung.

Da verneigte sich das Heldenmädchen und bat nur um eine halbe Stunde Frist, ihre Toilette in Ordnung zu bringen. Aber sie brauchte nicht einmal so viel, um vor den Harrenden herrlich geschmückt zu erscheinen. Schwarzer Sammtrock, darüber ein weißes Obergewand, welches die weitläufige Büste zum Platzen enge umschloß. Dazu Konfederatka, Sporenstiefel und Waffengürtel — das Frauenzimmer sah wirklich nicht übel aus. Herrn Jacob aber schwamm es vollends vor den Augen. „Dunnerskräutle!" hätte er schier gerufen, „'s ischt der Tonele ihr Mäntele!" In der That hatte jenes räthselhaft enge Oberkleid einst als weißer Sommerburnus die spitzen Schultern Antonia's umflattert. Wieder einmal hatte also das Edelfräulein ihm den Beweis geliefert, daß es sich bei ihm «wie zu Hause» fühle!

Oh! wie ihn das freute! Und erst der Triumph auf der Fahrt durch die Stadt! Ganz Barnow war auf den Beinen, des marktpolizeilichen Phänomens wegen. Ganz Barnow erzählte einander, warum der Marktplatz gekehrt worden: einer erhabenen, herrlichen Fremden wegen! Ganz Barnow schaute sich die Augen heraus, als sie herangefahren kam! Die Mützen flogen, ein „Ah!" der Bewunderung ging durch die Menge, Alles wich ehrfurchtsvoll zurück, und ein Betrunkener rief gellend: „Hoch die

Dicke! Sie ist die Braut unseres Bürgermeisters! Hurrah hoch!"

Auch im Schlosse wurden sie festlich empfangen. Sämmtliche Patrioten von Barnow und Umgebung waren versammelt, natürlich auch viele Patriotinnen. Wladislawa kam, sah und siegte. Nur Frau Kasimira lächelte etwas eigen, als sie das Heldenmädchen umarmte und dabei das Oberkleid des Näheren besah. Aber bezüglich der Uebrigen siegte Wladislawa wirklich, ganz wie der große Cäsar bei jener Entscheidungsschlacht. Und darauf that sie ein Viertes, was wol der große Cäsar nach der Schlacht auch gethan; sie aß sehr stark zu Mittag.

Das thaten auch die Uebrigen mehr oder minder. Und darauf ergingen sich Alle im Park, anfangs in großen Gruppen, bis sie sich vertheilten. So blieben endlich auch Jacob und Wladislawa allein und versanken schließlich im Schatten mächtiger Linden theils in eine alte Moosbank, theils in stilles Entzücken. Sie sprachen nicht, aber ihre Hände hatten sich gefunden, und die zitterige Hand des Trunkenboldes und die feisten Hände des übertragenen Frauenzimmers erzählten einander, sich fassend und fliehend, drückend und streichelnd, tausend süße Frühlingsmärchen, tausend duftige Zukunftsträume, tausend schöne Geschichten von zartem, reichem, unnennbar schönem Glück . . .

Da nahte fester Männerschritt, Sporengeklirr klang dazwischen, blau schimmerte es durch die Lindenzweige —

zwei junge Husaren-Officiere schritten vorbei, grüßten Herrn Jacob nachlässig und fixirten die Heldenjungfrau sehr scharf. Der Lieutenant und der Oberlieutenant der hier stationirten Escadron; ihr Commandant, der Rittmeister, war auf Remontenkauf abwesend, und so langweilten sie sich zu Zweien, während sie sich sonst zu Dritt langweilten; die sociale Stellung dieser Officiere, auch sonst in diesem Lande just nicht beneidenswerth, ähnelte in dem Maße, als der Aufstand jenseits der Grenze wuchs, immer mehr der ihrer Kameraden in Venetien.

Wladislawa war unter dem prüfenden Blicke der jungen Krieger roth geworden, so hochroth, daß sogar der harmlose Jacob sie deßhalb fragend ansah. Aber es war nur die Röthe des Patriotismus gewesen. „Diese Schwarz-Gelben!" sagte sie finster. „Wann erleben wir es, daß die heilige polnische Erde frei wird von dem Dränger?"

„Du, hörst", sagte zur selben Minute der Oberlieutenant zum Lieutenant, „kommt dir das Weibsbild nicht auch bekannt vor?" — „Freilich! aber woher?" — „Weiß nicht, habe aber so unbestimmte Erinnerung, als wäre viel Champagner dabei getrunken worden!" — „Mir dämmert's auch so — und als ob der Rittmeister sie näher gekannt hätte — verstehst? — ganz nahe!" — „Ha! meinst? Na, nächsten Sonntag kommt er ja, da kann er das alte Terrain recognosciren! He!" — „Ha! ha! ha! Altes Terrain, sehrrr gut!" . . .

. . . Bis zur Dämmerung blieb die Gesellschaft im Schloßgarten beisammen. Dann drängte die Heldenjungfrau zum Aufbruch, denn, meinte sie, „der alte Stephan wird inzwischen sicherlich eingetroffen sein!" In dieser Voraussicht nahm sie auch von der ganzen Gesellschaft feierlichen Abschied. Aber es war eine irrige Annahme gewesen; als sie nach Barnow kamen, zeigte sich keine Spur von dem treuen Castellan derer von Przczyszczoscinski. Wol aber fuhr eben auf Leiterwagen ein Trupp junger Insurgenten aus dem Gasthause der Grenze zu. „Gott mit euch!" rief Wladislawa begeistert, „morgen folge ich euch!"

Für heute mußte sie aber noch die Gastfreundschaft des Bürgermeisters acceptiren. Und weil das Sofa des Pfarrers so hart war, der Jungfrau Tugend aber so groß, daß sie keine Nachrede zu fürchten hatte, so gewährte sie großmüthig, daß auch Herr Jacob unter seinem eigenen Dache schlafen dürfe. Der arme Narr bettete sich im entgegengesetzten Tract im Schlafkämmerchen seines Lehrlings Valerian, eines nichtsnutzigen Schlingels, welchen er vor einigen Tagen weggejagt hatte.

. . . Drei Tage vergingen, ein Mittwoch, ein Donnerstag, ein Freitag, manche Nachricht und mancher Verwundete war aus dem insurgirten Lande gekommen, aber der alte Stephan ließ sich noch immer nicht sehen, und auch sonst klang keine Kunde herüber von Wladislaw, dem

Heerführer. Das Edelfräulein war verzweifelt, was aber ihren Appetit nicht verringerte. Sie aß und trank wie ein Dreſcher, theils im Hauſe Jacob's, theils bei den anderen Honoratioren. Ihre Beliebtheit wuchs, die patriotiſche Jugend von Barnow betete ſie an, ſelbſt die Damen machten weiter keine Gloſſen darüber, daß die Erbin von Syczkow entweder in einer zerriſſenen Kazawaika erſchien, oder aber die Garderobe der in Gott ruhenden Haſlowska fleißig lüftete. Und als Wladislawa am Donnerſtag Abends im Hauſe des Bezirksrichters eine begeiſternde Rede hielt, ein Gedicht von Slowacki declamirte und mit einem Appell an die patriotiſche Freigebigkeit ſchloß, da ward eine Sammlung veranſtaltet, welche über fünfzig Gulden ergab. Und dieſes Geld wurde vom Pfarrer in einer längeren Rede dem Heldenmädchen übergeben, auf daß ſie es im Lager an die Krieger ihres Bruders, des Heldenjünglings, vertheile.

Auch zu dieſer Sammlung hatte Herr Jacob beigeſteuert. Ach, was hätte er nicht Alles gethan, um ſich einen Blick, einen freundlichen, leuchtenden Blick aus dieſen dunklen Augen zu erwerben! Mit ſolchen Blicken war Wladislawa nicht allzu freigebig. Sie hehlte es dem Kosciuszko von Barnow nicht, daß ſie ihn bewundere und zuweilen ſagte ihm ſogar ein Druck dieſer fettigen, aber mit ſeltſam rauher Haut und räthſelhaft zerſtochenen Fingern geſegneten Hand, daß vielleicht ein innigeres Em-

pfinden in ihr keime; aber der stolze Mund betonte es oft genug: „Ich gehöre dem Vaterlande!" Das war ihr Lieblingswort, und der verliebte Patriot bekam allmälig eine wahre Wuth auf das polnische Vaterland. Aber wenn er auch ihre Liebe noch nicht besaß, ihr Vertrauen hatte er, ihr großes, unbegrenztes Vertrauen. So hatte sie ihm am Morgen, der jener patriotischen Sammlung im Hause des Bezirksrichters folgte, erröthend zugeflüstert, sie sei mit ihrem Baargeld zu Ende, weil sie die tausend Gulden, welche sie von Syczkow mitgenommen, auf dem Wege an verwundete Insurgenten vertheilt, und der rettende Stephan, der weitere tausend Gulden für sie bewahre, sei ja seltsamerweise noch immer nicht erschienen. Das hatte Herr Jacob freudebebend vernommen und demüthig gefragt, wie viel er ihr leihen dürfe. „Hundert Gulden", hatte sie mit gütigem Lächeln gestattet und er hatte ihr darauf schleunigst zweihundert Gulden hingelegt, und sie hatte beide Hunderter genommen — war das nicht edel von der Tochter einer geborenen Potocka!?

Und was war erst nach dem Mittagessen desselben Tages geschehen! Da fragte ihn nämlich Wladislawa zwischen Braten und Mehlspeise, welcher Gemüthsart seine Gattin gewesen, und ob sie ihn so reich beglückt, als er es verdiente. Herr Jacob sprach nicht gern von der Seligen, am wenigsten beim Essen, und so begnügte er sich mit leiser Stimme ebenso zart als diplomatisch zu sagen: „Sie

ruht im Frieden Gottes!" Wladislawa blickte ihn theilnahmsvoll an. „Ich verstehe Sie, mein armer Freund!" sagte sie bewegt. . . . „Mögen Sie", fuhr sie fort und reichte ihm die Hand, „noch im Leben jenes reiche Eheglück finden, welches Sie mehr verdienen, als jeder andere Mann, den ich bisher kennen gelernt. Freilich, ich habe bisher wenige Männer kennen gelernt. Aber in Ihnen täusche ich mich nicht, Sie sind, wofür ich Sie halte." Herr Jacob hätte am liebsten gleich ihre Hand festgehalten und ihr gesagt, das, was er da zwischen den Fingern halte, sei für ihn der Schlüssel zum irdischen Paradies; aber sie entzog ihm diesen Anknüpfungspunkt sanft und fragte: „Aber patriotisch war die Verblichene doch gewiß?" — „Hm, ja!" machte Herr Jacob. — „Und hat sie ihrem Patriotismus Opfer gebracht?" — „Ja—a!" seufzte der Witwer, denn er erinnerte sich jener drei unehelichen Kinder, welche Antonia einst für Polens Rettung geboren und mit denen er vor einigen Jahren die reiche Nachlassenschaft hatte theilen müssen — „Waren es große Opfer?" fuhr die hartnäckige Fragerin fort. — „Wie man's nimmt", meinte Herr Jacob, konnte er doch diesem reinen jungfräulichen Wesen keine nähere Auskunft geben. — „Ich", fuhr das reine Wesen fort, „habe dem Vaterlande geopfert, was ich durfte: auch meinen eigenen und den Familienschmuck! Hat das Ihre Gattin auch gethan?" — „Nein", sagte Jacob, „ihr Schmuck ist noch

da, sehr schöne Pretiosen. Darf ich sie Ihnen zeigen?" — „Ich liebe solchen eitlen Tand nicht", erwiderte Wladislawa. „Aber wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht . . ." Er brachte eifrigst die Cassette herbei, und ihm zu Gefallen beschaute sie eine Stunde lang die Ringe und Ketten, ja noch mehr, sie trug darauf den ihr so gleichgiltigen Tand in ihr Zimmer hinüber. . . .

Aber was war dies Alles gegen jene Unterredung, welche am Abend desselben Freitags zwischen den Liebenden stattfand! Es war nach einem Souper beim Pfarrer, an welchem auch Damen theilgenommen, weil des Pfarrers Nichte als Hausfrau repräsentirte, wozu diese stattliche Dame, nebenbei bemerkt, in jeder Beziehung geeignet und berechtigt war. Das Souper war gut gewesen und der Abend schön, so blieben Wladislawa und Jacob noch ein wenig auf der Veranda. „Morgen kommt der Castellan!" begann sie, eine Versicherung, welche den Bürgermeister traurig stimmte und nachgerade nicht einmal den Reiz der Neuheit für ihn hatte, „morgen kommt er ganz gewiß, und ich muß fort." „Muß es sein?" fragte Herr Jacob wieder, wie er einst gefragt. Aber nun war er muthiger und fuhr fort: „Oh! Es muß nicht sein! Polen hat ohnehin viele Kämpfer, Sie aber sind geschaffen, zu beglücken! O Wladislawa, beglücken Sie!" — „Lassen Sie mich!" bat sie leise und rückte ihm näher, „lassen Sie mich!" wiederholte sie noch ängstlicher und faßte seine Hand. „Ach!

Grausamer, muß ich es denn wirklich sagen, was der Jungfrau zu empfinden himmlisch, aber auszusprechen peinlich ist. Ja! Mann, dir gehört mein Herz! Du bist bürgerlich, ich von uraltem Adel, du kaum wohlhabend, ich unermeßlich reich, aber werd' ich je eines Mannes Weib, so bist du dieser Mann, Jacob! Und nun — gute Nacht — gute Nacht!" . . .

Sie war verschwunden . . . Er aber saß noch lange im Dunkel auf der Veranda, in größerem Rausch, als ihn je Okoczimer Bier oder Moldauer Wein bei ihm hervorzubringen vermochte. Und als er endlich zur Ruhe ging, da erquickten ihn im harten Bette des weggejagten Valerian die allerweichsten Träume. . . .

Die heiße Vormittagssonne weckte ihn, es war schon gegen 10 Uhr. „Die Gräfin ist spazieren gegangen", sagte ihm seine Köchin mürrisch, „und den ganzen Schmuck der Gnädigen hat sie auf sich gehängt!" Aber Herr Jacob verwies ihr solche Rede heftig. „Wohl mir", flüsterte er schmunzelnd vor sich hin, indeß er auf der Veranda ausgiebigst frühstückte, „wohl mir, wenn sie den Eheschmuck als ihr Eigenthum betrachtet!" Und er blickte, behaglich sinnend und essend, sehnsüchtig aus, ob die Holde nicht nahe.

Aber die Wüste Sahara lag im Sonnenbrande verlassen und öde, fast wie ihre afrikanische Namensschwester. Denn es war Samstag Vormittags, und in diesen Stun-

den erscheinen die jüdisch-polnischen Städtchen des Ostens wie ausgestorben. Kein Laden geöffnet, kein Fuhrwerk sichtbar, selten ein Mensch auf der Straße, ein Bauer oder ein polnischer Herr. Aus keinem Hause ein Laut, von keinem Dache Rauch, als wäre ein großes Sterben gekommen und hätte Alles hinweggefegt. . .

Herr Jacob dachte Aehnliches, behaglich blinzelte er in die Oede und meinte: «Jetzt könnte man wirklich glauben, daß all das verdammte jüdische Hundsblut plötzlich crepirt ist!» Aber weiter konnte er sich in diesen schönen Gedanken nicht vertiefen. Denn am Rande der Wüste wirbelte Staub auf, ein Bauernwägelchen kam heran, drinnen saß eine große Confederatka und darunter ein kleiner Polenjüngling. Rasch sprang er ab und auf Herrn Jacob zu, der sich aber nicht vom Platze rührte, auch den herablassenden Gruß des Ankömmlings nicht allzu freundlich erwiderte. Denn der Kleine sah wenig imponirend aus. Es war ein gelbes, mageres Männchen von etwa dreißig Jahren, mit schlauem Gesichte und blitzenden Aeuglein; das Habit war sehr national und sehr schmutzig, und die Stulpenstiefeln waren jedenfalls nicht ohne Wunden aus dem Lebenskampfe hervorgegangen, es waren wahrhaftig sterbende Stulpenstiefeln. Aber desto imponirender war des Männchens Benehmen. Er rührte an die Mütze und fragte:

„Sind Sie selbst Herr Haslowski oder nur sein Diener?"

„Ich ſelbſt", ſtammelte der Bürgermeiſter. Denn er war ja im Grunde doch ein Schwäblein und darum leicht zu verblüffen.

„Dann bin ich Ihnen Dank ſchuldig", ſagte der Zerlumpte noch immer würdevoll, aber viel freundlicher. „Sie gewährten einer nahen Verwandten meines Geſchlechtes in Ihrem Hauſe Gaſtfreundſchaft, meiner theuren Couſine ..."

„Oh! .. .. oh!" Herr Jacob traute ſich kaum, an die dargebotene Hand zu rühren, aber nur aus Reſpect, nicht etwa deßhalb, weil die Hand ſehr ſchmutzig war. „Mit wem habe ich die Ehre zu ..."

„Wladislaw!" tönte es hinter ihnen.

„Wladislawa!" rief der Zerlumpte und umſchlang die Jungfrau.

„Wladislaw!" rief ſie noch einmal. Dann ſich aus ſeinen Armen löſend, ſprach ſie zu Herrn Jacob: „Hier mein Bruder; Sie werden ihn ſchon an der Aehnlichkeit erkannt haben. Die Przczyſzczoſcinski haben einen ſtarken Familienzug!"

„Oh! ... oh!" Die Aehnlichkeit war nicht ſehr groß — der Heerführer ſah aus wie ein Vagabund — und von einer Couſine hatte er geſprochen — unſerem Herrn Jacob ging es ſehr wirr im Kopfe herum. ...

Die Geſchwiſter hatten inzwiſchen haſtig geflüſtert. „Nein, Wladislaw", ſagte nun das Mädchen laut, „du findeſt unſere Couſine leider nicht hier. Sie hat ſich dem

Willen ihrer Mutter gefügt und ist in Wadowice geblieben." Dann wendete sie sich erklärend zum Bürgermeister: „Mein Bruder ist mit unserer Cousine, Comtesse Sophie Potocka verlobt. Er hoffte, sie werde mit mir ausziehen in den heiligen Krieg . . ."

„Ich verstehe", sagte Herr Jacob. „Aber der Herr Bruder werden hungrig sein." . . .

Er führte den Helden in sein zweitbestes Zimmer, hart neben dem Prunkgemach der Schwester, ließ ihm ein gutes Frühstück hineintragen, ferner, in weiser Erwägung des Nothwendigen, einen ungeheuren Waschkübel, einen Ziegel Seife, Wäsche und Stiefel und schließlich sein eigenes Gala-Gewand.

Als Wladislaw v. Przczyszczoscinski nach einiger Zeit wieder sichtbar ward, da sah er zwar noch immer nicht ganz so aus, wie man sich einen General denkt, aber doch viel reputirlicher als früher, beiläufig so, wie ein Schneidergeselle in Sonntagstracht. Wer ihn reden hörte, mußte freilich seinen Muth und seine strategische Begabung klar erkennen. Der kleine Mensch hatte ein unglaublich flinkes Maulwerk. Wie ein Sturzbach strömte seine Rede, als er die Geschichte seiner letzten zwei Monate berichtete. Er war nicht blos ein gewaltiger, sondern auch ein origineller Stratege. Nachdem er sein Corps tief im podolischen Gouvernement, hart an der Grenze der Ukraina, organisirt — «tapfere Leute, jeder Mann ein Löwe, jeder seines

Führers würdig — hatte er die Russen nicht etwa tiefer ins Land hinein verfolgt, sondern sie im Gegentheil durch fortwährende Siege gezwungen, ihm auf den Fersen zu bleiben und seinem Corps bis dicht an die österreichische Grenze zu folgen — „der Plan klingt kühn und sonderbar, aber wäre er gelungen, bei meinen Ahnen, es gäbe heute kein Rußland mehr!“ Aber leider gab es auch an jenem Samstag noch ein Rußland, denn eben als der Plan hart am Gelingen und das Corps hart an der Grenze war, siegten die Russen plötzlich gegen das Programm — „natürlich nur durch Verrath in unseren Reihen, hervorgerufen durch Neid über meinen Feldherrnruhm“. Das Corps mußte auf österreichisches Gebiet übertreten — „und da haben uns diese schwarz-gelben Schergen natürlich entwaffnet“. Wladislaw aber begann darauf die Suche nach Braut und Schwester. Nur die Letztere hatte er gefunden — leider! — „oh! es ist ein tiefer Schmerz, wenn die Geliebte nicht für das glüht, wofür man selbst Leib und Leben tausendmal eingesetzt hat!“ . . . .

Diese Odyssee erzählte der Held bei Tische und Herr Haslowski hörte mit allen Sinnen zu. „Und der alte Stephan?“ fragte er dann theilnehmend.

„Welcher alte Stephan?“ fragte der Heerführer erstaunt.

„Aber Wladislaw“, mahnte die Schwester, „hast du

des treuen Hüters unserer Jugend vergessen? Erst vor einer Stunde erzähltest du mir ja, wie er am Dniester den Heldentod gestorben!"

„Richtig, jetzt fällt's mir ein!" Der General schlug sich auf die Stirne. „Mein Gott! Ich habe so Viele sterben gesehen und so Viele selbst getödtet. Aber mit dem alten Stephan — hören Sie, Bürgermeister — das war wirklich rührend! Trifft der Alte draußen vor dem Lager auf fünf Kosaken, läßt sich in einen Kampf mit ihnen ein, wird tödtlich verwundet, läßt sie aber doch nicht los und escortirt sie bis in mein Zelt. «Hier, General, fünf Kosaken!» Das war sein letztes Wort — er stürzt zusammen, mausetodt!"

„Dann haben wir ihn hier freilich vergeblich erwartet", bemerkte der Bürgermeister.

„Warum haben Sie ihn denn hier erwartet?" fragte der General erstaunt. „Wie hätte er denn nach Barnow kommen sollen?"

„Aber Wladislaw", bemerkte die Schwester und wurde hochroth, „hast du nicht versprochen, mich und Sophie durch Stephan von Barnow in dein Lager abholen zu lassen?!"

„Richtig!" Er schlug sich noch viel heftiger auf die Stirne. „Natürlich hab' ich's euch versprochen! Aber der Krieg — der Krieg — im Krieg vergißt man Alles!"

. . . Am Nachmittage kamen die Honoratioren von

Barnow truppweise, dem Kämpfer ihre Aufwartung zu machen. Er empfing sie würdevoll, aber gütig, und erzählte so viele Heldenthaten, als man nur immer hören wollte. Dasselbe that er auch bei einer Soirée, welche der Herr Bezirksrichter ihm zu Ehren improvisirt. Hier enthüllte er auch, von wem eigentlich der Verrath ausgegangen, durch den schließlich sein genialer Plan gescheitert. Leider von Langiewicz selbst. Er hatte von dem wachsenden Ruhme Wladislaw's v. Przczyszczoscinski für seine Dictatur gefürchtet. „Aber er soll nicht umsonst gefürchtet haben! Ich sammle hier in Barnow ein neues Corps, rücke in Podolien ein, schlage die Russen, wo ich sie eben noch einholen kann — denn sie laufen schon leider vor meinem bloßen Namen! — und in zwei Monaten wollen wir sehen, wer Dictator von Polen ist, Langiewicz oder ich."

In Herrn Jacob's Kopf begann das Bischen Hirn vollends zu rotiren. Es ist wirklich keine Kleinigkeit für einen gebornen Häusle, Sohn des Bauers Johann Friedrich Häusle aus Marienthal bei Kolomea, endlich Schwager des Dictators von Polen zu werden.

Das Hirn rotirte noch, als die Soirée längst zu Ende und auch die Geschwister zur Ruhe gegangen. Noch immer lief da Herr Jacob auf seiner Veranda auf und ab und stahl sich endlich unter die Fenster seiner Angebeteten.

Die Flügel waren geschlossen, die Vorhänge herab-

gelaſſen, aber dahinter ſchimmerte noch Licht. Und als er lauſchte, vernahm er leiſes Flüſtern und dazwiſchen ein Geräuſch, wie es zu entſtehen pflegt, wenn ſich zwei Lippenpaare laut ſchmatzend aufeinanderdrücken. Letzteres war wol nur eine Ohrentäuſchung, aber das Geflüſter war nicht zu bezweifeln und erhob ſich zuweilen ſogar zu verſtändlicher, halblauter Rede. Die Geſchwiſter, welche ſo lange getrennt geweſen, waren offenbar noch zu einem traulichen Plauderſtündchen beiſammen.

„Aber die Geſchichte iſt gefährlich!“ hörte der Lauſcher Wladislaw's Stimme.

„Nicht im geringſten!“ erwiderte Wladislawa. „Der Alte iſt ein ganz unglaublicher Eſel!“

Von wem ſie wol ſprechen mögen? fragte ſich der Lauſcher. Dann horchte er weiter. Der General hatte eine Frage gethan, die er leider nicht erlauſchen konnte. Aber von der Antwort Wladislawa's verlor er kein Wort.

„Freilich!“ — und ſie lachte laut, „ſogar ſeine Hand hat er mir angetragen! Denke dir nur: ich und er, dieſe Geſtalt: zwei Zündhölzchen und darauf ein Apfel, hahaha!“

Herr Jacob horchte angeſtrengt; es war da offenbar von einem Rivalen die Rede, den er nicht kannte. Aber gleich das Folgende ſchlug alle ſeine Beſorgniſſe nieder und machte ihn zum glücklichſten der Sterblichen. Denn Wladislawa ſagte ganz vernehmlich: „Ich werde Bürgermeiſterin von Barnow!“

Da litt es Herrn Jacob nicht länger, er ſtürmte in die Sahara hinaus und machte dort ſeinem Jubel in lauten Rufen Luft . . .

Am nächſten Morgen — es war der Sonntag — ließ er den Marktplatz wieder einmal kehren, und Wladislawa lohnte ihm dieſe Aufmerkſamkeit wieder durch einen unbeſchreiblichen Blick. Es war dies das zweite, aber zugleich das letzte Mal, daß der Marktplatz von Barnow aus Liebe gekehrt wurde.

Am Vormittag fuhr Herr Jacob mit ſeinen Gäſten umher, dem General die Stadt und ihre Umgebungen zu zeigen, zu Mittag aber nach dem Schloſſe, wo der Verweſer zu Ehren des Zukunfts-Dictators ein Galadiner gab. Wieder waren alle Patrioten von Barnow und Umgegend verſammelt. Man ſpeiſte auf der Terraſſe und nahm dann den Kaffee auf der Teich-Inſel.

Bei dieſer Gelegenheit gab Wladislaw abermals Einiges aus ſeiner ruhmvollen Vergangenheit zum Beſten.

„Worauf kommt es im Kriege an? Auf die Geiſtesgegenwart, auf den Muth! Aber auf die Zahl der Krieger? Lächerlich! Ich, ſo wie Sie mich hier ſehen, habe mit zwanzig Mann die Feſtung Chotin erobert. Wer mir das nachthun kann, der melde ſich! Ein Bürgerlicher kann es ſchwerlich! Und dieſer Langiewicz ſchon gar nicht! Denn mich, ich geſtehe es offen, mich hat hauptſächlich der Gedanke an meine Ahnen begeiſtert. . . .“

Von fern kam ein Geräusch, wie von nahendem festem Männerschritt, Sporengeklirr klang dazwischen. Aber Wladislaw überhörte es.

„Meine Ahnen!“ wiederholte er. „Ich verachte keinen Bürgerlichen, aber ein Edelmann ist doch ein ganz anderer Mensch. Man lacht über das blaue Blut. Ich aber will Ihnen nur Eines sagen . . .“

Aber er kam nicht mehr dazu, dies Eine zu sagen. Die festen Schritte und das Sporengeklirr waren immer näher gekommen, blau schimmerte es durch die Lindenzweige, die beiden jungen Husaren-Officiere kamen geschritten und zwischen ihnen ein älterer Officier, der Rittmeister.

Sie kamen über das Brücklein, sie kamen dicht an die Gesellschaft heran. Der Heldenjüngling wurde bleich, die Heldenjungfrau wurde roth, die patriotische Gesellschaft aber musterte die Eindringlinge mit zornigen oder höhnischen Blicken.

Aber der Rittmeister kehrte sich an diese Blicke nicht und trat noch näher. „Meine Damen und Herren“, begann er mit höflicher Verbeugung, „verzeihen Sie, wenn ich störe. Aber ich sehe da unter Ihnen zwei alte Bekannte aus vergangenen Tagen, die ich kaum mehr wiederzusehen gehofft. Gestatten Sie mir also, daß ich den Herrn und die Dame nach Gebühr begrüße!“

Der General war käsebleich geworden und zusammen-

schnappt wie ein Taschenmesser. Auch die Jungfrau war todtenbleich, aber sie richtete ihre funkelnden Augen keck und trotzig auf den Officier.

„Vor Allem die Damen!“ begann dieser. „Liebe Kasia! bist du auch hier in deinem eigentlichen Rollenfach? Auf der Lemberger Bühne spieltest du ja nur Kammermädchen. Und als ich dich in Zloczow wiederfand, da warst du Schankmädchen in der großen Weinstube des Chaim Wohlgeruch. Du verschwandest spurlos, liebe Kasia! Die böse Welt meinte, du seist mit diesem elenden Menschen hier durchgebrannt, ich aber, der ich deinen künstlerischen Ehrgeiz kannte, ich hoffte, daß du nach Krakau gegangen, um dort eine große Tragödin zu werden und die Mondrzejewska zu verdunkeln. Nun freilich sehe ich, daß die böse Welt Recht gehabt, was mich weiter nicht gekümmert hätte, wenn ich dich mit weniger Preisfesen auf dem Leibe wiedergefunden hätte. Aber um dieser Preisfesen willen habe ich dich hier wieder erkennen müssen, was ich sonst unterlassen hätte, denn du bist stets zwar ein leichtsinniges und lügenhaftes, aber ehrliches und gescheidtes Mädel gewesen.“

„Schönen Dank für die gute Meinung, Herr Rittmeister“, sagte das Mädchen fast lachend; „so bin ich auch heute noch.“

„Und nun zu dir, lieber Jacek!“ fuhr der Unerbitt-

liche fort. „Auch dir bin ich einst wohlgeneigt gewesen, denn du hast mich in Zloczow vortrefflich rasirt, und ich habe nie Anstand genommen, dich für den besten Barbiergesellen der vereinigten Königreiche Galizien und Lodomerien zu erklären. Darum war ich aufrichtig betrübt, als du mir einen kostbaren Tschibuk und Anderen Anderes stahlst und unplötzlich aus Zloczow verschwandest. Sag', Halunke, wie hast du dich trotz aller Steckbriefe so lange frei herumtreiben können?"

„Gnade, Herr Rittmeister", winselte der Ex-Heldenjüngling und rutschte auf den Knien umher; „ich will genau gestehen, bei wem ich Alles versetzt habe . . ."

„Aber wie seid ihr nur auf den Gedanken gekommen, hier dies tolle Possenspiel aufzuführen?"

„Weil uns der Valerian verleitet hat", gestand die Ex-Jungfrau. „Nämlich der weggejagte Lehrling des Apothekers. Er hat uns erzählt, daß sein Herr so dumm ist und die anderen Herrschaften auch. Und es ist auch wirklich so, Herr Rittmeister!"

Der Officier verneigte sich mit höflichem Lächeln gegen die Honoratioren, welche wie versteinert dasaßen. „Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, meine Damen und Herren!"

. . . Exeunt omnes: Jacek-Wladislaw in das Kreisgerichts-Gefängniß zu Tarnopol, Kasia-Wladislawa in eine unbekannte Gegend, jedenfalls aber in eine Gegend mit

ſtarker Garniſon, Herr Jacob und die anderen Honoratioren von Barnow in das bittere Gefühl polniſch-patriotiſcher Enttäuſchung und allgemein menſchlicher Blamage. Am ſchwerſten war Herr Jacob getroffen, er ſuchte wol anfangs nach anderweitiger Zerſtreuung, aber ſchließlich blieb er doch unbeweibt, und ſein einziger Tröſter ward die Flaſche. Auch das Amt eines Bürgermeiſters legte er nieder, nachdem er noch im Laufe jenes Sommers den Marktplatz ſechsmal hatte kehren laſſen, nur um ſich nicht nachſagen zu laſſen, daß er es die beiden erſten Male nur aus Verehrung für die Sproſſen des Geſchlechtes derer von Przczyſzczoſkinski gethan. So ſoff er ſich allmälig ſtill und ſtark in jenes Land hinüber, welches wir das beſſere zu nennen gewohnt ſind, obwohl wir wenig genug darüber wiſſen. Aber ſchon dies Wenige weckt den Zweifel, ob das Jenſeits auch für Herrn Jacob das beſſere Land geweſen. Denn wenn auch der Menſch dort vor ſchnöden Herzenstäuſchungen bewahrt bleiben dürfte, ſo gelangen doch in den Gefilden der Seligen ſchwerlich Moldauer Wein oder Okoczimer Bier zum Ausſchank.

Der Richter von Biala.

Er iſt todt. Todt iſt er. Nämlich mein Freund Iwon Megega. Vor einer Stunde habe ich es im Kaffeehauſe erfahren und ſitze nun ſtill daheim in meinem Lehnſtuhl und ſchüttle traurig und verwundert den Kopf. Nicht etwa, daß mir dies betrübende Ereigniß überraſchend gekommen. Ich wußte, daß nach menſchlicher Vorausſicht mein Freund vor mir abſcheiden werde von dieſer dunklen Erde, welche auch ihm wenig Freuden bot — „ſeit dieſe verdammten Polaken wieder obenauf ſind und ſeit dieſer Moſchko den Schnaps ſo ſtark wäſſert.“ Ich wußte es. Denn erſtens war er genau um vierzig Jahr älter als ich, und zweitens hat er in den letzten Jahren ſtark an einer böſen Krankheit gelitten, welche man — hm! ich will doch mindeſtens nur den lateiniſchen Namen hierherſetzen — welche man das Delirium tremens nennt. Und ſo war ich halb und halb darauf gefaßt, daß mir einſt, wenn ich wieder heimkehrte, aus fremdem, liebeleerem Munde entgegentönen werde: „Dein Iwon iſt nicht mehr!“ Aber nimmer hätt' ich's gedacht, daß ich's in einem Wiener Café erfahren würde und aus ſämmtlichen Tagesblättern

der Kaiserstadt. Denn Iwon gehörte nicht zu den Großen und Berühmten; er wandelte nicht auf der Menschheit Höhen, sondern vielmehr nur jeden Morgen aus seinem stattlichen Bauernhofe hinüber in die Karczma des Moschko Welsersheim zu Biala in Podolien und jeden Abend wieder zurück. Letztere Bewegung konnte man freilich kaum mehr ein Wandeln nennen; es war ein seltsames Schweben und Schwanken . . .

Und nun ist es doch so gekommen; sämmtliche Zeitungen melden seinen Tod. Ach! da liegt es vor mir, schwarz auf weiß, und so starr ich darauf hinblicke, die Buchstaben ändern sich doch nicht: «Der Gemeindevorstand zu Biala bei Barnow in Ostgallizien hat seinen Bauern bei Leibesstrafe verboten, jüdischen Pächtern bei der Feldarbeit zu helfen. Wer sich gegen dieses Gebot vergeht, zahlt fünf Gulden oder bekommt zehn Stockstreiche. Sofern er aber auch mit seinem Gespann thätig gewesen ist, zahlt er zehn Gulden oder bekommt zwanzig Stockstreiche.»

Ach! ich darf nicht länger zweifeln: Du bist todt, Iwon Megega, oder gar Deiner Würde entkleidet, was Dir noch bitterer wäre, als das Sterben. Denn lebtest Du noch und wärest Du noch, was Du seit dreißig Jahren gewesen bist: Dorfrichter zu Biala — Du hättest unter solchen Befehl niemals ein Kreuzlein als Namensfertigung hingemalt! Niemals! Schon aus äußeren Gründen nicht, weil Du einen Stockstreich nicht so lächerlich hoch — mit

fünfzig Kreuzern! taxirt hättest, und noch minder aus inneren Gründen! Denn Du warst nie ein Heuchler, mein alter Iwon! Und ich erinnere mich noch genau, was Du mir gesagt hast, als ich Dich zum letzten Male sah: „Paniczu!“ hast Du gesagt, „was also die Juden anbelangt, so wässert dieser Moschko den Schnaps, aber es ist doch ein himmelschreiendes Unrecht. Nämlich was man ihnen thut. Also, was denkt sich so ein Pole? Er sagt: der Jude ist ein Hund. Nämlich der Herr Wassilkowski hat mir das gesagt, der Antheilsbesitzer aus Zuhance. Da sage ich ihm: Herr Wohlthäter, sage ich, das ist eigentlich nicht wahr, sonst hätte unser Herrgott diesen Leuten keine menschliche Gestalt gegeben. Und noch außerdem hat ihnen der alte Herrgott die Bibel gegeben. Aber dann denk' ich mir: Wart' Pole, Dich will ich fangen! Also gut! Sage ich also: Oder Sie haben auch vielleicht Recht und diese Juden sind wirklich Hunde. Nun wissen aber Sie, der Sie als Jäger und Gutsbesitzer viel mit Hunden verkehren, ganz genau, was man so mit diesem Thier erleben kann. Behandelt man es gut, so ist es ein treues Thier, aber traktirt man es mit der Gerte, so wird es eine tückische Bestie und schnappt nur so und — wups ist die halbe Wade weg. Herr Wohlthäter, sage ich, wenn das so fortgeht, so werden es die Polen vielleicht einmal an der Wade spüren. . .“ Und weiter hast Du gesprochen in Deiner sonderbaren Art: „Also! diese Juden und wir

Ruthenen, nämlich bei den Wahlen und auch ſonſt, wenn es gegen die Polen gilt, da muß ich immer an die Geſchichte denken, welche mir mein Knecht Hritzko erzählt hat. Nämlich kennen Sie, Paniczu, vielleicht dieſen Hritzko? Nicht? — Schade! Aber ſeinen Schwager Fedor? Auch nicht? Merkwürdig! Nun — dieſer Hritzko war früher Pferdeknecht in der Bukowina, im Gebirg Luczina, wo den Sommer über die edlen Pferde aus dem Geſtüte in Radautz weiden. Aber daneben weiden auch die Pferde der Huzulen. Nun, ſagt der Hritzko, iſt dabei eine merkwürdige Sache. Für gewöhnlich weidet jede Gattung abgeſondert. Aber wenn der Wolf kommt! Hei! wie ſich da die Rößlein zu einem Kreiſe zuſammenfinden, die Hinterhufe nach auswärts geſtreckt — hei! wie ſie da ausſchlagen! Alſo meine ich auch: wir und die Juden ſollen Jeder für ſich weiden, aber gemeinſam ausſchlagen, daß es nur ſo wettert! . . ."

So haſt Du geſprochen, Iwon! Und weil Du nie ein Heuchler warſt, ſo leſe ich eben zwiſchen den Zeilen jener freundlichen und ſehr geſetzmäßigen Verordnung die Kunde von Deinem Tode. Es wird mir eigen dabei zu Muthe! weh thuts mir und — lächeln muß ich doch! . . . Aber gleichviel! Wol warſt Du Dein Leben lang allzuſehr beſtrebt, den trockenen Jammer dieſes Erdendaſeins zu befeuchten, und wohl haſt Du, ſofern die Wahrheit die Tochter Gottes iſt, Gott in ſeiner Tochter ſchwer gekränkt,

aber ein Kernmensch bist Du doch gewesen, Iwon, ein ganzer Mann! In Dir war die Eigenart Deines Volkes fast typisch ausgeprägt, und wer von Dir erzählt, erzählt von Deinem Volke. . . . Du warst langsam, schwerfällig, vorurtheilsvoll, aber auch ehrlich, dankbar, treu bis zur Aufopferung. Espritvoll warst Du nicht und die Räthsel des Lebens haben nicht schmerzhaft an Dein Herz gerührt, Du bist überhaupt, will mir scheinen, keine Hamletnatur gewesen, Iwon Megega! Aber ein nachdenklicher Mensch warst Du doch und hast Alles mit eigenartigem Maßstab gemessen. Freilich! Kein Vogel fliegt über sich selbst hinaus: Du hast Dir diese Erde und dieses Oesterreich nach dem Muster Deines Dorfes zurechtgezimmert, und ich vermuthe, Iwon, ich vermuthe stark, daß nächst dem Kaiser «im silbernen Haus in Wien» in Deinen Augen der Richter von Biala der wichtigste Mann auf Erden war. Aber das glauben auch Unzählige von sich, welche nicht ihre Pflicht gethan — die Pflicht gegen sich und die Mitmenschen. Und weil Du sie gethan und in gar eigener Art, schon darum verzeiht mir's vielleicht, wer just keinen anderen Grund herausfindet, wenn ich ausführlich von Dir berichte . . .

Uebrigens — ich habe keine Wahl: ich bin der Biograph des Iwon Megega nicht blos, weil ich will, sondern auch, weil ich muß. Denn Wort halten muß der Mensch und ich hab's ihm versprochen bei unserem letzten Zusammensein.

Das war im verflossenen Sommer, im August, an einem glühendheißen Tag. Da fuhr ich mit meinem Wassilj auf der Landstraße dahin, die von Barnow nach Biala führt und weiter zur nahen Grenze. Sehr gemischte Gefühle hatte ich dabei; bei jeder Biegung des Weges feierte mein glückliches Herz neues Wiedersehen mit der heimatlichen Landschaft, aber noch viel öfter ward mein unglücklicher Leib schmerzhaft durchrüttelt. Denn polnisch war die Straße, polnisch der Wagen, und mein Wassilj hieb wüthend, wie gewöhnlich, auf die armen Klepper ein. Zwar that er das nur, wenn er besoffen war, aber besoffen war er immer. Ihn trieb sein kategorischer Imperativ zur Schenke. Doch war er seiner Weltanschauung nach nicht Kantianer, sondern Utilitarier. Er trank im Winter, um sich zu erwärmen, im Sommer, um sich abzukühlen. Und an jenem Tage hatte er sich sehr abgekühlt, denn es war eine grimmige Hitze. Die Sonne spann versengend ihr Lichtnetz über die ungeheure Ebene, selbst die dunkle braune Haide glitzerte schmerzhaft dem Auge und jeder Weiher war anzusehen, wie geschmolzenes Gold. Kein Hauch ging durch die heiße, schwere Luft und dennoch zitterte leise das Laub der Bäume, als litten sie geheimes Leid. Es waren nur dürftige Bäumlein, ein großer Forstbestand gedeiht nicht in diesem weiherreichen Tiefland. Darum war ich erstaunt, als plötzlich ein Wald vor uns auftauchte, weit, sehr weit, schattenhaft, in ewig zitternden Contouren. Ich

blickte lange darauf hin. „Wem gehört jener Wald?“ fragte ich endlich. — „Dem Teufel und seiner Großmutter“, erwiderte Wassilj grimmig und spie verächtlich aus. „Blick nicht hin, gnädigster Herr!“ bat er dann ängstlich, „gönn' Ihm nicht den Spaß!“ . . . «Ihm», dem Herrn der Hölle nämlich. Nun gönne ich «Ihm» wahrhaftig nicht mehr Spaß, als Er ohnehin allorts und allstündlich auf Erden hat, aber die merkwürdige Naturerscheinung besah ich mir doch. Man kann sie nur sehr selten in Podolien sehen, häufiger auf der Haide zwischen Donau und Theiß, am prächtigsten in der Sahara. Es war die Fata Morgana, welche übrigens bei uns noch viel undeutlicher erscheint, als die «Délibab» im Alföld. Unsere Bauern, welche dem armen Teufel überhaupt mehr Dinge in die Schuhe schieben, als er verdient, z. B. auch die Erschaffung ihrer polnischen Herren und Peiniger, unsere Bauern meinen, «Er» stelle so plötzlich einen Wald oder eine Stadt in die nackte heiße Haide hin, um die Menschen zu necken oder auf habgierige Gedanken zu bringen, oder um irgend einen armen, verirrten Menschen, der sich im Sonnenbrand mühsam dahinschleppe, zum Suchen nach dem Walde zu verlocken und so um die letzte Kraft zu betrügen. Darum aber baue Er auch seinen Spuk nur an sehr heißen Tagen auf, denn er sei ein kluger Herr, eigentlich viel — es will mir nicht recht aus der Feder, aber die Bauern meinen so — eigentlich viel klüger als der

liebe Herrgott . . . Ich blickte lange auf die Spiegelung hin und eine Weile ſchien es, als kämen wir dem Walde näher, denn er wuchs und ward deutlicher. Aber dann begannen die Bäume ſeltſam zu knixen und ſich zu ſenken und der Spuck zerrann und wieder war allein das Blau zu ſehen, das matte Graublau der Himmelsglocke.

Endlos ſchien ſich mir in dieſer Gluthitze der ſtaubige Weg zu dehnen, obwohl es nur zwei Meilen ſind von Barnow nach Biala. Aber in dieſer ungeheuren, einförmigen Oede der Erde und des Himmels gibt es ja keinen anderen Maßſtab der Entfernung als das eigene Empfinden. Endlich kamen wir an einer Hütte vorbei, an einem Friedhof, die Hütten mehrten ſich, wir fuhren in das Dorf Biala ein. Es iſt ein ſtattliches Dorf, was die Anzahl von Seelen betrifft, aber die Hütten ſind ſämmtlich klein, ärmlich, ſtrohgedeckt, und groß iſt im Dorfe nur die Kirche, noch größer der Edelhof und am allergrößten die Schenke. Waſſilj's düſter-durſtiges Antlitz begann zu ſtrahlen, als ihm eine ſo ſchöne Schenke in Sicht kam. Er fuhr auch gleich darauf zu und hielt vor dem mächtigen Thorweg, als müßte es ſo ſein. Aber ich wehrte ihm nicht und kletterte gern von meinem Marterkaſten hinab, ſchier in die Arme des kleinen Moſchko, der juſt herausgeſtürzt kam. Wirklich bedrohte mich der Kleine, als er mich erkannt, angſterregend mit ſeinem Freudenausbruch. Wie viel davon vom Menſchen herrührte, wie viel vom Gaſtwirth — gleichviel, hei! wie ſprang das

Männlein um mich her, daß der lange schmutzige Kaftan im Kreise flog und die dünnen Schmachtlöckchen um die Wangen tanzten, wie kleine, tolle Schlangen. Und mindestens hatte er mehr Recht dazu, als jener andere Wirth, in dessen Hause ich den «Schnapsgrafen» gefunden, denn der Moschko Welsersheim kannte mich wirklich seit langen Jahren.

„Gottswillkomm!" rief er. „Wer hätt's gedacht, daß Sie kommen? Niemand hätt's gedacht! Von woher kommen Sie? Von Barnow kommen Sie! Zu wem kehren Sie ein? Zu mir kehren Sie ein! Und wie Sie aussehen! Kann man besser aussehen?" Er hielt inne, um Athem zu schöpfen und ich nützte dies zu der Frage nach Iwon. — „Ob er lebt? Warum soll er todt sein? Wo er ist? Warum soll er nicht da drinnen sein? Was er thut? Warum soll er nicht ruhig trinken?" Dann aber stürzte er zur Schenkstube und rief hinein: „Iwon, kommt, ein Freund ist da — des Doktors Sohn aus Barnow ist da!"

„Des Doktors Sohn?" klang es drinnen mächtig und zwar klang es — verzeihe mirs, verklärter Schatten meines Iwon! — genau wie das Freudengegrunze eines Ebers. Dann scholl Pusten und dröhnender Schritt und näher und näher kam's und in der Thüröffnung erschien, sie fast ganz ausfüllend, «der Freund aus Kindertagen, der braune Foliant», wie Freiligrath in der «Bilderbibel» singt. Das Citat ist

nicht so unpassend, da Iwon wirklich ein Mensch in Folio war und auch damals einen braunen Serdak trug wie immer. Und wie immer blinkte an diesem Serdak des Kaisers große goldene Medaille. Dieses Ehrenzeichen war wohlverdient, obwohl er es nicht wegen einer That bekam, nur wegen einer Rede — im Oktober 1848. Aber diese Rede lautete: «Wachtmeister Misko! Nur ein ganz gewöhnlicher Wachtmeister bist Du und kommandirst doch fünfhundert Husaren. Das beweist, daß im heurigen Jahr der Teufel regiert. Aber nur auf der Erde. Im Himmel regieret noch Gott und Gott hat gesagt: Halte Deinen Eid, gehorsame der Obrigkeit. Also thue ich denn und die Dreihundert, die mit mir sind, thun auch so. So lange wir hier stehen, kriegt Ihr nicht die Regimentskasse und nicht Euern Obersten. Und hier stehen wir, so lang wir lebendig sind.»

Der riesige Mann hatte sich in den langen Jahren wenig verändert, nur noch dicker war er geworden und sein Haar silberweiß. Aber das rothe, gutmüthige, weitläufige Gesicht war dasselbe geblieben. Wenn Schopenhauer recht sagt, daß jedes Menschenantlitz ein Gedanke der Natur ist, so hatte die Natur diesmal ein Plagiat begangen und zwar an einem anderen Landesprodukte: Iwon's Gesicht glich ganz jenen großen, süßen, rothen Aepfeln, welche in den gesegneten Obstgärten Podoliens gedeihen. Nur war an diesem Apfel eine unbedeutende

Erhöhung — die Nase, darüber zwei langgeschlitzte Löcher mit schwarzen, leuchtenden Pünktchen, die Augen, und darunter eine sehr weite Oeffnung, über welcher ein milchweißer Vorhang herabhing — der Mund und Schnurrbart. Der Apfel lachte mich voll und roth an, der weiße Vorhang zuckte sonderbar und dann — dann fühlt' ich mich zwischen zwei Riesenfäusten und ward durcheinandergeschüttelt, daß mir Hören und Sehen verging.

Das war so die erste Begrüßung.

Nun — und dann setzten wir uns, Iwon und ich, an den mächtigen Holztisch in der kühlen, feuchten Schenkstube und Moschko brachte tänzelnd eine Flasche mit irgend einer Flüssigkeit. „Tokayer! so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, echter Tokayer!" Und wir kamen ins Plaudern und tranken den echten Tokayer dazu, welcher der sauerste Moldauer war, den Gott zwischen Donau und Karpathen hat wachsen lassen . . .

Hier also war's, wo ich das Gelöbniß ablegte, sein Biograph zu werden und den Stoff dazu bekam. Und zwar fügte sich die Sache so:

„Es kommt vor, Herr Wohlthäter", klagte Iwon, „daß ich nichts sehe, als Mäuse! Ueberall Mäuse! Das ist ein Uebel und die Leute sagen, das kommt vom Schnaps. Also, bitte ich Sie, wie wäre da zu helfen?! Sie kommen von Wien, Herr Wohlthäter, und haben dort in den Büchern gelesen."

„Aber ich bin kein Arzt. Ich habe ein anderes Brod. Ich wandere herum und ſchreibe ſo auf, was ich höre und ſehe.“

„Merkwürdig!“ rief Iwon ſehr erſtaunt. „Was das für eine neue Zeit iſt! Alle Tage hört man von einem anderen Handwerk. Da hat ſich z. B. der Sohn vom Schmilko Roſenzweig in Barnow den Kaftan kurz ſchneiden laſſen und geht jetzt in Wien täglich zwei Stunden in einem großen Zimmer herum, wo lauter Juden ſind und ſchreit und ſchreibt etwas auf ein Stückchen Papier und wird dafür ein reicher Mann. Oder der ſchwarze Xaver, der Sohn vom Meßner — das heißt, haha! Sie verſtehen mich ſchon, weſſen Sohn er iſt! Alſo ein Hauptlump, der Pfarrer weiß ſich nicht mehr zu helfen, jagt ihn fort. Plötzlich hört man, unſer Xaver iſt in Lemberg, ein Herr iſt er, trägt Handſchuhe, einen feinen Filztopf auf dem Kopf, raucht den ganzen Tag, nicht etwa eine Pfeife, ſondern Cigarren, gute Cigarren, zu zwei Kreuzer, wie ein Graf! Und wie verdient er ſich das Geld? Den Tag geht er müßig, nur Abends beſchmiert er ſich das Geſicht mit weißem und rothem Kleiſter, wie unſere Gräfin, und zieht ſich an wie ein Narr und geht in ein Haus, wo viele Leute ſind. Dort iſt er verliebt oder betrunken, das heißt, hehe! er ſtellt ſich nur ſo, der Schelm! und das heißt «Komedia»... Oder noch ein anderes Handwerk, auch ganz neu: die Leute bei dem eiſernen Pferd, welches zwiſchen Lemberg und Czernowitz herumläuft. Sogar von ganz neuen Be-

ämtern hört man jetzt: zum Beispiel der kaiserliche Herr Klapperer in Barnow. Merkwürdig! sehr merkwürdig! Der hat einen Tisch in seinem Zimmer, darauf steht ein Stück Messing, darauf legt er den Finger, macht ganz leise: «tuk! tuk! tuk!» und man hört und versteht ihn überall. Und, wissen Sie, wenn er nicht den Adler über der Thüre hätte und die Amtsmütze auf dem Kopf, so möchte ich fast glauben, daß — hm! daß Er ihm hilft! denn selbst wenn man nicht dabei steht, hört man nur ein leises Klappern und doch soll man das bis Lemberg hören können. Hm—m—m!"

„Aber das geht ganz einfach — durch die Drähte!"

„Ich bitte" — bescheiden, aber entrüstet — „ich bin ein Bauer, aber das weiß ich und lasse mich nicht foppen. Also: der Klapperer hat nicht mit den Drähten zu thun. Die Drähte sind nur für den Kaiser und seine Schreiber, darum kommt jeder ins Kriminal, der eine Stange umhaut. Aber klappern lassen kann Jeder, wenn er zahlt. Ich z. B., im vorigen Herbst, beim Jahrmarkt, wie ich besoffen war, lasse meinem Bruder in Kolomea «Guten Abend!» wünschen. Und dabei habe ich gesehen, daß bei diesem Handwerk große Ehrlichkeit nothwendig ist. Wenn er z. B. meinem Bruder gesagt hätte: „Geh' zum Henker", ich hätte doch nur «tuk, tuk, tuk», verstanden, ich hätte nichts dagegen thun können. Freilich, die größte Ehrlichkeit ist doch bei Ihrem Handwerk nothwendig. O! ich verstehe!

Also Sie gehen spazieren und schreiben Alles auf und dann kommen diese Deutschen und selbst die Herren Offiziere kommen und sie setzen sich die Glasaugen auf und lesen in der Zeitung. So hat der gesprochen, hehe! und so jener, und da war zum Beispiel ein alter, erfahrener Mann, der Iwon Megega, ein Richter, ein Ehrenmann, der hat also so und so gesprochen, hehe!"

Das war der erste Wink, ein Wink mit dem Zaunpfahl. Aber ich that nichts dergleichen. Und das Gespräch kam vorerst auf andere Dinge und wir sprachen vom Stande der Ernte, vom Landtag in Lemberg, von der Frau des Popen, von seiner jüngsten Tochter und vom konstitutionellen Princip. Iwon erzählte viel: Wahrheit und Dichtung. Aber Beides war kinderleicht zu unterscheiden, denn der Mann hatte eine sehr schätzbare Eigenschaft. Wenn er dichtete, so starrte er ins Glas. Wenn er die Wahrheit sprach, so blickte er Einem frei ins Auge. Unzählige Balladen und Romane hat er mir vorgeschwatzt, aber nie ist dabei sein Blick dem meinen begegnet. Und das galt sogar — durch die komisch-gewaltige Macht der Gewohnheit — von solchen Lügen, welche er seit dreißig Jahren alltäglich wiederholte, von deren Wahrheit er also selbst sich längst überredet. Beeidet hätte er sie, gern und willig, obwohl er ein grundehrlicher und gottesfürchtiger Mensch war, aber um keinen Preis hätte er dabei — seinen Blick erhoben ...

Heute war er übrigens Anfangs nicht sonderlich im Zuge, schaute mich fast immer an und rückte unruhig hin und her. Er hatte offenbar etwas auf dem Herzen, mein guter Riese da. Und darum machte er selbst das saftige Thema von der «Konstitucya» sehr kurz ab. „Also — ganz wie die Rekrutirung. Der Kaiser braucht Soldaten, wir schicken ihm Soldaten. Der Kaiser braucht Räthe, wir schicken ihm Räthe. Natürlich, man muß gehorchen." Aber dann brach er plötzlich los:

„Verzeihen Sie, aber, hehe! — da Sie schon einmal dieses Handwerk haben, möchten Sie nicht auch einmal — nämlich hehe! — also hehe! — Sie verstehen mich schon..."

„Nein, lieber Iwon!"

„Nämlich, hehe!" — der rothe Apfel lächelte verlegen und neigte sich schelmisch auf die rechte Schulter, „nämlich Iwon Megega hat eine Medaille — ein ansehnlicher Mann, also so und so... Und was mir für Geschichten passirt sind! — Geben Sie Acht, da werden die Deutschen Augen machen, solche Augen werden sie machen" — er beschrieb einen ungeheuren Kreis in der Luft. „Denn warum solche Augen? Weil noch Niemand solche Geschichten erlebt hat. Schon als Soldat und dann erst als Dorfrichter, — und wie ich den Bären niederschlug und wie wir mit unserem Grafen unsere Rechnung gemacht haben — und zugleich mit Wassilj, dem großen Hajdamaken — nämlich, wie ich Dorfrichter wurde, auf diese Art wurde

es noch Niemand — kurz vorher, ehe der Kaiſer die Revolution gegeben hat, daß der Bauer frei iſt! Oder, wie wir gegen die Huſaren ausziehen, als ſie nach Ungarn fliehen, und acht Jahre ſpäter habe ich hier im Dorfe den Herrn Koſſuth gefangen, und dann im Landtag ... hei! ſolche Augen werden alle machen!" Und er wiederholte dieſelbe Handbewegung ...

«Solche Augen!» — wer hätte da widerſtehen können? „Gern", verſprach ich alſo, „gern will ich dieſe Geſchichten aufſchreiben. Alſo ſchon als Soldat ..."

„Freilich!" rief er eifrig, „ſchon als Gemeiner habe ich mit unſerem allergnädigſten Herrn Kaiſer ein Gläschen geleert und «Pirogi» gegeſſen. «Pirogi mit Kaſcha!» Nicht etwa, als ob ich ihn hier traktirt hätte, ſondern er mich in ſeinem Hauſe, in Wien. Nämlich das war ſo — es ſind ſchon nahe an die vierzig Jahre und ich war damals noch nicht einmal Korporal, aber ich weiß es ganz genau. Stehe ich alſo einmal als Gemeiner in Wien auf Wache vor unſeres Kaiſers weißem Haus und friere gehörig, denn es iſt ein bitterkalter Tag und jeden Augenblick fliegt ein Spatz oder eine Taube aus der Luft herunter — ſchwaps! da liegt das arme Thier! Alſo ich ſtehe ſo und denke nur ſo an mein Dorf und an meine Kaſia. Da öffnet ſich auf einmal ein Fenſter und unſer Herr Kaiſer Ferdinand ſchaut hinaus. Natürlich, kalt war ihm nicht, denn er hat einen großen Schlafrock getragen,

von außen mit Gold überzogen, und von innen ganz mit neuem Schafpelz gefüttert. Und auf dem Kopf hat er eine große «Kutschma» (podolische Bauernmütze mit Pelzwerk) getragen und obendrauf die kleine goldene Krone, welche er so an Wochentagen trägt oder zu Hause. Schaut er also hinunter und ich hinauf. Dann ruft der Herr Kaiser in die Stube hinein: „Weib!" ruft er, „bringe mir doch meine Pfeife." Und die Frau Kaiserin bringt sie ihm und da liegt er so im Fenster und raucht. Sehr schön war diese Pfeife; das Rohr sechs Ellen lang und echtes Weichselholz und der Meerschaumkopf groß wie ein Kindskopf und Alles mit Gold beschlagen. Aber da sehe ich plötzlich, wie der Herr Kaiser mich anschaut und kleine Augen macht, nämlich um besser zu sehen, und dann spricht er in die Stube hinein: „Weib! bringe mir meine Glasaugen." Und kaum hat er sie aufgesetzt, so ruft er: „Ich hab's mir ja gleich gedacht, er ist's, — nämlich der Iwon Megega, der Sohn vom Fedor Megega aus Biala, der Gemeine von «Nassau», welchen ich nächstens zum Gefreiten machen will. Ein braver Bursche, auch sein Vater ist brav, ich habe keine treueren Leute im ganzen Kaiserthum. Nun friert der arme Teufel da unten! Was meinst Du, Weib, wir rufen ihn herauf und schenken ihm ein Gläschen Schnaps ein?" — „Wie Du meinst, Väterchen", höre ich darauf die Frau Kaiserin sagen. „Schnaps haben wir im Hause. Unser Hausjud', der Avrumko, hat

erſt geſtern früh ein friſches Fäßchen Kornbranntwein gebracht. Er hat es mir ſo da laſſen wollen, aber ich habe ihn gleich bezahlt, drei Gulden zwanzig Kreuzer, denn ich will nichts vom Borgen wiſſen; da ſieht man an unſerem Nachbar, dem Türken, wie weit man damit kommt, dem gehört bald keine Schindel mehr von ſeinem ganzen Kaiſerthum." — „Täubchen!" erwidert der Herr Kaiſer, „ich weiß ja, was für eine Hausfrau ich an Dir habe und auf die großen Feiertage laſſe ich Dir Deine Krone vergolden und kaufe Dir auch das rothe Tuch, das Du Dir neulich gewünſcht haſt. Aber ſchau', laß mir die Nachbarn in Frieden, was ſchiert Dich der Türke? Wenn ihm Jemand erzählt, was Du jetzt über ihn geſagt haſt, oder Du wiederholſt es gar, wenn Du zu einer anderen Kaiſerin auf Beſuch gehſt, ſo kann leicht der größte Krieg daraus werden. Aber jetzt will ich den Jwon rufen. He, Jwon, komm' herauf!" Aber ich rühre mich nicht vom Platze, ſo gerne ich möchte, denn ich weiß, was mir der Korporal anthut, wenn ich die Wache verlaſſe. Alſo winke ich nur ſo mit den Augen. Aber unſer guter Herr Kaiſer verſteht das, weil er ſelbſt ein Soldat iſt, und ſchickt ſeinen «Lokaj» (Lakaien), einen gewiſſen Janko, daß man mich ablöſen ſoll. Alſo das geſchieht, und alle beneiden mich und der Janko führt mich bis zu des Herrn Kaiſers Thür. Und wie ich hineinkomme — dieſe Pracht iſt nicht zu beſchreiben — Alles von Silber oder Gold, ſogar die

Spucknäpfe, ich habe mich nicht zu athmen getraut. „Nur näher", ruft der Herr Kaiser und da stehen schon auf dem Tische Brod und Salz und zwei volle Gläschen, wie in jedem Christenhause. „Greif zu", sagt er, und ich lasse es mir nicht zweimal sagen. „Auf die Gesundheit des Herrn", sage ich. „Auf die Gesundheit des Gastes", erwidert er und thut mir Bescheid. „Nun, wie steht es zu Hause?" fragt er, „und was macht der alte Fedko?" Ich bedanke mich für die Nachfrage und antworte ausführlich und frage dann noch, wie es sich schickt: „Und wie geht es Ihnen?" — „Schwere Zeiten", sagt er, „jeden Tag muß ich acht Stunden im Amt sitzen und regieren. Auch ist das Auskommen schwer, weil viele Leute die Steuer schuldig bleiben. Aber", unterbricht er sich, „willst Du nicht auch etwas Warmes essen?" — „Wenn es gerade fertig wäre . . ." meine ich. Also ruft er die Frau Kaiserin. „Ja!" meint sie, „Feuer ist nicht in der Küche, aber in einigen Minuten kann Alles fertig sein, denn ich habe jetzt eine gute Köchin. Die frühere habe ich weggeben müssen wegen der Soldaten." — „Also, Täubchen", sagt der Herr Kaiser, „laß uns «Pirogi mit Kascha» machen und vielleicht etwas «Zrazy» *) dazu." Und dann klagt er mir: „Mit den Mägden haben wir unsere

*) Beides Nationalgerichte, deren Zubereitung zu schildern, der Verfasser leider nicht genügend kompetenter Fachmann ist.

ſchwere Noth. Nämlich wegen der Soldaten. Und eine Wache im Hofe muß doch ſtehen, damit ſie «G'wehr aus!» ruft, wenn ich vorbeigehe . . ." Und dann bringt die Frau Kaiſerin die Schüſſel und da ſchwimmen die Pirogi im Schmalz, im beſten Schweineſchmalz! Und dann greifen wir hinein und eſſen, und prächtig war es, prächtig! Und wie darauf ein Gläschen geſchmeckt hat und die Cigarre, die mir der Herr Kaiſer geſchenkt hat — ein Geruch, nicht zu ſagen! die hat mindeſtens ſechs Kreuzer gekoſtet, ſechs alte Kreuzer! Ja! . . . Aber da ſchlägt es vier Uhr und da ſagt der Herr Kaiſer: „Iwon", ſagt er, „ich muß leider ins Amt — regieren muß ich gehen." Und da bringt ihm der Lokaj den großen goldenen Mantel mit dem Hermelinbeſatz und die große goldene Krone und das Szepter, und zuſammen gehen wir die Treppe hinab. Und da ſchenkt er mir noch einen Zwanziger und ſagt: „Vertrink das auf meine Geſundheit und grüß' mir deinen Vater." Und Beides habe ich pünktlich gethan. Mein Vater hat ſich ſehr gefreut. Mein Vater . . ."

Bis zu dieſem Augenblicke hatte ſich mein guter Iwon ſehr angelegentlich mit der Struktur der Tiſchplatte beſchäftigt. Er glaubte feſt, heilig, unerſchütterlich, daß er wirklich mit Kaiſer Ferdinand I. in der Wiener Hofburg «Pirogi mit Kaſcha» gegeſſen, aber dennoch erhob er erſt jetzt ſeinen Blick, als er fortfuhr:

„Mein Vater war ein braver Mann. Er war vor

mir Dorfrichter. Aber nicht durch Erbschaft ist die Würde an mich gekommen. Ich habe sie mir ehrlich verdient, halb an einem Bären, halb an einem Polen ..."

Und er erzählte, indem er mir fest ins Auge sah, wie er Dorfrichter in Biala geworden und mit seinen Worten will ich es wiedergeben. Und ganz ausführlich — ja wohl! Denn verschieden ist der Menschen Art: um eines Volkes Seele zu schildern, schreibt der Eine einen Essay und der Andere schreibt als einen Beitrag auf, was er in einer Schänke von einem Bauern gehört hat. Ich weiß nicht, welches der bessere Weg ist, und wüßte ich's, es würde mir wenig nützen. Ich müßte deshalb doch jenen Weg gehen, auf welchen mich meine Art weist....

... „Also — wie ich Dorfrichter wurde! Nicht etwa, weil es mein Vater war, im Gegentheil! das schadete mir nur. Denn solche Erbschaft ist bei uns nicht Brauch; einst ist keines Hetmans Sohn bei uns Hetman geworden und jetzt keines Richters Sohn Richter; wir können keinen Dorfkönig brauchen. Die Gemeinde entscheidet, die Versammlung der Männer; mich hört man zuerst an, aber dann auch jeden Anderen, die Versammlung ist der Kopf der Gemeinde, ich bin nur ihre Hand. Und dann war noch Eines: mein Vater wollte selbst nicht, daß ich die Würde bekomme. Warum? Wegen meines kleinen Fingers da — eine Dummheit, aber er hat sie mir nie ganz vergeben. So streng war mein Vater — ein Ehrenmann!

So viel arbeiten hat kein Anderer können und so fest prügeln auch nicht und so viel trinken schon gar nicht. Ja! der Ferko Megega, der hat der Gemeinde Ehre gemacht. Und was für ein Hausvater! — Die Woche über hat er mich und den Bruder und die Mutter manchmal geprügelt, aber ganz gewiß am Sonntag Abends; da war der große Rapport und recht war's so, denn ein Herr muß im Hause sein. Aber die größten Prügel habe doch ich von ihm bekommen und wie ich schon neunzehn Jahre alt war, und, wie gesagt, wegen des kleinen Fingers. Daran war aber eigentlich meine Kasia Schuld, denn wie sagt das Sprichwort — «in jedem Unterrock steckt der Teufel!» Also — die Kasia war meine Geliebte.... Da gehen mir nämlich, wie ich sechzehn Jahr alt bin, die Augen auf und ich bekomme plötzlich die Liebe. Sehr stark habe ich die Liebe bekommen, ganz traurig bin ich geworden — laufe herum, wie ein Hund im Juli und Alles ohne Grund. Denn die Kasia hat ja auch zu ganz gleicher Zeit die Liebe bekommen. Nun — dann war's ein lustiges Leben, wie wir das einander gesagt haben. Denn wir waren oft Beide zusammen im Wald, bei der Arbeit und — wissen Sie — haben Sie vielleicht schon das Lied gehört ..."

Und Iwon begann zu singen und seine Stimme war nicht schön und sein Athem nicht ausgiebig, aber es gefiel mir doch sehr gut:

„Täglich geht er in den Wald
Klötze fällen, Klötze fällen —
Täglich geht sie in den Wald
Beeren suchen, Beeren suchen.

Doch im Wald sucht Beeren er,
Ihr am Munde, ihr am Munde!
Sie fällt Klötze, denn er liegt
Ihr zu Füßen, ihr zu Füßen.“*)

„Also — gut haben wir uns unterhalten und Alles war gut. Aber wie ich neunzehn Jahre alt werde, da kommen böse Geschichten. Da schleicht die Kasia einmal weinend zu mir und sagt mir“ — Iwon stieß mich schelmisch in die Seite, daß mir die Rippen krachten — „nun, Sie wissen schon, was sie mir gesagt hat. „Aber ich muß ja zu den Soldaten!“ erwidere ich. — „Nein!“ weint sie, „jetzt mußt Du mich heirathen!“ — „Aber, was wird da die Kommission sagen, ich bin ja ein schöner starker Bursch.“ Nämlich: das war ich wirklich. Da sagt sie: „Ah! die dumme Kommission! Haue Dir doch den kleinen Finger an der linken Hand ab, wie der Onufri, da nehmen sie Dich nicht!“ Und ich verliebter Tölpel verspreche ihr das und gehe zu meinem Vater und sage ihm: „Vater“, sage ich, „mit dem Soldatwerden ist nichts; jetzt wird der Finger abgehauen und die Kasia geheirathet.

*) Wörtliche Uebersetzung eines sehr verbreiteten ruthenischen Volksliedes. Auch die Mazuren singen ein ähnliches.

Und viel Zeit, ſagt die Kaſia, iſt nicht mehr zu verlieren.“ Da wird mein Vater todtenblaß und giebt mir eine Ohrfeige, daß ich in die nächſte Ecke fliege. „Wa—as?“ keucht er. Und wieder eine Ohrfeige, daß ich wieder an meinen früheren Platz zurückfliege. „Was, Du Hundsblut?!“ Und ſo fliege ich noch einige Male hin und her. Aber dann wird er ſtill und fängt plötzlich zu weinen an und das war das erſte und einzige Mal, wo ich meinen Vater habe weinen ſehen. „Herr Chriſtus!“ ſchluchzt er, „wodurch habe ich das um Dich verdient, daß mein Sohn ein ſo verdammtes Hundsblut geworden iſt, ärger, wie ein Jude, ſogar ſchon ſo ſchlecht, wie ein Pole!...“ Darauf ſchaut er mich lange an, ſo ernſt, ſo furchtbar ernſt, daß mir kalt geworden iſt. „Höre, Burſche“, ſagt er, „die Liebelei iſt eine Dummheit, das will ich Dir vergeben und für das Kind ſorge ich auf jeden Fall. Aber Du, Schuft, Du haſt vergeſſen, daß Du ein Chriſt biſt und willſt Dich ſelbſt verſtümmeln, Du haſt vergeſſen, daß Du ein Ruthene biſt und willſt hinter dem Ofen hocken, Du haſt vergeſſen, daß Du ein «Auſtriak» biſt und willſt deinen Kaiſer betrügen. Burſch, das vergeſſe ich Dir nicht, und wärſt Du von nun ab der beſte Menſch und der bravſte Sohn! Und merke Dir's: Du wirſt Soldat, denn angenehm iſt das nicht, aber verfluchte Schuldigkeit. Freilich, Du junger Stier, was weißt Du, was wir Bauern dem zweiköpfigen Adler verdanken! Daß wir

Menschen sind! Und weißt Du, was wir unter dem einköpfigen Adler waren? Vieh! und schlechter als das Vieh! Denn seine Ochsen hat der Edelmann nie zusammengeschossen, aber seine Bauern häufig! O dieser polnische Adler! Alles hat er zerhackt und geraubt: unsere Freiheit, unseren Gott, unsere Sprache, unsere Hutweide, unseren Gemeindeacker! Aber da ist der deutsche Kaiser gekommen, welcher damals eine Frau war, und hat sich dies Land genommen. Und seitdem ist so halbwegs Ordnung, halbwegs! Denn der Kaiser ist weit! Aber doch immerhin: Menschen sind wir. Und darum, Bursche, wirst Du Soldat oder Du bist nicht mehr mein Sohn!" Nun — ich habe gehorcht, da sehen Sie ja den kleinen Finger. Und wie sie mich abstellen, sagt der eine Doktor: „Wie eine Tanne!" und der andere Doktor: „Wie ein Stier!" — ein so schöner Bursche war ich damals. Freilich die Kasia hat sehr geweint und war verzweifelt, bald wollte sie ins Wasser gehen und bald nach Wien, zum Kaiser, daß er mich freiläßt*). Aber sie hat Beides bleiben lassen und

*) Diesen zärtlichen und romantischen Gedanken kann man am Abend nach einer Rekrutirung oft genug von unseren sonst sehr derben und realistischen Dorfschönen aussprechen hören und er kann nicht befremden im Munde eines Volkes, bei dem sich die ganze Idee vom Staate in der Person des Monarchen konzentrirt. Auch ein Volkslied spinnt diesen Gedanken aus. Dieses Lied, welches ich vor Jahren bei einem Erntefeste im Dorfe Swidowa bei Tluste von einem Bauermädchen habe singen hören, lautet in wörtlicher Uebersetzung:

hat sich bald beruhigt und wie ich zum ersten Male auf Urlaub nach Hause komme, ist das Kind todt und die Kasia seit zwei Jahren verheirathet, mit meinem Vetter Jasko. Es war eine ganz glückliche Ehe, denn warum nicht? er war brav und sie auch, und um jene Geschichten, welche sie beide vor der Hochzeit erlebt, haben sie sich Beide nicht gegrämt!"

„Nach Wien werd' ich gehen
Vor des Kaisers weißes Haus
Und werde weinen und flehen:
Gib den Hritzko heraus!

Und hört er mich nimmer
Und ist nutzlos mein Müh'n,
So geh' ich in's goldene Zimmer
In der Frau Kaiserin!

Und läßt auch die sich nicht stören
Und läßt sie mich nicht ein,
Ihre Tochter wird mich hören
Und mir helfen in meiner Pein.

Die hat gewiß auch einen Liebsten
Und wie wär' ihr zu Muth,
Wenn der plötzlich auch fort müßt'
In die Fremde als Rekrut?! . . ."

Es steckt nicht viel Poesie darin und die Uebersetzung ist obendrein, in dem ängstlichen Streben nach buchstäblicher Treue, ungelenk ausgefallen, aber das Lied scheint mir ein sprechender Kommentar für die Anschauungsweise dieses Volkes. Der Sängerin dieses Liedes verdanke ich auch ein hübsches Wort. Als ich sie fragte, ob sie vielleicht selbst das Lied gemacht, lachte sie mir in's Gesicht: „Ah was! solche Lieder macht ja Niemand, solche Lieder weiß ja Jeder." Könnte man das Volkslied treffender definiren?

„Hm!“ machte ich und schüttelte den Kopf.

„Hm?“ fragte Iwon. „Mir scheint, Sie haben so einen Gedanken von der Liebe — verstehen Sie — Liebe bis zum Tode!. Dieser oder Keiner! — hehe! Aber das sind nur so Gedanken. Ich will Ihnen sagen, wie es in Wahrheit ist.“

Er räusperte sich. „Denn also“, begann er, — „denn also, sehen Sie, bei uns Ruthenen und auf dem Dorfe, da ist es anders, als bei den Polen auf den Edelhöfen und in der Stadt. Dort dürfen die jungen Herren vor der Hochzeit treiben, was sie wollen, und sind die größten Lumpen, aber einem Mädchen verzeiht man nicht das Geringste. Ich frage: wo steckt da die Gerechtigkeit? Und wie weit kommt man damit? Vor der Hochzeit hüten sich die Mädchen, sehr ängstlich hüten sie sich, aber nach der Hochzeit — hei! da geht's lustig zu, da kommt ja Alles auf des Mannes Rechnung. Das heißt: es ist gewiß nicht bei Allen so und mancher verdammte Pole hat eine Frau, die ein wahrer Engel ist, aber ungeheuer oft kommt es doch so, wie ich sage. Also — bei uns ist das anders. Wir sagen: der Bursche hat ein Herz und Fleisch und Blut, und ebenso das Mädchen und Niemand kann etwas dafür, wenn er die Liebe bekommt und, sagen wir, wer Niemandem gehört, als sich selbst, der darf sich selbst verschenken. Einem Mädchen verzeihen wir ein, zwei, drei Liebhaber hintereinander, aber einem Eheweib

nicht einmal einen halben. Und wenn sie darauf ertappt wird, nun, wir tödten sie nicht*), aber — ihr wäre besser, sie wäre todt .... Und nun frage ich Sie, Herr Wohl-

*) Zuweilen geschieht auch dies und alljährlich findet eine Reihe dieser Ehe-Tragödien ihren Abschluß vor den Kreisgerichten zu Tarnopol und Kolomea. Doch sind die moralischen Anschauungen der Ruthenen in diesem Punkte verschieden und zwar sind sie — eine höchst seltsame Erscheinung, da sich in jedem anderen Volksthum just das Gegentheil erweisen läßt! — in der Ebene viel strenger, als in den Bergen. Der Ruthene der Berge, der «Huzule», denkt im Allgemeinen lax von der Heiligkeit der Ehe. Vielleicht erklärt sich diese sonderbare Thatsache dadurch, daß der Huzule seiner Abstammung nach ein Mischling aus überaus verschiedenen Volkselementen ist. In manchen Bergthälern ist die Entsittlichung unsäglich, so ist z. B. im oberen Suczawa-Thale die Bevölkerung einer vormals blühenden Ortschaft, des Dorfes Straza, binnen wenigen Jahren durch die Folgen maßloser Ausschweifung furchtbar herabgebracht worden. In andern Thälern ist die Zucht strenger, oft sogar grimmig streng, wie nachstehendes Volkslied — welches ich im Dorfe Rostoka, am Fuße der Czereznaja aufgezeichnet — beweisen mag:

Der Herr hat des Huzuls Weib verführt —
Weh! Weh!
Der Huzul schweigt und schilt sie nicht —
Urrah!
Er schärft nur blank sein gutes Beil —
Weh! Weh!
Der Czeremosz ist wild und tief —
Urrah!
Und führt man dann ihn auch zur Stadt —
Weh! Weh!
Er hat gerächt sich frei und kühn!
Urrah!

thäter, wer handelt klüger, wir Ruthenen oder dieſe Polen?!"

Ich zuckte die Achſeln. „Hm! es wäre doch beſſer, wenn ſowohl die Mädchen rein wären, als auch die Frauen brav und treu?"

Aber Iwon lachte überlegen. „Beſſer! Aber ob das möglich iſt? Ich ſage: nein! Wein muß ausgähren, Blut muß austoben! Außer man thut ſo wie die Juden und verheirathet vierzehnjährige Kinder mit einander. Aber das iſt übrigens eine überflüſſige Vorſicht von dieſen Juden; ihre Mädchen und Frauen müſſen brav bleiben, ſchon deshalb, weil ſie kein Mann ihres Glaubens begehrt. Warum? Weil noch niemals ein Jude die Liebe bekommen hat. Oder fragen Sie unſeren Moſchko — ins Geſicht lachen wird er Ihnen. Aber warum kann ein Jude nie die Liebe bekommen? Weil dazu müßige Zeit gehört. Und ein Jude geht nie müßig, entweder er betet oder er verdient Geld. Und ſein Weib iſt ihm nur theuer, erſtens, weil es Gott ſo befiehlt, zweitens, weil ſie ihm im Verdienen hilft. Gott und Geld, Geld und Gott, und ſo geht es bis ins Grab, und ich ſage Ihnen, obwohl die Juden viel Geld haben, ſo ſind ſie doch im Grunde arme Leute ... Aber was ſchwatze ich von den Juden! Alſo: ich war zwölf Jahre Soldat, eine lange Friſt, und dennoch hat mein Vater die Geſchichte von dem kleinen Finger nicht vergeſſen. Und ich war doch ein

braver Soldat, und daß damals kein Krieg war, dafür kann ich nichts. Korporal bin ich geworden, und das bei der ersten Kompagnie! Freilich, ich gebe zu, nicht Jeder kann es so weit bringen, nicht Jeder ist so tüchtig, wie ich, aber Soldatsein hat überhaupt noch Niemandem geschadet. Man kommt in die weite Welt und sieht die weite Welt und lernt was. Hei! was hab' ich da Alles gesehen! In Tirol gehen die Berge bis zum Himmel hinauf und man könnte auch zu den Heiligen hineinschauen, wenn keine Vorhänge wären. Es sind aber graue Vorhänge — ich habe es selbst gesehen. In Mailand steht eine ungeheure Kirche aus ganz silbernen Steinen. Aber heiß ist es dort, legt man ein Ei eine halbe Minute in die Sonne, so ist es hart gekocht, eine Viertel-Minute, so ist es weich. Auch Venedig ist eine schöne Stadt, nur war gerade ein Unglück, wie ich durchmarschirt bin, eine Ueberschwemmung, alle Gassen unter Wasser, man mußte in Schiffen fahren. Und da war bei uns ein Feldwebel, ein gewisser Dworski — haben Sie ihn vielleicht gekannt? — also ein Pole, der denkt sich: «ein Ruthene glaubt Alles!» und erzählt mir: das ist keine Ueberschwemmung, sondern immer ist es so, weil die Stadt im Meere liegt. Natürlich habe ich ihn ganz gehörig ausgelacht: da müßten ja die Leute von Venedig verrückt sein, der Mensch ist kein Fisch, daß er im Wasser wohnen soll. Auch Prag ist schön, aber das Land hat mir nicht gefallen, weil nämlich lauter Böhmen

dort sind. Auch unter Deutschen bin ich lange gewesen, in Troppau. Ich kann auch Deutsch .... «gude Dag», «gaufens Gummißbrod!» «Pakel Tobak!» «Gebens Bussel!" ... natürlich, was ein Soldat nöthig hat. Endlich habe ich ausgedient, bekomme den Abschied, der Oberst weint, die Offiziere weinen, ich weine auch, aber ich sage: „Hier bin ich nöthig, aber zu Hause bin ich noch nöthiger!" Und bin also heimgekommen. Und bin Dorfrichter geworden. Und zwar auf folgende Art ..."

Iwon leerte sein Glas und setzte sich bequem zurecht. Dann stopfte er die Pfeife mit echtem Galizianer — Eigenbau! — und setzte sie in Brand. Es duftete sehr gut; ich habe noch nachträglich tiefstes Mitleid mit meiner Nase. Dann begann er:

„Noch bei Lebzeiten meines Vaters wurde ich gewählt. Denn meinem Vater hat Gott ein langes Leben geschenkt. Erst vor zwanzig Jahren ist er gestorben, als achtzigjähriger Greis, an einer Predigt —"

„Woran?"

„An einer Predigt des Popen. Ihr Vater, Herr Wohlthäter, hatte nämlich meinem Vater den Schnaps verboten. Also gut! er bekam keinen. Aber wie wir einmal Sonntags zur Kirche gehen, sagt mein Alter: Ich will zu Hause bleiben. Bleibt aber nicht zu Hause, sondern geht in die Schänke. Nun, wäre noch immer kein Unglück! Aber der Pope macht es nicht kurz, wie gewöhn-

lich, sondern predigt zwei Stunden, und mein Alter hat Zeit und trinkt sehr viel. Und wie ich nun endlich aus der Kirche komme und so langsam gegen das Wirthshaus, weil eine Predigt furchtbaren Durst macht, da sehe ich viele Leute da stehen und klagen. Meinen armen Vater hat der Schlag gerührt! Verdammter Pope! er hatte nämlich gerade gepredigt, wie so die Pharisäer kommen und sagen: Herr Christus! sagen sie . . ."

„Also schon bei Lebzeiten Eures Vaters wurdet Ihr Richter?"

„Freilich! Und wie gesagt, gegen seinen Willen. Wie ich mit dem Abschied heimkomme, meint er: „Wenn ich bedenke, daß Du Dir den Finger hast abschneiden wollen, so bist Du wirklich unerwartet brav gewesen." Und dann meint er: „Heirathe! Dein Bruder bekommt die ganze Erbschaft vom Onkel in Kolomea, Du mein ganzes Gut. Bewirthschaften wirst Du es schon jetzt, aber es gehört kein Halm Dir, bis ich die Augen schließe. Also, wenn Du selbst etwas besitzen willst, erheirathe es." Nun — gewundert hat mich diese Rede nicht, es war ja nur der alte gute Brauch. Also: ich will heirathen, schaue mich um, strecke die fünf Finger aus, an jedem Finger zappeln zehn Bräute. Da wähle ich mir die Anusia, das war die schönste, die reichste, die dickste. Nun, glücklich bin ich mit ihr geworden, freilich habe ich sie Anfangs stark prügeln müssen, weil sie sehr starrsinnig war. Aber schon seit sehr

langen Jahren prügle ich sie nur einmal wöchentlich, am Sonntag Abend, und das auch mehr aus Gewohnheit und weil ich mich dabei an meinen alten Vater erinnere, der es auch so gemacht hat. Nun — wir fangen also an zu wirthschaften. . . . Da beruft einmal im Herbste einige Jahre später mein Vater die Gemeinde, hier auf dem Platz vor der Schänke, unter der Linde. „Brüder", sagte er, „ich bin alt, ich bin müde. Brüder, ein zahnloser Hund bewacht eine Heerde schlecht. Also, wählet einen neuen Richter!" Aber da rufen Alle: „Bleibe Du, Väterchen!" Aber er sträubt sich. „Nun", rufen sie, „dann rathe uns wenigstens, wen wir wählen sollen!" — „Den Jasko Holczak", sagte er, nämlich meinen Vetter, denselben Jasko, welcher die Kasia geheirathet hat. „Aber Du hast ja selbst ein' tüchtigen Sohn!" rufen die Leute. — „Zu meinem Sohn rathe ich nicht", erwidert er. „Mit meinem Sohne steht es so!" Und nun fängt er an zu erzählen — Alles, was an mir schlecht ist, auch das vom Finger, und Alles, was an mir gut ist, Alles erzählt er und ich stehe dabei und möchte in die Erde sinken; mir ist zu Muthe, als stände ich nackt ausgezogen vor der ganzen Gemeinde. Und ebenso ausführlich und ebenso gerecht spricht er dann vom Jasko, von seinen Tugenden und Lastern. „So sind die Beiden", schließt er. „Keiner ist ein Engel, Mensch bleibt Mensch, ein Pferd hat vier Füße und strauchelt doch manchmal. Aber gegen den

Zwar spricht, daß er mein Sohn ist; diese Würde soll nicht erblich sein, es ist für Eure Freiheit gefährlich, Männer! Also wählet den Jasko!" Aber meine Partei war die größere. Und so berathen sie lange hin und her und endlich beschließen sie: mein Vater soll noch Richter sein bis zu den nächsten Pfingsten und dann ist die Wahl. „Gut", sagt mein Vater und verkündet den Beschluß und fügt hinzu: „Also, wer sich in der Zwischenzeit als der Würdigere erweist!" . . .

„Und darauf", fuhr der Erzähler nach schwerem Seufzer fort, „sind schwere Wochen für mich gekommen, die schwersten, die ich erlebt habe. Ich habe zusehen müssen, wie meine stolze Hoffnung von Tag zu Tag zerbröckelt ist, wie trockenes Brod, wie der Jasko immer mehr die Leute für sich gewonnen hat, denn er hat es besser verstanden, mit Jedem freundlich zu sein, und dann war er ja auch ein ganz tüchtiger Mensch. Ueberdies hat ihn die Kasia fortwährend gedrängt und für ihn gearbeitet, denn — der beste Essig wird aus einem edlen Wein und der tiefste Haß aus einer starken Liebe. Und schon drei Sonntage später schreien alle Leute in der Schänke: «Hoch der Jasko! Das ist unser Mann!» und wäre nicht die Achtung vor dem eigenen Beschluß gewesen, sie hätten ihn sogleich zum Richter ausgerufen. Und ich muß es anhören und still heimschleichen. Da werfe ich mich hin und verbeiße mich in das Strohkissen — o! wie schwarz war es mir vor den

Augen und im Herzen! Ein Lump bin ich darauf geworden, ein Müßiggänger; den einen Tag trinke ich mich toll und voll, den andern liege ich verzweifelt zu Hause. Der Vater schimpft, das Weib weint, die Nachbarn höhnen, aber statt mich zu bessern, hasse ich den Jasko immer furchtbarer und sage zu mir: «Der ist an allem meinem Unglück Schuld und wenn der nicht mehr wäre ...» — ich war auf einem bösen Weg, auf einem sehr bösen, Herr! Aber da hat sich plötzlich Alles gewendet und Alles ist gut geworden und just durch den Jasko — es ist eine sonderbare Geschichte.

„Früh kommt immer der Winter über uns, aber nie kam er rascher, als just in jenem Jahre. Schon zwei Wochen vor Allerseelen gab es Frost und Schnee und an diesem Festtag begann wieder der Schnee zu fallen und schüttelte sich herab, drei Wochen lang ohne Unterbrechung, so Tag wie Nacht, immer dieselbe trockene Kälte und still die Luft und ewig die Flocken. Drei Wochen! Herr, wer es nicht erlebt hat, der ahnt nicht diesen Schrecken, der weiß nicht, daß es vielleicht der größte Schrecken ist, der über Menschen kommen kann. Da sitzt man so, zum Müßiggang verdammt, im trüben Dämmerschein in der Hütte und sieht zu, wie man langsam eingesargt wird. Und draußen fallen die Flocken und fallen. Wer nie vorher gedacht hat, wird zum Grübler, wer nie vorher geklagt hat, wird verzweifelt und wer nur den Keim einer

dunklen That im Herzen hat, dem wächst sie in dieser furchtbaren Stille und wird groß und zersprengt ihm das Herz, daß er aufschreien möchte vor innerer Angst. Und fort währt die trübe Noth und die entsetzliche Einförmigkeit, selbst der Unterschied von Tag und Nacht hat fast aufgehört und sie gleichen sich: der Tag ist dunkel von den Wolken und die Nacht licht vom Schnee. Aber einmal kommt ein Morgen, da selbst diese fahle Helle fehlt, es bleibt Nacht in der Hütte, sie liegt bis über die Fenster im Schnee begraben. Da heißt es den Tag über angstvoll arbeiten und man weiß doch, die nächste Nacht bringt dasselbe Unheil. O! wie man sich da nach der Sonne sehnt und doch wagt man kaum zu hoffen, daß sie kommt, so kleinmüthig ist der Mensch. Aber einmal, da erwachen wir Nachts von einem furchtbaren Sturmwinde und es pfeift und dröhnt durch die Lüfte, wie das jüngste Gericht. Wir bangen für die Hütte und springen auf und zittern vor Kälte, denn durch jeden Sparren dringt der eisige Wind; es ist ein Sturm aus Norden. Aber gegen Morgen legt er sich und als wir erwachen, da ist es unerhört hell in der Kammer; wir stürzen hinaus, eine entsetzliche Kälte, thurmhoch liegt der festgefrorene Schnee, aber der Himmel ist blau, aber die Sonne ist da, die Sonne!... Da sagt der Vater zu mir und unseren Knechten: „Nun müssen wir einen Fußpfad wühlen, gegen das Dorf hin“ — denn unser Hof liegt abseits, wie alle größeren Höfe.

Bis wir in's Dorf kommen, ist es Mittag, denn der Schnee liegt hoch und ist hart wie Eis; wir strengen uns sehr an, aber das hat sein Gutes, weil wir nur so die Kälte ertragen. Denn es war eine schreckliche Kälte; nie vorher, nie nachher habe ich es so erlebt. Zu Mittag also sehen wir unsere Nachbarn seit Wochen wieder, und darauf bahnen wir mit hundert Hacken und Schaufeln einen breiten Weg durchs Dorf, denn in der Schneezeit war selbst zwischen den Hütten, die dicht bei einander lagen, nur mühselige Verbindung. So kommen wir auch zum Jasko, und ich athme schwer, wie ich ihn so zum ersten Male wieder sehe, denn wie oft habe ich an ihn in der Zwischenzeit gedacht und mit welchen Gedanken! Er aber tritt auf mich zu und lacht: „Nun, Herr Richter, die schwere Zeit hat doch auch ihr Gutes gehabt! Zu saufen war nichts, aber auf der faulen Haut hast Du liegen können." Da wird es mir roth vor den Augen und ich erhebe meine Hacke, ihn niederzuschlagen. Aber da steht mein Vater zwischen uns und schilt: „Schämt Euch! Vorbilder wollt Ihr sein, Richter wollt Ihr werden und streitet Euch in solcher Zeit, in solcher Noth! Jetzt heißt es arbeiten, zuerst zur Hütte des Gregori und dann zur Witwe Marinia." Da fangen wir an, uns durchzuwühlen zu diesen entlegenen Hütten, mein Vater und ich und etwa zwanzig Männer, aber der Jasko ist plötzlich verschwunden. Erst später kommt er nach und da trägt er

seine Büchse über der Schulter. „Wozu? frägt ihn der Vater. — „Man weiß nicht", erwidert er, „es könnte Einen so unversehens ein wildes Thier anfallen." — „Unsinn!" sagt mein Vater, „Wölfe trauen sich nicht bei Tage an so viele Menschen heran und Bären streifen niemals so weit in die baumlose Ebene und so nahe an die Dörfer." Ich aber beiße mir die Lippen blutig, denn ich weiß, wen der Jasko gemeint hat. So kommen wir zu der Hütte des Gregori, sie ist ganz im Schnee vergraben und, wie wir endlich die Thüre öffnen, da — Herr, es war entsetzlich! — da liegt im Flur der Gregori und schreit wild auf und schaut uns an mit verstörten Augen — er war wahnsinnig geworden vor Hunger und vor Schmerz, denn sein junges Weib war im Kindbett gestorben und acht Tage war er mit den Leichen allein gewesen in der Dunkelheit. Da theilt mein Vater den Haufen, er und die älteren Männer tragen die Todten in die Leichenkammer und den Gregori führen sie in unsere Hütte, daß er gepflegt wird. Mir aber und dem Jasko und den jüngeren Leuten befiehlt er: „Ihr Leute! um Gotteswillen, schlagt Euch durch zu dem Hause der Witwe. Eine verlassene Greisin — wer weiß, wie es ihr ergangen ist. Aber sputet Euch, bald kommt die Nacht!" Und in der That klebt schon die Sonne fern, am Rande eines Schneefeldes, wie ein kleiner rother Ball und die Ebene leuchtet, als wäre ein Strom von Blut über den Schnee

ausgegossen. Da machen wir uns an die Arbeit und wühlen uns durch den Schnee, wie verzweifelt, Jasko und ich die Vordersten, Schulter an Schulter, mit den Hacken — die Anderen hinter uns haben leichtere Arbeit, weil sie nur schaufeln. Der Letzte war ein junger Bursche, Ladimir Sopko mit Namen, der war der Schwächste. Und unbeachtet bleibt er allmälig zurück und setzt sich dann in den Schnee; wir merken es nicht, sonst hätten wir es ihm gewehrt, denn das ist ja das Gefährlichste in der Kälte. Aber dem armen Burschen war ein anderer Tod beschieden. Denn nach einer Weile — es dämmert schon! — da hören wir jählings einen gellen Schrei und dann ganz deutlich ein Stöhnen durch die scharfe Luft und dann ein sonderbares Geräusch, wie dumpfes, gewaltiges Brummen. Wir laufen zurück, kaum tausend Schritte, und bleiben dann entsetzt stehen. Da liegt der arme Bursche zerfleischt und über ihm ein riesiges Thier, ein Bär — den hat der Hunger so weit hergetrieben aus seinem Bergwald. Verloren ist der Ladimir, denn sein Blut raucht von der Erde empor, wie eine Wolke. Aber der Jasko reißt das Gewehr von der Schulter und schleicht näher, brummend richtet sich der Bär auf, da — ein Blitz! ein Knall! — in den Hals hat ihn der Jasko geschossen und das Thier überschlägt sich und fällt wie todt in den Schnee. Hei! stürzt sich der Jasko darauf und wir nach. Aber da hat sich schon der Bär wieder aufge-

richtet; ſtromweiſe rinnt ihm das helle Blut aus einer Halswunde über das dunkle Fell, aber er packt den Jasko, und ſchon, ſchon hat er ihn zu Boden geworfen und iſt über ihm. Athemlos ſtehe ich da, verſteinert, krampfhaft legt ſich mir die Hand um die Hacke, wild brauſt mir das Blut in den Ohren und mir iſt, als raunte mir Jemand zu: «Rühre Dich nicht — nur einige Athemzüge und der Jasko iſt ein todter Mann und Du biſt Richter!» Scheu wende ich mich um, aber dann faßt es mich, wie Gottes Hand, wie, als ob mir ein Blitz das Herz erhelle — «erbarme Dich, Vater im Himmel!» ſchreie ich auf und auf die Beſtie zu — ſie wendet ſich gegen mich und ich wettere ihr mit dem Beil auf den Schädel. . . . Dann fühle ich einen furchtbaren Schmerz in der Seite und fühle, wie ich hinſinke und eine ungeheure Laſt über mir. . . . Erſt eine Woche ſpäter bin ich zu Sinnen gekommen, da liege ich in meinem Bette gebunden, ſo arg habe ich im Wundfieber geraſt, ſo ſchlimm hat mich der Bär zugerichtet. Nun — gegen Neujahr bin ich geneſen und gegen Lichtmeß auch der Jasko, obwohl er auf den Tod niederlag. Und mit demſelben Beil habe ich ihm das Leben gerettet, mit dem ich ihn tödten wollte. Denn, ſehen Sie, der Teufel iſt ein kluger Herr, aber zuweilen entreißt ihm doch Gott in einer Sekunde den Braten, den er ſich ſeit Monaten ſorgſam zubereitet hat. . . ."

So erzählte mir der alte Mann und zwar, daß ichs

nicht vergesse: Auge im Auge erzählte ers mir. Aber ich wußte auch ohnehin seit meiner Knabenzeit, daß diese seltsame Jagdgeschichte sich genau so zugetragen — da hatten mir andere Augenzeugen davon berichtet und auch das Folgende ist buchstäblich wahr — leider!

„Von da ab" — fuhr der Iwon fort, „waren wir Freunde, der Jasko und ich. Und wir kamen überein: Keiner spricht für sich noch gegen den Andern und jeder fügt sich still dem Willen der Gemeinde und bleibt des Andern Freund. Aber da brachte es der Zufall, daß ich wieder meinen Muth bewähren konnte und größeren Muth, als dem Bären gegenüber. Denn jede Bestie, und wenn auch noch so grausam und wild, war ein sanftes Lamm gegen unseren Grafen Agenor, den Vater des jetzigen Herrn. Auch diesen habe ich niedergeschlagen — nur mit einigen Worten — aber bei Gott! es ist mir schwerer gefallen, als damals das Beil zu schwingen! Und seltsam! auch diesmal war es der arme Jasko, welcher die Kosten zu tragen hatte! Und fürchterliche Kosten waren das — ich zittre, wenn ich daran denke — Gott möge jeden Christen vor solcher Prüfung bewahren!

„Also; es wird das beste sein in dieser Geschichte, wenn ich zuerst von dem wilden Wassilj berichte. Der «Wilde», so war sein Beiname, bis er sich einen andern verdient hat: der «große Hajdamak». Unter diesem Namen — Sie wissen es ja! — kennt ihn noch heute jedes Kind in

Podolien und ich glaube, ſein Gedächtniß wird nicht erlöſchen, ſo lange Menſchen auf Erden wohnen, denn er hat ehrlich dafür geſorgt, im Guten wie im Böſen! Ich habe ihn von Kindesbeinen an gekannt und ich muß ſagen: es war früh zu erkennen, daß hier etwas Unerhörtes herauswächſt, entweder ein Engel oder ein Teufel! Freilich, daß er ſchließlich ſowohl Engel als Teufel ſein würde, wie ihm eben die Laune kam, das konnte Niemand ahnen. Nur Wenige wiſſen, wie der furchtbare Menſch wirklich hieß: Waſſilj Konewka hieß er. Er war aus unſerem Dorfe, blutarm, der zweite Sohn eines Kleinbauern, ganz ohne Erbtheil. Aber ſchön war er, wie kein Zweiter, ſchlank wie eine Tanne, ſtark wie ein Bär, muthig wie ein Falke. Weil er ſo arm war, mußte er als Knecht dienen, und war auch ganz brav, was die Arbeit anbetrifft; er arbeitete für drei. Aber er hielt es nirgends lange aus, denn erſtens war er hinter den Weibern her und verführte regelmäßig das ganze Haus, ſo viele junge Unterröcke darin waren, und zweitens war er ſtolz und jäh, und es kam ihm gar nicht darauf an, bei Gelegenheit den Erbſohn durchzuprügeln oder gar den Bauer ſelbſt. Nun iſt aber Beides für einen Haushalter unangenehm, und darum bekam er ſchließlich gar keinen Dienſt mehr. So mußte er ſeinem älteren Bruder Wojtech auf dem Halſe liegen und ſo abgöttiſch der Wojtech den wilden Bruder liebte, ſo ſchwer fiel es ſeiner großen Armuth, ihn

zu füttern. Da fand Waſſilj endlich einen guten Dienſt, der ihm paßte, er wurde Leibjäger beim jungen Grafen Xaver. Das war ein Bruder unſerer Gräfin Witwe, die heute im Kloſter lebt, alſo ein Schwager des Agenor und eigentlich der einzige Menſch, den der finſtere Graf je geliebt hat. Darum hatte er ihn auch ins Schloß genommen, nachdem der luſtige Xaver ſein ſchönes Erbgut binnen drei Jahren unter die Leute gebracht, und hielt ihn in allen Stücken wie einen Sohn. Dieſes Gräflein, das war ſo der rechte Herr für unſeren Waſſilj. Denn auch er war jung und ſchön und kühn, und jedes Weib, das er noch nicht beſeſſen hatte, that ſeinem Herzen weh. Und wie die Beiden erſt beiſammen waren, da wurden ſie eine wahre Plage für Edelherren und Städter, für Juden und Bauern — eine Landplage, ſag' ich Ihnen. Denn kein ſchönes Geſicht war vor Ihnen ſicher und dabei hatten ſie ſo einen verdammten Zauber für die Weiber; überall glückte es ihnen, wenn nicht dem Grafen, ſo dem Jäger, wenn nicht dem Jäger, ſo dem Grafen. Welche der Eine begehrte, auf die verzichtete der Andere; es war ein eigenthümliches Verhältniß wie zwiſchen zwei Kameraden. Und wo es der Gefahr zu trotzen galt oder die Folgen zu tragen, da halfen ſie einander ehrlich. Dann war noch ein Dritter im Bunde, der diente den Beiden als Kuppler und Schnüffler: des Grafen Kammerdiener, ein buckliger, häßlicher Menſch, Maciek mit Namen, ein

Mazure und noch viel niederträchtiger als die Mazuren gewöhnlich sind*). Und was die beiden Tollköpfe mit seiner Hilfe Alles ausgeübt haben — drei Monate könnte man davon erzählen. . . .

„Aber — beizukommen war ihnen nicht. Gewalt wendeten sie nie an; das hatten sie leider nicht nöthig. Und so war die einzige Hoffnung aller Ehemänner und Verliebten, die Beiden würden einmal selbst aneinander gerathen und sich gegenseitig unschädlich machen. Freilich war dazu wenig Aussicht vorhanden: sie vertrugen sich doch bald wieder, selbst wenn sie einmal aneinanderkamen. Da lebte zum Beispiel bei Mielnica eine junge, schöne Witwe, eine Edeldame; die hatte auch ein schönes Kammermädchen. Der Maciek schnüffelt die Gelegenheit aus,

---

*) Zwischen den Bauern Ost- und Westgaliziens besteht, hervorgerufen durch die Verschiedenheit des Charakters und der Nationalität, der Sprache und des Glaubens, eine große und grimmige Abneigung. Der Mazure sagt dem Ruthenen mancherlei nach, aber dieser gibt es wahrhaftig mit redlichen Zinsen zurück. Für ihn ist der Mazure der Ausbund von Feigheit, Heimtücke und Verlogenheit. Frägt man da, wo polnische und ruthenische Bauern neben einander wohnen, einen Ruthenen, ob er ein Pole sei, so ist die stereotype Antwort: „Nein, Gottlob! ich bin keiner Hündin Sohn!" Als ich einmal einen Ruthenen um den Grund solchen Hasses fragte, meinte er: „Wenn sogar der polnische Adler nichts taugt (der Edelmann), um so weniger die polnische Kröte, die langsam im Schlamm herumkriecht." Ad vocem Schlamm, könnten übrigens beide sauberer sein.

dann gehen Herr und Diener auf die Jagd. Natürlich macht sich der Herr an die Dame, der Diener an das Mädchen. Aber es glückt Beiden nicht und nach einigen Wochen vergeblicher Bemühung gaben sie die Sache verloren. Da kommt eines Tages der Graf heim und sagt zum Jäger: „Du, Wassilj, es kann Dir ewig leid thun, daß Dich die Fruzia, das Kammermädel, nicht wollte. Ein so liebes Ding!“ — „Das wissen der gnädigste Graf?“ — „Das weiß ich!“ lacht der Xaver. Wassilj flucht im Stillen und geht. Aber acht Tage später, da der Graf wieder in der Dämmerung nach Mielnica ausreitet, hört er Hufschlag hinter sich — es ist sein Wassilj. „Halten zu Gnaden, gnädigster Graf, aber wozu sollen wir wieder, wie gestern, auf getrennten Wegen nach Mielnica reiten? Wir wollen ja doch in dasselbe Haus, nur daß sich dort der gnädigste Graf ins Erdgeschoß bemühen, während ich in den ersten Stock gehe!“ Der Graf bleibt starr! „Kerl!“ flucht er dann, „Du hast ein unverschämtes Glück!“ — „Ja, Gottlob, es thut's!“ erwidert mein Wassilj ganz bescheiden.

„Das war im Spätherbst, knapp vor jenem großen Schnee. Aber im nächsten Frühling, da hat sich doch die Hoffnung ihrer Feinde erfüllt, und die beiden jungen Menschen haben sich gegenseitig unschädlich gemacht für alle Ewigkeit. . . .

„Es ist eine traurige Geschichte.

„Da war des Jasko älteste Tochter, kaum fünfzehnjährig, Kasia hat sie geheißen, wie ihre Mutter, aber sie war viel schöner, als jemals diese meine Kasia war, wunderschön war sie und klug und brav — die ganze Gemeinde hat das Kind lieb gehabt. Da kommt einmal der wilde Wassilj in den Hof des Jasko, ihm Glück zu wünschen zu seiner Genesung und sieht sich dabei die Kasia genauer an und natürlich, sie gefällt ihm sehr. Nun, werden Sie glauben, nun kommt die gewöhnliche Geschichte: er beschwatzt sie und verführt sie. Aber weit gefehlt! – zu diesem Mädchen bekommt er plötzlich die große Liebe, während er bisher zu allen Weibern nur die kleine Liebe hatte. Das ist aber ein großer Unterschied, Herr! Wer die kleine Liebe bekommt, wird keck und beschwatzt die Geliebte und küßt sie toll und kommt ans Ziel. Aber wer die große Liebe bekommt, wird scheu und schüchtern, fürchtet sich vor seinem Mädchen, schweigt oder stottert in ihrer Gegenwart und selbst in seinen Armen ist ihre Unschuld sicher, wie in einer Kirche. Und dann: zehnmal, hundertmal kann man die kleine Liebe bekommen, aber die große Liebe bekommt jeder Mensch nur einmal im Leben. Also — der wilde Wassilj ändert sich, säuft nicht mehr, rauft nicht mehr, lebt keusch, wie ein achtzigjähriger Mönch, kurz: wird ein ganz zahmer Wassilj. Alle wundern sich, Niemand ahnt den Grund, nur Eine ahnt es, die Kasia, obwohl er es ihr nie gesagt hat. Aber die große Liebe ist wunderbar

wie Alles, was nur von Gott kommt und gar nicht vom Teufel, allwissend ist sie auch, just wie Gott. Nun — einmal sagt er es ihr auch, bei der Frühsaat. Die Kasia steht allein auf dem Felde, säet Hanf. Wassilj reitet vorüber, grüßt, reitet weiter, ist aber plötzlich wieder da. Vom Pferde springt er, wird roth, zittert und beginnt natürlich mit einer ungeheuer dummen Frage, ob sie ihm ein Schwefelhölzchen geben kann, für seine Pfeife. Natürlich, sie hat keines, bedauert es sehr. Darauf schweigen sie fünf Minuten und dann sagt er: „Eigentlich soll ein Raucher immer Schwefelhölzchen haben." — „Ja", sagt sie und so kommen sie ins Gespräch über Schwefelhölzchen, dann über das Säen und den Hanf, über den Jasko und den Bären, und plötzlich liegen sie einander in den Armen, Herz an Herz und Lippe an Lippe und wissen selbst nicht wie. Sein Pferd hat inzwischen auch eine vergnügte Stunde, grast ein halbes Joch junges Korn ab. Dann sagt der Wassilj zu dem Mädchen: „Dich heirate ich oder Keine. Jetzt aber bin ich ein armer Diener und obendrein bin ich der wilde Wassilj. Also ich muß etwas erwerben und meinen Ruf verbessern, ehe ich um Dich freien kann, die Tochter unseres zweitreichsten Bauers, der vielleicht sogar Richter wird. Das braucht Zeit, vier, fünf Jahre. Aber Gottlob! Du bist so jung! Du kannst warten. Willst Du warten?" — „Ja!" sagt sie. — „Und bleibst mir treu?" — „Ja!" Nun, natürlich, das

ist schon so bei der großen Liebe und hätte er sie gefragt: „Und willst von nun ab immer auf dem Mond mit mir zusammenkommen?“ sie hätte auch „Ja!“ gesagt, und gar nicht erst gefragt, welche Straße auf den Mond hinaufführt. Sie haben aber keinerlei Zusammenkunft verabredet, weder auf dem Monde, noch auf der Erde, sondern sich begnügt, einander von der Ferne zu sehen und mit den Augen zu grüßen und waren auch schon so glücklich genug.

„Dies Glück hat aber den Teufel verdrossen oder eigentlich nur seinen Knecht, den Maciek. Der roch die heimliche Liebesgeschichte, wie? ist räthselhaft. Diesen Augen, so sehr sie schielten, blieb nichts verborgen. Nun haßte er aber den Wassilj glühend, weil er ihn immer behandelte, wie ein Herr seinen Leibeigenen. Denn der Maciek war den Beiden überhaupt wie ein Hund; brauchten sie ihn, so bekam er einen Brocken, und brauchten sie ihn nicht, einen Fußtritt. Voll Gift also war die Kröte und nun hatte sie Gelegenheit, es auszuspritzen. Fängt also an, dem Grafen von der Kasia zu erzählen, bis der Graf sie einmal anschaut und richtig furchtbar Feuer fängt. „Maciek, schaffe mir das Mädchen!“ Der verspricht's, „aber der Wassilj“, sagt er, „darf nichts davon erfahren, sonst schnappt er Ihnen den Bissen fort.“ Also, der schweigt. Aber der Kuppler bemüht sich vergeblich bei dem Mädchen, sie weist ihn entrüstet ab. Ihrem Vater freilich

erzählt sie nichts davon, wohl aber dem Wassilj, der ist ohnehin in Allem zugleich ihr Beichtvater und ihr Gott. Der Wassilj wird wüthend, dann aber beruhigt er das Mädchen und geht zu seinem Herrn. „Gnädigster Graf, verführen Sie alle Mädchen auf Erden, nur des Jasko Tochter nicht. Und bei dieser einzigen verbieten Sie dem Maciek, sein Handwerk zu üben.“ — „Warum?“ — „Weil es meine Braut ist“, und dabei treten dem jungen Menschen die Thränen in die Augen. Der Graf sieht ihn erstaunt an, dann aber sagt er ernst: „Das ist etwas Anderes, und ich gebe Dir mein Ehrenwort, ich denke nicht mehr an sie.“

„Da versprach er freilich mehr, als er halten konnte. Denken mußte er doch an das wunderschöne Ding und der Maciek sorgte ehrlich durch tausend kleine Künste, daß er's nicht vergaß. Dazu lag er ihm in den Ohren: „Der Wassilj hat Sie betrogen, er will das Mädchen verführen, das ist das Ganze! Schicken Sie den Wassilj fort und in drei Tagen gehört die Beute Ihnen!“ Nun war der Graf gutmüthig, aber schwach und ein Knecht seines Blutes. Er zaudert zwei Tage und am dritten schickt er den Jäger fort, nach Tarnopol, neue Gewehre einkaufen. Ruhig reitet der arme Wassilj fort, er hat ja das Ehrenwort seines Herrn. Der Maciek aber erkundet, daß die Kasia am nächsten Tage allein auf einem entlegenen Felde, bei den «drei Buchen», arbeitet, und lügt dem Grafen vor,

daß sie willig ist und ihn dort erwartet. Erst wie er ihn hingeleitet, meint er: „Und wenn sie sich auch sträubt — wir sind ja unser zwei!“ Wieder zaudert der Graf, aber nur einen Augenblick; er hat ja nie gelernt, sein Gelüst zu bezähmen und geht weiter. Nun! sie waren ja wirklich ihrer zwei und die Kasia ein schwaches Mädchen, und die Unthat geschah. . . .

„Todtenblaß, zitternd, mit starren Augen kommt endlich das arme Kind heimgeschlichen. „Was ist geschehen?“ fragen die Eltern, die Nachbarn, aber sie bedeckt nur stumm das Antlitz mit den Händen. „Es gibt nur Einen“, flüstert sie endlich, „dem ich es sagen muß.“ Das ist wahrscheinlich der Pope, meinen die Leute, und lassen den Hochwürdigen bitten. Aber dem sagt sie es auch nicht. Und so trösten wir uns endlich, daß sie in der Dämmerung vor einem Gespenst erschrocken ist, vor einem «Blutsauger» oder «Ruheloſen» oder was dieser Geschöpfe mehr sind, welche nicht lebendig sind, noch todt und auf der Erde schweben dürfen, wenn die Sonne, das Auge Gottes, nicht mehr niederblickt, und von denen wir leider nicht erlöst sind, weil unser Heiland am Kreuze einen Augenblick lang an seinem himmlischen Vater gezweifelt hat. . .

„Nun — endlich kommt der Eine, dem sie es sagen muß, aus Tarnopol zurück und sie sagt es ihm. Sonst ist der Wassilj furchtbar aufbrausend, aber diesmal bleibt er ruhig, nur daß er bleich wird, wie ein Leichentuch und

aussieht, wie ein Todter. Stumm starrt er vor sich hin, dann blickt er zum Himmel auf und reckt die drei Schwurfinger empor. „Was thust Du?" fragt bange das Mädchen. — „Ich habe ein Gelöbniß gethan und ehe der Mond voll wird, erfülle ich es." Und hat es gehalten. Auf's Schloß geht er, schnürt sein Bündel, sagt zum jungen Grafen: „Ich kann nicht mehr Ihr Diener sein." Und geht zu seinem Bruder Wojtech. Dem erzählt er Alles und sagt: „Er muß sterben." — „Sterben", wiederholt der Wojtech und bittet: „Ich will ihn ermorden; Du aber, geliebter Bruder, bist für den Galgen zu gut." Aber Wassilj: „Nein! nur wenn ich es nicht kann oder nicht ganz vollbringe, fällt er von Deiner Hand. . . ."

„Eine Woche vergeht. Am nächsten Sonntag kommt der Maciek ganz freudig zum Grafen: „Soeben habe ich mit der Kasia gesprochen. Sie sagt, daß sie vor Sehnsucht nach Ihnen verschmachtet. 'Sie wartet heute in der Dämmerung auf Sie, bei den «drei Buchen». Und sie hat nur eine Bitte: daß Sie ihr eine recht große Schnur von recht rothen Korallen mitbringen." Der Graf lacht, nickt und reitet hinaus, ohne jede Ahnung; nur aus Gewohnheit hat er seine geladene Pistole im Sack, wie immer.

„Sein letzter Ritt, seine letzte Stunde. Draußen sitzt die Kasia. Er springt vom Pferde und will auf sie zu. Aber da steht der Wassilj zwischen ihm und ihr. „Hier

haſt Du die Unthat vollbracht und an dieſem Mädchen. Darum ſtirbſt Du hier vor ihren Augen!" Blitzſchnell greift der Graf nach ſeiner Piſtole, aber raſcher iſt der Waſſilj, ſchießt und trifft. Eine tödtliche Wunde durch die Lunge, aber noch hat der Graf die Kraft, ſeine Piſtole abzudrücken. Aber blitzſchnell ſpringt der Wojtech vor und deckt ſeinen Bruder, ſeinen Abgott, mit dem eigenen Leibe. Und ſo trifft ihn des Grafen Kugel in das Hinterhaupt und er wirft ſich noch einmal, wie ein Kreiſel in der Luft herum und bricht todt zuſammen.

„Im Dorfe ahnt keine Seele, was bei den «drei Buchen» geſchehen. Wir ſitzen in der Schänke, tanzen, trinken, kommen heim. Da klopft es uns aus dem erſten Schlaf heraus — es iſt der Jasko, er ruft angſtvoll hinein: „Iſt meine Kaſia nicht bei Euch?" — „Nein!" Wir ſchlafen wieder ein. Da — gegen die zweite Morgenſtunde mag es geweſen ſein — der Mond ſcheint hell, da klopft es wieder, ſehr ſtark. Wir erwachen zugleich, mein Vater und ich. „Oeffnet! ich bin's, die Kaſia!" Aber es iſt nicht ihre Stimme, ſondern eine fremde, ſeltſame Stimme, rauh und zitternd. Ich öffne — es iſt doch die Kaſia. Wankend tritt ſie herein und wie ich Licht mache — Jeſus! was iſt das für ein Geſicht! — Wie eine lebendige Leiche war ſie anzuſehen, wie eine junge Greiſin. Wir bekreuzen uns, das Wort bleibt uns in der Kehle ſtecken. Sie aber ſagt zu meinem Vater:

„Onkel Fedko, weil Du der Richter bist. . . . Bei den «drei Buchen» liegt todt der Wojtech, durch eine Kugel des Grafen Xaver, und der Graf Xaver stirbt seit vier Stunden durch eine Kugel des Wassilj. Und der Wassilj ist auf des Grafen Pferd fortgeritten in die Berge, ein Hajdamak*) zu werden. Und ich sage es erst jetzt, sonst hätte der alte Graf den Wassilj noch eingeholt oder dem Xaver das Sterben sanfter gemacht, und es durfte nicht sein. Und das ist Alles!" Und preßt die Hände flach an die Schläfe und schweigt. . . .

„Wir stehen starr. Aber dann raffen wir uns auf, übergeben das Mädchen unseren Weibern, eilen mit unseren Knechten zu den «drei Buchen». Der Mond leuchtet noch hell genug. Da liegt der Wojtech, ist schon starr. Aber im Grafen ist noch ein Funke Leben. Und wie ich sein Haupt erhebe und auf mein Knie bette, schlägt er noch einmal die Augen auf. „Rettet!" flüsterte er, „ich — muß — leben!" Und athmet tief auf und stirbt.

„Wir tragen die Leiche hier unter die Linde, mein Vater läßt die Gemeinde berufen. „Man muß den Grafen benachrichtigen", sagt er. Aber da kommt Fackelschein

*) Das Wort ist unübersetzbar; es hat im Laufe der Geschichte dieses Volkes seine Bedeutung oft und charakteristisch gewechselt. Heute bedeutet es beiläufig einen Auswürfling der Ebene, der sich in die Berge schlägt und da — gleichviel durch welche Mittel — sein Dasein fristet.

durch die Nacht, es ist der alte Pole mit seinen Knechten; das Gerücht war schon ins Schloß gedrungen. Unheimlich war der Agenor immer, ein riesiger Mann mit einem dunklen Gesichte, das niemals lachte, und kurzen, weißen Haaren, aber so furchtbar ist er nie gewesen, wie da. Er tritt zur Leiche, seine Augen sind starr und wir sehen, wie sich sein Haar vor Entsetzen emporsträubt, ganz deutlich, wie Stacheln, ich habe nur noch einmal Aehnliches gesehen, an einem Verbrecher vor dem Tode. . . . Dann fragt er kurz, ganz heiser: „Wer ist der Mörder?"

„Alles schweigt.

„Alles schweigt, aber da reißt sich die Kasia von den Weibern los, die sie zurückhalten wollten. „Nicht der Mörder", ruft sie, „sondern der Rächer!" Und erzählt Alles, Alles. Und der alte Mann nickt fortwährend wie eine Maschine, als wäre er einverstanden mit jedem Wort.

„Dann rafft er sich auf. „Keine Minute verloren!" ruft er seinen Knechten zu. „Sattelt die Pferde, dem Wassilj nach. Wer ihn todt bringt, bekommt zehn Gulden. Aber wer ihn lebendig einliefert, daß ich ihn henken kann, wird ein reicher Mann, beim ewigen Gott, ein reicher Mann. Und Ihr, Ihr Bauern, — wer hilft uns jagen?"

„Wir rühren uns nicht. Nur einige Knechte eilen fort.

„Schufte!" knirscht der Graf, „das Schweigen werdet

Ihr einſt bejammern." Und dann wieder: „Bauern, wer hilft?"

„Keiner regt ſich. Denn wir waren nur armſelige Bauern und alle haben wir gezittert in jener Stunde und auch mancher arge Schuft war unter uns, aber ſo ſchuftig war doch keiner, um, ſelbſt ein Ruthene, einen Ruthenen an den Galgen zu liefern, welcher einem Polen gegeben, was er um ihn verdient.

„Der Graf ſagt nichts mehr. Nur noch zu den Knechten: „Bindet die Metze und aufs Schloß mit ihr."

„Aber wie ſie die Kaſia binden wollen, ſtürzt mein Vetter Jasko vor und wirft ſich dem Grafen zu Füßen. „Gnade, Herr!" ſchluchzt er. „Zertritt mich nicht noch mehr, als ich nun ſchon bin. Herr! wie ein Berg liegt ja ſchon ohnehin das Elend auf mir. Dein Todter wird Dir nicht mehr lebendig, aber mein Kind wird nicht mehr rein und glücklich! Laß es genug ſein, Herr!"

„Der Graf ſtößt ihn mit dem Fuße zurück, keine Wimper zuckt ihm dabei. „Bindet ſie!"

„Da tritt mein Vater vor und zieht den Hut tief ab. „Hochvermögendſter Herr! weil ich der Richter bin .... es iſt meine Pflicht — was willſt Du mit dem Mädchen?"

„Da fährt der Graf furchtbar auf: „Altes Hundsblut!" ruft er, „was wagſt Du es, mich anzubellen?! ... Was ich mit dem Mädchen will? Ich brauche es Dir nicht zu ſagen! Aber ihr ſollt euch nicht rühmen dürfen, ihr Hunde,

daß ich es euch gehehlt! Henken lasse ich die Metze. Sie hat das herrliche Leben heimtückisch in den Tod gelockt — sie soll es wenigstens mit ihrem erbärmlichen Leben büßen . . ."

„Herr Graf", sagt mein Vater, „das darfst Du nicht thun! — es wäre gegen das Gesetz."

„Das Gesetz!" schreit er auf. „O, ihr feigen, feigen Bestien. Jetzt wäre Euch das Gesetz gut genug, sich dahinter zu verstecken. Hat der Mörder nach dem Gesetze gefragt? Nein! wie der Frevel war, soll die Vergeltung sein."

„Und er wendet sich zum Gehen. Da aber trete ich an ihn heran und sage ihm: „Herr, das Mädchen wird nicht aufs Schloß und Du wirst sie nicht henken lassen!" Und die Gemeinde hinter mir: „Nein, wir dulden es nicht!"

„Der Graf schaut mich an und wie ich in sein Gesicht sehe und diesen Blick aushalten muß — — zehnmal lieber stünde ich einem Bären gegenüber. Aber ich fasse mein Herz und spreche weiter:

„Wir dulden es nicht und wollen lieber unser Blut lassen, ehe wir es dulden. Nicht etwa wegen des Gesetzes. Recht hast Du, gnädigster Herr, daß das Gesetz mit dieser Sache nichts zu thun gehabt hat bisher, und daher auch nichts zu thun haben kann für die Zukunft. Mit einem und demselben Löffel soll man die Suppe zu Ende essen.

Und hier hat bisher nur das Recht gewaltet, das blutige Recht. Also auch Recht in Zukunft. Und nach diesem blutigen Rechte, Herr, hast Du nichts mit dem Mädchen zu thun . . ."

„Er schweigt noch immer und blickt wild um sich. Plötzlich tritt er an seinen Jäger heran und reißt ihm die Pistole aus dem Gürtel.

„Du wirst nicht schießen, Herr", sage ich. „Denn für mein Leben fällt das Deinige. Sieh Dir die Leute an, Herr, schieße nicht! Höre mich an, Herr! Rache und blutiges Recht war bisher in dieser Sache und so soll es bleiben. Der Graf Xaver hat das Mädchen zerstampft, wie ich diese Blume hier — ich ziehe den Fuß zurück, die Blume bleibt beschmutzt und gebrochen. Dafür hat das Mädchen ihn in den Tod gelockt — die Rechnung ist aus. Der Xaver hat dem Wassilj das Herz zerstampft und der Wassilj dem Xaver das Herz durchschossen, vielleicht ist auch diese Rechnung aus. Bedenke übrigens, daß hier der Wojtech liegt, todt und starr, und daß der Wassilj fortan leben muß, wie ein wildes Thier. Bedenke das, ich wiederhole: vielleicht ist auch diese Rechnung aus! Aber ich mische mich da nicht hinein. Wir wehren dir nicht, jage dem Wassilj nach, tödte ihn, wenn du kannst. Jedoch dies Mädchen ist gestraft genug und ihr geschieht nichts mehr, sonst — möge Gott uns Allen gnädig sein!"

„Und Gott war uns gnädig, dem Grafen und mir.

Denn als er die Piſtole auf mich anlegte und losdrückte, da verſagte der Schuß. Da er fünf Schritte entfernt von mir ſtand, ſo wäre es wohl ſonſt meine letzte Minute geweſen.

„Der Jäger fiel dem Raſenden in den Arm. „Herr Graf", rief er, „der Menſch hier entgeht Ihrer Rache nicht, aber der Mörder entflieht" . . . Das brachte den alten Agenor wieder zur Beſinnung. Er warf ſich auf ſein Roß und jagte mit den Knechten fort, dem Waſſilj nach, gegen die Berge, immer der Sonne entgegen.

„Aber wir waren noch lange, lange nicht mit ihm fertig . . .

„Wir waren noch nicht fertig mit unſerem Grafen. Dieſer Agenor war nicht der Mann, ſeine Rache fahren zu laſſen.

„In den nächſten Tagen freilich iſt nichts geſchehen, was unſere Ahnung hätte beſtätigen können. Da ritt er mit ſeinen Knechten ziellos im Lande umher, bis in die blauen Berge hinein, und ſuchte in kochender, ſtummer Wuth nach dem Waſſilj. Aber von dem war keine Spur zu gewahren. Niemand hatte den Reiter geſehen oder wollte ihn doch mindeſtens geſehen haben. Denn unſere Leute billigten nicht, was der Waſſilj gethan, aber ſeine Henker mochten ſie doch nicht werden. Und dann — im Karpathenwald einen Menſchen ſuchen! Das iſt ja, als ſuchte Jemand ein Haar in einem Heuſchober!

„Wir hatten inzwiſchen dieſe Zeit benützt, die arme Kaſia in Sicherheit zu bringen. Unſere Leute ſagten zu mir: „Du, Iwon, haſt ſie zum erſten Male gerettet, alſo thue es auch jetzt. Führe ſie fort, weit weg, und verſtecke ſie bei guten Leuten.“ Aber ich habe dieſe Aufmunterung wahrhaftig nicht gebraucht, ich hätte es auch ohnehin redlich gethan. Ich weiß ſelbſt nicht, warum mein ganzes Herz ſo für das arme, zertretene Kind war. Gewiß nicht blos aus Gerechtigkeit oder aus Mitleid, ſondern — ja, ich weiß ſelbſt nicht. Vielleicht, weil ſie ihrer Mutter ähnlich geſehen hat und weil ich zu dieſer Mutter einmal die große Liebe gehabt habe . . .“

Er hielt inne und lächelte ſonderbar, der rothe, dicke, plumpe, weißhaarige Bauer. Ich aber dachte, daß die Dichter doch wohl Recht haben, wenn ſie von der Jugendliebe ſagen, daß ſie das größte Wunder auf Erden iſt . . .

„Da habe ich ſie alſo auf meinen Wagen genommen und rechtzeitig fortgeführt über die Grenze, ins Ruſſiſche hinein. Blaß iſt ſie dagelegen auf dem Stroh und ſtumm — mir iſt es wahrhaftig nicht recht heimlich geweſen auf der Fahrt. Nur einmal ſagt ſie ganz laut: „Ich bin doch neugierig, was er mir antworten wird.“ — „Wer?“ frag' ich. — „Gott!“ — „Du willſt mit Gott hadern?“ ſage ich. „Armes Mädchen, Du biſt ſchwer genug geſtraft!“ — „Eben darum“, ſagt ſie, „nun fürchte ich mich vor gar nichts mehr. Wer das erlebt hat, was über mich gekommen

iſt, dem iſt ſelbſt die Hölle ein Kinderſpiel. Ich werde Gott fragen, warum er Solches über mich hat kommen laſſen. Ich glaube kaum, daß er darauf eine gute Antwort haben wird.“ — —

„Schon zwei Wochen darauf hat ſie dieſe Frage ſtellen können; da iſt ſie vor Gott geſtanden. In gute Pflege hatten wir ſie gegeben, aber es hatte nichts genützt; ſie war von Schmach und Unglück zerbrochen, wie der Sturm eine junge Tanne zerbricht. Und wie wir es erfuhren, da konnten wir nicht einmal recht betrübt ſein, was hätte ſie noch ſollen auf der Erde?!

„Der Graf war inzwiſchen von ſeiner vergeblichen Jagd zurückgekehrt. Um zwanzig Jahre gealtert ſah er aus, wie er ſo ſtumm und drohend ins Dorf einritt. Er erkundigte ſich nach der Kaſia. Als er hörte, wir hätten ſie geborgen, brauſte er wild auf. Ich war entſchloſſen, nicht zu verhehlen, daß ich es gethan, und die ganze Gemeinde war mit mir entſchloſſen, es mit Gewalt abzuwehren, wenn er Gewalt gegen mich brauchen wollte.

„Aber es kam nicht dazu. Vielleicht, weil er todmüde war, vielleicht weil er die Folgen fürchtete und am wahrſcheinlichſten, weil er ohnehin wohl wußte, daß ſich ſpäter und in aller Stille Gelegenheit finden werde, Rache an mir zu nehmen.

„So blieb Alles ſtill. Und zu den nächſten Pfingſten war die Wahl des Richters hier unter den Linden vor dem

Wirthshause und es fügte sich, wie vorauszusehen, daß ich gewählt wurde. Mein Vetter sprach selbst für mich und erzählte meine beiden Geschichten mit dem Bären und mit dem Grafen.

„So, Paniczu, das ist die Geschichte, wie ich Richter geworden bin. Mit dieser langen Geschichte bin ich fertig und jetzt will ich nur noch erzählen, welche Rechnung sich zwischen mir und dem Grafen angesammelt hat und wie wir sie ausgeglichen haben.

„Wenn heute ein polnischer Herr einen Haß gegen den Bauer hat, so braucht er ihn wahrhaftig nicht still hinunterzuschlucken. Und heute haben wir die «Konstitucya» und keine Robot mehr und Gott allein weiß, wie viele schöne Gesetze wir jetzt haben — ein Mensch kann es sich nicht so gut merken, vielleicht auch, weil er nicht viel davon spürt . . . Aber erst damals, vor dem «großen Jahr», da konnte sich ein Bauer, auch wenn er Richter war und ein ruhiger, kluger, gedienter Mensch, nicht rühren, wie ein Vögelchen war er in der Kralle des Adlers. Das Beste war, er muckste sich nicht, als lebte er gar nicht.

„Nun — der Graf Agenor haßte mich sehr und schwer war seine Hand auf mir, aber ich muckste mich doch, ich, Iwon Megega, und ein etwas ungeberdiges Vögelchen war ich. Freilich! es nützte wenig. Offene Gewalt brauchte er nicht, sondern nutzte nur unbarmherzig seine Macht.

„Das ging durch sechs Jahre fort und es waren

ſchwere ſechs Jahre. Täglich gab es neuen Streit und Kummer. Heute fand er heraus, daß ich ihm monatlich um zwei Robottage mehr ſchuldig ſei als bisher, morgen, daß mein Wieſengrund eigentlich ihm gehöre, übermorgen, daß mein Dach feuergefährlich ſei und abgetragen werden müßte. Ich wehrte mich immer, aber wer unterlag, war auch immer ich. Daneben ging es über die Gemeinde her, jede Woche gab ſich ein neuer Anſtoß und vor dem Kreisgericht prozeſſiren, war faſt ebenſo bitter als nachgeben. Und weil der Graf ſah, daß es ihm trotz aller Mühe nicht recht nach ſeinem Willen ging, ſo wurde er immer fürchterlicher.

„Zweierlei insbeſondere wollte er: mich zum Bettler machen und daneben mich um das Richteramt bringen. Aber, wie geſagt, es ging nicht. Aermer wurde ich freilich und ohne die Hilfe der Nachbarn wäre ich vielleicht zu Grunde gegangen, aber eben dieſe Hilfe fehlte mir nicht. Und was das Zweite betrifft, ſo ließen ſie mich gleichfalls nicht im Stiche. Und mochte ihnen der Graf noch ſo häufig ſagen: „Schickt den Iwon zum Teufel und ich bin Euch ein gütiger Herr“ — es regte ſich doch Keiner gegen mich.

„Wir duldeten ſtill. Zu keinem Gewaltſtreich haben wir uns hinreißen laſſen. Denn ſo iſt unſere Art, Herr: Dulden bis zum Aeußerſten, und dann, wenn das Maß voll iſt, d'reinſchlagen bis zum Aeußerſten. Damals duldeten wir noch.

„Aber ein Anderer war wider den Grafen aufgestanden und rächte uns grauenhaft, tausendfach, fürchterlich, aber mit dem hatten wir nichts zu thun und gaben ihm keine Hilfe. Er brauchte sie auch nicht. Denn dieser Eine war, abgesehen von der Bande, welche ihm blindlings gehorchte, schon allein so fürchterlich wie fünfzig Männer. Das war Wassilj Konewka, der «wilde Wassilj», der jetzt freilich anders hieß: der «große Hajdamak».

„Diesen Beinamen hatte sich der fürchterliche Mensch ehrlich verdient und wer ihn gekannt hat, den wundert es nicht, daß noch heute, fast dreißig Jahre nach seinem Tode, die Lieder von ihm berichten und die Mütter in Podolien mit seinem Namen ihre Kinder schrecken. Wie er einst war, habe ich erzählt, aber wie er nun wurde, ist kaum zu sagen. Ueberaus blutgierig, überaus fürchterlich und doch nicht ohne Edelmuth. Es gab vor ihm viele Räuber im Karpathenwald und noch heute hausen ihrer genug zwischen Galizien und Ungarn, aber ein so gewaltiger Mensch hat sich dort nicht wieder erhoben. Gegen ihn war auch der andere große Hajdamak, der Fedko von Wolowce, ein harmloses Kind. Wie ein König hauste er in den Bergen, das ganze Pokutien war ihm unterthan und er war der wirkliche Herr dort, nur dem Namen nach war es der kaiserliche Kreishauptmann in Kolomea. So oft es dem Wassilj gefiel — und das gefiel ihm recht oft — bot er die Bande auf und sie brachen hinein in die Ebene

und raubten und plünderten bis an die ruſſiſche Grenze. Nur wer ſich widerſetzte, ward zuſammengehauen, ſonſt ſchonte er im Allgemeinen das Menſchenleben, ſo viel er konnte. Wo er Widerſtand fand, war überhaupt nicht mit ihm zu ſpaßen. Da ſchickten ſie einmal von Putilla her einen Zug Infanterie mit einem Lieutenant in die Berge, um den Hajdamaken zu fangen oder doch mindeſtens in den tiefen Urwald zurückzuſchrecken. Aber denen warf er ſich mit ſeinen Leuten entgegen, und was nicht erſchoſſen ward, ſtürzte kopfüber in den Czeresmosz oder ward von den Felsſtücken zerquetſcht. Nur Wenige blieben leben: darunter der Lieutenant. Die ließ er nackt ausziehen und jedem auf jenen Körpertheil, auf welchen man ſonſt keine Inſchrift anzubringen pflegt, mit Wagenpech einen Galgen malen. So trieb er ſie in die Ebene zurück*).

„Das ſtachelte natürlich die Gerichte und die Soldaten, und ſie boten Alles auf, ihn zu fangen. Aber das ging nicht ſo leicht, wie es ſich die Herren in der Kreisſtadt am Tiſche ausgerechnet hatten. Wo ihn die Soldaten ſuchten, da war er nicht zu finden, und wo ſie nichts von ihm träumten, da knallten plötzlich ſeine Büchſen aus dem Hinterhalt. Und ſo mußte man ſich endlich darauf beſchränken, die Ebene vor ihm zu ſchützen.

*) Hiſtoriſch. In dieſer Skizze iſt überhaupt nichts erfunden, ſelbſt das kleinſte Detail iſt der Wahrheit und Wirklichkeit nachgeſchrieben.

„Das ging schon besser, weil man hier die raschen Husaren verwenden konnte, aber ganz gut ging es auch nicht. Wie ein Blitz war er mitten in der Nacht da, es war räthselhaft, wie er gekommen, und übte sein Werk, und als endlich die Husaren aus der nächsten Kreisstadt herbeigesprengt kamen, — hei! wo war dann schon der Räuber! Vielleicht just mitten in jenem Städtchen, woher die Husaren kamen und welches sie schützen sollten — auch dieser Fall ist mehr als einmal dagewesen.

„Da sahen die Schreiber des Kaisers, daß hier mit Gewalt wenig zu verrichten sei und versuchten es mit Geld. Tausend Gulden versprachen sie Jenem, der ihnen den Räuber einliefern würde oder mindestens seinen Kopf. Und wenn dies ein Mitschuldiger thue, so sollte er straffrei sein. Aber auch das nützte nichts. Die Bande hing an Wassilj wie an einem Gott; wenn er ihnen befohlen hätte, sich selbst den Bauch aufzuschlitzen, sie hätten es vielleicht auch gethan. Und auch unter uns Bauern mochte keiner zum Verräther an ihm werden. Wir thaten nichts für ihn und nichts gegen ihn. Denn er war ein Frevler und darum war seine Sache nicht die unsrige. Aber er war ein Ruthene und rächte uns an den Polen, und darum waren wir nicht gegen ihn.

„Nur den Polen galt sein Haß, nur gegen die Polen richtete sich seine Frevelthat. Wenigstens im Anfang war es so. Auch in der Folge hat er nie einen Ruthenen be-

raubt, mochte er nun reich oder arm sein, und nie einen armen Juden. Aber auf die reichen Juden und auf die kaiserlichen Schreiber warf er sich später, als die Verfolgung gegen ihn immer größer wurde. Da wurde er überhaupt immer härter.

„Aber gegen keinen Menschen hat er so gewüthet, wie gegen unseren Grafen.

„Ich könnte zehn Stunden forterzählen und erzählte doch nicht aus, wie vielen Schaden er ihm zugefügt und wie viele tolle oder fürchterliche Streiche er ihm gespielt. Sein Leben hat er geschont, obwohl er mehrere Male in seiner Hand war, — warum? haben wir erst später erfahren. Aber gegen des Grafen Eigenthum wüthete er, und wenn es mit mir abwärts ging, so hatte ich doch wenigstens den Trost, zu sehen, daß auch mein Dränger nicht auf Rosen gebettet war und täglich mehr verarmte.

„Und mit welchem Hohn führte der Räuber seine Streiche gegen ihn! Da hatte z. B. der Graf aus England eine große Dreschmaschine kommen lassen. Bald, nachdem sie angelangt war, machte der «große Hajdamak» dem Meierhofe, wo sie verwahrt wurde, seinen Besuch. Aber er ließ nur einige Ochsen wegtreiben, der Maschine that er nichts. Einige Wochen darauf begann die Erntezeit und die Maschine erwies sich sehr nützlich. Schnell vermiethete der Graf, welcher sehr sparsam war, uns und unsere Robotleistung an einen Nachbar — er hatte ja seine Maschine. Aber drei Tage darauf loderte sie in

Flammen auf. Und am nächsten Morgen überschickte Wassilj einen höflichen Brief an den Grafen. Er hatte nämlich einen gewissen Jan Studownitzki in seiner Bande, einen verdorbenen Studenten vom Czernowitzer Gymnasium, der war sein Privatsekretär. In dem Briefe also stand: «Es hat nur gewartet werden müssen, bis sich der gnädigste Herr Graf überzeugt, daß die Maschine wirklich vortrefflich ist.» Und nun hatte Agenor auch noch den Schaden, daß ihm seine Ernte halb verfaulte, seine eigenen Arbeitskräfte hatte er ja vermiethet!

„Das war so ein Streich aus Hunderten. Es war eine böse Zeit. Der Graf gegen uns und Wassilj gegen den Grafen — es war eine Zeit, daß man jeden Abend beten mußte: «Herr Gott, ich danke Dir, daß ich noch lebe und für morgen Brod habe." Bis übermorgen hat wirklich Niemand zu denken gewagt.

„Da sollte die böse Zeit unerhört und unerwartet enden und wir erlebten Alle unsere Abrechnung.

„Sechs Jahre waren verflossen, seit ich Richter geworden, und man schrieb das Jahr 1846, da begann ein seltsames Gerücht durch die Welt zu gehen. Schon gleich hinter Neujahr her und dann immer stärker, je mächtiger der Tag wurde. Es hieß, die Polen wollten einen großen Aufstand machen, das klang zwar fast unglaublich, denn es standen ja Soldaten im Lande und die polnischen Herren konnten wissen, daß wir dem Kaiser treu waren.

Aber dieſe Menſchen ſind leichtſinnig wie die Kinder. — wenn ſie auch nur ſo gut wären wie die Kinder! Alſo — es war doch wahr, von Krakau hörte man es, auch von Lemberg her und bald konnten wir mit eigenen Augen gewahren, daß etwas im Zuge war. Die polniſchen Herren beſuchten ſich gegenſeitig ſehr fleißig, das war ein ewiges Hin- und Herfahren und Berathen und bald konnten wir eine Menge neuer Geſichter ſehen: blutjunge Herrchen aus dem Städtchen, die plötzlich dringende Geſchäfte im Dorfe hatten. Da ſagte mir mein Vater: „Iwon, du biſt Richter und haſt dem Kaiſer gedient. Sieh zu, daß wir unſere Pflicht thun.“ Denn jetzt, wo ich Richter war, da befahl mir mein Vater nicht mehr, ſondern gehorſamte mir, wie jeder Andere in der Gemeinde. Und da berufe ich die Verſammlung der Männer hier unter die Linde und ſage: Dingelt Eure Senſen ſcharf und gerade. Denn man kann nicht wiſſen, was kommt. Im Uebrigen wollen wir Wache halten auf der Straße und Jeden fragen, wozu er im Lande herumfährt und ob er einen Paß dazu hat. Das ordne ich aus eigener Macht an. Im Uebrigen will ich morgen zur Stadt fahren und des Kaiſers Schreiber befragen.

„So that ich auch am nächſten Tage. Es war dies aber eine ganz feige Memme, dieſer kaiſerliche Schreiber in Barnow. Er hat vor mir geweint und die Hände gerungen: „Ein Aufſtand — ich bin ein Mann in den

besten Jahren — wie Schade, wenn ich ums Leben käme. Ich will fort. Es ist auch der Kassen wegen . . . Und wenn die Polen kommen, in Gottes Namen, ergebt Euch ihnen, aber nur kein Blutvergießen!" Und dabei hat er fortwährend gezittert, wie der Aal in den ukrainischen Sümpfen.

„Da kehre ich heim und denke mir: Wenn du eine schuftige Memme bist, so ist es doch nicht nothwendig, daß dies Jeder ist. Ich bin ein Mann, ich will meinem Kaiser die Treue halten. Meinen Bauern aber sage ich nichts von dieser Unterredung. Und wir fahren fort, auf der Hut zu sein und die Straße zu bewachen.

„Am nächsten Sonntag begibt sich etwas Seltsames. Wir sind vor der Schenke versammelt. Da kommt ein Trupp Reiter vom Schlosse, voran der Graf, Alle bewaffnet. Wir treten enger zusammen und heben die Sensen; wer eine Büchse hat, ladet sie. Aber es kommt anders, als wir erwartet. Mit freundlichem Angesicht reitet der Graf auf uns zu: „Ihr Bauern! Es ist Zeit, daß Ihr Eure rechten Freunde erkennet. Es kommt eine neue Regierung ins Land. Ihr erstes Gesetz wird sein, den Bauer frei zu machen. Darum schließet Euch uns an und rufet mit uns: «Es lebe die Republik!»"

„Da trete ich vor und sage: „Wir sind gar nicht in der Laune, dergleichen zu rufen, sondern vielmehr sind wir in der Laune, Dir, gnädigster Herr Graf, und den übrigen

verdammten Hochverräthern den Schädel einzuschlagen. Sofern Ihr Euch nicht augenblicklich hinweghebt, werdet Ihr Euer Wunder erleben, fort mit Euch!"

„Da sprengten sie fluchend davon und einige Tage war es still von ihnen.

„Dann geht ein neues Gerücht durch das Land; bei Krakau ist wirklich der Aufstand ausgebrochen, und die polnischen Bauern haben sich für den Kaiser erhoben und schlagen ihre Herren todt, sogar mehr, als nothwendig ist. Und da heißt es sogar, wir sollen hinauf, über Lemberg hinaus, als Landsturm, um dem Morden Einhalt zu thun. Das will uns aber nicht recht in den Kopf, daß wir die Polen schützen sollen und ich gehe wieder zum Schreiber in Barnow und frage ihn, was daran wahr ist. Der ist jetzt ein Held, geht einher wie ein Pfau. „Wir haben die Polen besiegt", sagte er. „Ich danke Euch, daß Ihr den Polen Widerstand geleistet, wie ich Euch damals beschworen habe. Das hat diesen Rebellen Respekt eingeflößt, besonders daß ich auf meinem Posten geblieben bin: wie ein Held habe ich dem Tode ins Antlitz gesehen." Dann meinte er, der Landsturm werde nicht aufgeboten werden, denn es schade nichts, daß man die Polen ein Bischen todtschlage, aber wir sollten das vermeiden, wenn wir könnten. „Natürlich!" sage ich, „wir sind keine Mörder, und so lange unser Graf ruhig bleibt, soll ihm kein Haar gekrümmt werden. Darauf gebe ich mein Wort."

„Wie ich dies Wort gab, da ahnte ich nicht, daß ich es noch am selben Tage würde halten müssen. Wie ich heimkehre, sehe ich hier unter der Linde etwas Unerhörtes. Der Graf und zwei Adelige, seine Gäste, geknebelt und an die Bäume gebunden, schon halbtodt vor Todesangst. Und vor ihnen der «große Hajdamak» und seine Bande, und seitab unsere Männer. „Gut, daß Du kommst", ruft mir der wilde Wassilj entgegen, „auf Dich habe ich gewartet, um mit Dir zusammen diese Elenden zu richten. Das ist der Tag, wo wir den Polen heimzahlen können, was sie uns gethan". Aber da trete ich vor und sage: „Mit Dir zusammen richte ich nicht. Ich bin ein ehrlicher Mann, der nur für sein Recht kämpft, Du aber bist ein Räuber. Hebe Dich hinweg, Wassilj, an Deinen Händen klebt Blut. Lasse diese Männer hier frei — ich rathe es Dir in Gutem. Thust Du es nicht, dann muß ich die Gemeinde gegen Dich aufbieten und wir müssen gegen Dich streiten, so schwer es uns fiele. Und das ist meine Ueberzeugung, so wahr mir Gott helfe."

„Der Wassilj bleibt stehen wie erstarrt und wird blaß wie der Tod, seine Hand zuckt nach seinem Gewehre, um auf mich anzulegen, dann aber läßt er die Hand sinken und greift sich ans Herz und lacht fürchterlich auf. Und dann winkt er seinen Leuten und zieht ab.

„Ich lasse den Grafen losbinden, und wie er mir danken will, entgegne ich: „Laß es gut sein, Graf! Nicht

Deinetwillen habe ich es gethan, ſonſt müßte ich mich ſchämen. Aber um Gottes und des Rechtes Willen habe ich es gethan."

„In derſelben Nacht hat ſich der «große Hajdamak» ſelbſt erſchoſſen. Und Folgendes hatte er ſeinen Schreiber aufzeichnen laſſen, ehe er in den Tod ging: «Um meines Volkes willen bin ich ein Frevler geworden und mein Volk hat mich verſtoßen. Darum mag ich nicht länger leben."

„Es hat mir bitter Leid gethan um dieſen Menſchen, wie ich es gehört habe, und ſchwer war mir mein ganzes Leben hindurch der Gedanke, daß ihm mein Wort den Tod gebracht. Aber ich habe nicht anders gekonnt.

„So, Herr, das iſt die Geſchichte; wie der «wilde Waſſilj» geendet und wie ich mit dem Grafen Agenor meine Rechnung abgeſchloſſen."

Hier ſchließt mein Bericht von meinem Freunde Iwon Megega. . . .

Nikolaj Pawloff.

Im Volksmunde der Großruſſen lebt ein ſeltſames Märchen; es iſt nicht ſlaviſcher, ſondern orientaliſcher Färbung, und ſo mögen es vielleicht die Mongolen aus der Wüſte des Hochlandes mitgebracht haben in die Steppen der Niederung. In dieſen Steppen, erzählt das Märchen, hebt irgendwo — wer weiß, wo?! — eine Wunderblume ihre zarte Blüthe, ewig grün, unſterblich, allen Geſetzen des Wachſens und Welkens entrückt. So lange es auf Erden blüht und ſproßt, kann man ſie nicht gewahren, denn das Riedgras und die Steppenblume heben ihre Häupter höher und decken das zarte Kräutlein dem Blick. Aber wer zu trauriger Herbſtzeit über die kahle Steppe geht, kann die ewig grüne Blume ſehen, und dann weiſt ihm ſchon von ferne der Duft, daß es die Wunderblume iſt, die er gefunden. Eigenartig iſt dieſer Duft und unſäglich ſüß und herrlich; es gibt kein Aehnliches auf Erden, geſchweige denn ein Gleiches. Und wer ihn eingeſaugt, dem iſt die ganze Welt verwandelt. Er verſteht Alles, Alles; was ſtumm iſt, redet zu ihm, und was Sprache hat, kann ihm nicht lügen. Aus dem Schall

heuchlerischen Wortes liest er die tiefgeheimsten Gedanken, und Thier und Baum und Fels reden ihm in verständigen Zungen, und er hört das Lied, welches Nachts die Sterne singen, indeß sie kreisen. Traurig ist Jeder geworden, der diesen Duft getrunken, traurig ist Jeder darüber geworden, denn — sagen die armen Leute in der großen Ebene — es ist kein fröhlich Lied, welches das All durchbebt .... Und nur Wenige, sagen sie, sind wahrhaft weise geworden, da sie dies Lied verstanden, und mild und erbarmend; die Meisten wurden grausam, hart, thöricht. Glücklich aber ist nie Einer geworden, der die Wunderblume gefunden. Und dennoch wandern, wenn es Herbst geworden, Viele hinaus und suchen nach ihr und suchen....

Nur die thörichten Leute im Osten?! Ach nein! Alle, welche «der Schmerz der Creatur» anfaßt und zu Boden schmettert, wir Alle, soweit sich die Himmel über uns wölben, entgötterte Himmel! Im Frühling freilich zieht Keiner aus, die Wunderblume zu suchen; so lange uns die Erde im Blüthenschmucke lächelt, bedürfen wir ihrer nicht: die Freude und die Hoffnung heben ihre Häupter zu hoch, als daß wir sie gewahren könnten. Aber wenn diese holden, vergänglichen Blüthen gemäht oder gewelkt dahingesunken, dann haben Unzählige die Wunderblume gefunden. Die Welt war ihnen verwandelt; kein herrliches, vortreffliches Werk, sondern so voll Fehl und Makel, daß sie, um ein Atom schlechter, gar nicht mehr bestehen

könnte; das Leben ein wüster Kampf, in welchem das Stärkere siegt, gleichviel, ob es das Bessere oder Schlechtere; der Mensch ein leidbeladener Kämpfer, welchen der Instinct zwingt, erbarmungslos weiter zu hasten. Treten oder getreten werden — es ist kein fröhlich Lied, welches das All durchbebt. ... Und Unzählige haben es verstanden, Unzählige! Denn es ist eine Lüge, daß der Pessimismus eine Krankheit ist oder gar eine Mode, welche der Einfluß einzelner machtvoller Persönlichkeiten, wie des Philosophen von Frankfurt, zu erwecken vermag. Der Pessimismus ist eine überaus gewaltige und ehern begründete Weltanschauung, welcher der denkende Mensch nicht zu entrinnen vermag, soferne er sich nicht aus der Tiefe des Gemüths sein Rüstzeug holt; nur der unbegründete Optimismus im Herzen vermag den begründeten Pessimismus im Hirne zu schlagen. Aber wie Viele sind's, denen dies in Wahrheit gelingt? Glückliche freilich schafft der Pessimismus nicht, und dennoch treibt es so Viele, den Duft dieser Lehre zu trinken. Freilich, es muß Herbst geworden sein. ...

Herbst, tiefer Herbst! Und nirgendwo herbstet es früher und gründlicher, auf der Haide und in den Herzen, als in der Heimat jenes Märchens. Vielleicht wird es da sogar nie echter, rechter Frühling, wo die Veilchen blühen und zarte, lichte Lieder und gottdurchflammte Oden! Wie die Glocke des Himmels, welche über jener ungeheuren Ebene aufsteht, selbst an den schönsten Tagen nicht in

reiner Bläue strahlt, sondern allimmer von leichtem grauen Dunste umflossen ist, so liegt auf jener Volksseele ein räthselhafter, rührender, untilgbarer Hauch der Schwermuth. Der Pessimismus wächst in Rußland wild wie die Steppenblume. Darum umschatten die Lieder dieses Volkes das Herz, aber die Sprüche dieses Volkes sind harte, erbarmungslose Wahrheit und machen das Hirn klar. Die arme Seele, welche in dichterischem Worte noch schmerzlich nach Erlösung stammelt, erhebt sich im Sprichwort zur höchsten Weisheit dieser Erde: «Sustine et abstine!» ... „Denken Sie nur", sagte mir einst in Kiew eine deutsche Frau ganz verblüfft, „unser alter Diener, der Fedko, ist ein Schopenhauerianer." Das war er nun freilich nicht, aber eine verwandte Weltanschauung quoll ihm aus den Instincten seiner Race, und sein Lieblingswort war: „Wenn ich dieses Haus so in Ordnung halten würde, wie Gott die Erde, dann verdiente ich dreimal täglich die Knute!"

Mit kaum größerem Rechte, als jene treffliche Frau von ihrem alten Fedko, behauptet heutzutage die westliche Welt von den russischen Poeten — und sogar die Literar-Historie behauptet es vielfach — sie seien insgesammt Jünger des «Brahma unserer Zeit» und leisteten ihm in ihrem Schaffen getreuliche Heerfolge. Das ist eine crasse Unrichtigkeit, welche nur durch zwei Momente erklärlich wird: durch die geringe Kenntniß jener Literatur und

durch den Mangel an philoſophiſcher Bildung, welcher freilich nachgerade ein trauriges Kriterium unſerer Zeit wird. Wer im Gedankenkreiſe Schopenhauer's ſteht, iſt Peſſimiſt; aber nicht jeder Peſſimiſt ſteht in dieſem Gedankenkreiſe; unter den ruſſiſchen Poeten ſogar ſehr wenige — freilich auch juſt die beſten und edelſten: Iwan Turgenjeff und Nikolaj Pawloff.

Es lohnt ſich vielleicht, eine Andeutung darüber zu geben, freilich leider nur eine flüchtige. Peſſimiſten ſind die modernen Dichter Rußlands insgeſammt, weil ſie in engſter Verbindung mit ihrem Volksthum und aus dieſem heraus ſchaffen. Die «Claſſiker» Rußlands, nüchterne, ſteifleinene Geſellen, welche mit griechiſchen und römiſchen Namen erſchrecklichen Mißbrauch trieben und in die heitere antike Welt mit ſtumpfen Mongolen-Augen hineinglotzten — ſie freilich waren Optimiſten und ihre Schäfer ſchier ſo glückſelig, wie die Lämmlein, welche ſie weideten. Und den großen Romantikern Puſchkin und Lermontoff war der Peſſimismus vielleicht nur eine geniale Laune, nicht zum geringſten Theil durch den Einfluß Byron's hervorgerufen. Aber ſeit das Kunſtprincip des Realismus in Rußland geſiegt, iſt damit auch der Sieg der peſſimiſtiſchen Weltanſchauung entſchieden. Seit die Dichter dort im Allgemeinen die Wahrheit ſagen, haben ſie es auch im Speciellen aufgegeben, die Erde als ein Eden zu malen. Seit die Dichter ſich dem warmen quellenden Leben ihres Volkes

zuwenden, vermögen sie sich auch den Instincten, der angebornen Weltanschauung desselben nicht zu entziehen.

So sind sie denn insgesammt Realisten, was ihr ästhetisches, Pessimisten, was ihr philosophisches Glaubensbekenntniß betrifft. Insgesammt! — aber gleichwol sind sie durch unermeßliche Schranken geschieden, nicht etwa blos durch Tiefe und Breite individueller Begabung. Denn es kommt nicht allein darauf an, daß man die Wahrheit sagt, sondern auch, wie man sie sagt und zu welchem Zwecke. Es kommt nicht allein darauf an, daß man das Leben in wahrem Lichte sieht und alles Weh erkennt, das auf dem Menschensohne lastet, sondern auch, welche Resultate man daraus zieht.... „Nur Wenige", erzählt das Märchen, „sind weise geworden, da sie den Duft der Wunderblume getrunken, und mild und erbarmend; die Meisten wurden grausam, hart, thöricht." Unter den Erzählern Rußlands lassen sich zwei Gruppen unterscheiden, von welchen die eine durch ihre Zahl imponirt, die andere durch ihr Talent. Letztere formirt sich aus den Jüngern Schopenhauer's, erstere aus den Nihilisten.

„Die Meisten wurden grausam, hart, thöricht." Sie ist wahrlich nicht herzerquickend, die Lectüre dieser modernen Russen. Glänzende Begabung läßt sich vielen nicht absprechen, aber wie wird sie angewendet! Mit wahnwitziger Gier wühlen diese Fanatiker der Verzweiflung in den ekelsten Schwären, in den häßlichsten Wunden, aus denen

Menschenthum blutet, und von dem kümmerlichen Licht, welches dies Leben durchstrahlt, wenden sie sich grundsätzlich ab. Und mit welch eklem Behagen, mit welch brünstigem Cynismus wird all das Gräßliche und Häßliche ausgemalt! Die Lehre aber, welche diese fürchterlichen Prediger verkünden, die Lehre lautet: „Da Alles erbärmlich ist, warum nicht auch du? Unrecht leiden ist die größte Thorheit, Unrecht thun, sofern es nützt, größte Weisheit. Und da diese Erde Alles ist, worauf du hoffen kannst, wolan! betäube dich und genieße, genieße, genieße!" Klug ist, wer erbarmungslos und eigennützig ist, und die Nützlichkeit ist die einzige Richtschnur des Handelns. Das wird immer wieder an gräßlichen Beispielen ausgeführt, und fast harmlos klingt es im Vergleich dazu, wenn wir z. B. in einer dieser Novellen lesen, was der sterbende Vater seinem Sohne sagt: „Lieber Junge! Ich rathe dir, im Allgemeinen tugendhaft zu sein, weil die Tugend weit weniger Geld kostet, als das Laster. Was die Mägde betrifft, so verführe nie eine, die in deinem Hause dient, sondern lieber jene des Nachbars; es ist wegen des nöthigen Respects und" — hier starb er....

Wie diese hochbegabten Männer zu so trauriger Ausnützung ihres Talentes kommen, ist meist unschwer zu errathen. Aus dem niedrigen Volke hervorgegangen, haben sie — gewöhnlich in Seminarien — eine dürftige Bildung genossen und sind hier gleichzeitig von jener sonderbaren,

wahnwitzigen, ultraradikalen Strömung ergriffen worden, welche jene Bildungsanstalten durch tausend geheime Canäle durchfluthet. Da stirbt ihnen nicht blos der Gott, welcher im Himmel thront, sondern leider auch jener, welcher in des Menschen Brust spricht. Da verlieren sie das Behagen an stetiger Arbeit und stürmen wild ins Leben hinaus und fordern ihr Theil von Glück und Genuß. Es bleibt ihnen versagt. So kommt zu jener schwermüthigen Stimmung, welche ihnen von vornherein als echten Söhnen ihres Volkes innewohnt, noch ein persönliches Motiv zu maßloser Verbitterung. Dazu die Halbbildung, dies bitterböseste Ding, welches tausendfach mehr Unheil auf Erden angestiftet, als die Unbildung. Da lesen sie Moleschott und Büchner oder Schopenhauer und Hartmann und fassen nur so einige Brocken auf, die ihnen in den Kram passen — das Uebrige verstehen sie gar nicht oder schief. So werden sie Nihilisten und wüste Lumpe dazu. So sind sie trotz ihrer reichen Gaben und Gnaden nichts weiter als ekle Spott-Teufel, welche grinsend den armen Lazarus, die Menschheit, umstehen, ihm alle seine Wunden vorhalten und alle seine Seufzer durch schrilles Hohngelächter übertönen!

Wie anders jene Wenigen, die Weisen, Milden, Erbarmenden! Auch sie erkennen, wie dunkel diese Erde ist, und alles Weh der Creatur geht ihnen doppelt schneidend durch das weiche Dichterherz. Auch sie wissen, daß

der Dichter nicht lügen darf in einer Zeit, deren ethisches Kriterium das Ringen nach Wahrheit ist, daß zudem auch die Lüge schlecht gelingt: so groß ist der Jammer, daß alles Gold des reichsten Dichterherzens ihn nicht zu vergolden, höchstens zu beflittern vermag. Selbst die schönsten Werke des optimistischen Idealismus sind nur hohle Flitter auf dem Trauergewande der Menschheit. Das wissen jene edlen, großen Erzähler Rußlands und handeln danach; auch sie sind Pessimisten, sind Realisten. Aber sie wissen auch, daß es jedes Dichters Beruf ist, die Menschheit zu trösten und zu erheben. Wie der Mann aus Samara neigen sie sich erbarmungsvoll über das Lager des Lazarus und vereinen ihre Klagen mit den seinen. Auch sie schweigen nicht von seinen Wunden, aber mit tiefstem, schonungsvollem Mitleid sprechen sie davon: es sind ja ihre eigenen! Freilich — zu heilen vermögen sie diese Wunden nicht; sie können die Noth und den Kampf nicht aus dem Leben hinwegschaffen, und auf die ewige Frage: „Warum leiden wir?“ wissen auch sie keine tröstliche Antwort. Aber sie werden nicht müde, in dies qualvolle Hasten und Ringen hineinzurufen: „Friede dem Menschensohne! Die ihr Alle beladen seid, habt Mitleid mit einander, wüthet nicht gegen einander!“ Und während jene falschen Propheten den Genuß als Glück preisen, mahnen diese Dichter im Geiste ihres großen Meisters: „Nur wer sich selbst befreit, ist erlöst! Und nur wer entsagt, ist

glücklich!“ Aus der qualvollen Sanſara geleiten ſie uns zur Nirvana; auf Erden leidet nicht mehr, der „über Heil und Unheil ſchwebt, gleichgeſtimmt für Tod und Leben.“

So Iwan Turgenjeff, ſo Nikolaj Pawloff.

Der Erſte in Deutſchland gekannt und gewürdigt, wie wenige Dichter der Weltliteratur. Und mit vollem Recht! Denn er iſt auf ſeinem Gebiete, der Novelle, ein Genie. Vielleicht hätte dieſer begnadete Menſch durch ſein Schaffen auch die ſchwankende Kunſtform des Romans für lange Zeit feſtgeſtellt, wäre ihm nicht von allen herrlichen Gaben Eine, freilich eben nur dieſe Eine, verſagt geblieben: er componirt nicht ſpannend. In der Novelle macht ſich dieſer Mangel kaum fühlbar, und ſo hat Turgenjeff in dieſem Genre abſolut das Höchſte geleiſtet. Es gibt derzeit keinen Novelliſten, der ihm ebenbürtig wäre. Auch Paul Heyſe und Gottfried Keller nicht. Ebenſowenig ſein Volksgenoſſe Nikolaj Pawloff. Pawloff iſt kein Genie wie Turgenjeff, er iſt nur ein Talent, aber eines der reichſten und intereſſanteſten, denen man begegnen kann. Wer ihn kennen lernt, wird anfangs faſt erdrückt von dem Eindruck dieſer überaus machtvollen, überaus originellen Individualität. Auch ſpäter wird Jedem wol der Eindruck feſtſtehen, daß er hier einen Dichter kennen gelernt, welcher ganz einſam ſteht: in der Technik wie im Weſen. Pawloff ähnelt Niemandem, gar keinem anderen Erzähler, weder der ruſſiſchen, noch der anderen Literaturen. Das macht

die Aufgabe, ihn zu charakterisiren, überaus verlockend, aber auch überaus schwer. Hiezu kommt, daß ich bei dem deutschen Publikum die Kenntniß seiner Werke nicht voraussetzen darf. Pawloff ist in Deutschland so gut wie unbekannt. Nur Weniges ist übersetzt, und nicht einmal das Beste. Das Wenige ist vor dreißig Jahren erschienen und spurlos verschollen. Ich selbst bin durch einen Zufall auf ihn hingeführt worden, durch die Bekanntschaft mit einer Frau, die ihn einst geliebt. Seit mir so die Kenntniß zuerst des Menschen, dann des Dichters vermittelt worden, stand mir der Entschluß fest, den ich nun hier ausführe. Ich habe lange damit gezögert; ich wollte mehr von seinen Werken kennen lernen und mehr von seinen äußeren Schicksalen. Es ist mir leider nicht geglückt. Vielleicht hat er auch wirklich nicht mehr geschrieben, als die zwei Bändchen Novellen, die ich von ihm kenne.

Das Wenige, was ich von seinem Leben weiß, bestärkt mich in dieser Vermuthung. Er ist im Anfange dieses Jahrhunderts zu Moskau geboren. Jäh verarmt und früh vereinsamt, arbeitete er sich durch eigene Kraft empor und heirathete noch als Student. Ein Jahr darauf war er Witwer. Den Schmerz zu verwinden, warf er sich in tollstes wildestes Leben. Das dauerte zehn Jahre, und während dieser Zeit schrieb er keine Zeile. Dann endlich erschienen seine drei ersten Novellen und machten ihn berühmt. Er machte eine glänzende soziale Carrière, ging

eine zweite, glückliche Ehe ein und ward ein Liebling der Moskauer Gesellschaft. Das war für den Menschen angenehm, für den Dichter verhängnißvoll. „Wer einmal", bemerkt ein genauer Kenner russischer Verhältnisse, „in den abmattenden Dunst unseres bequemen, lässigen Wohllebens hineingerathen ist und in jene russische Gastlichkeit, die der poetische Gegensatz des deutschen Spießbürgerthums ist, der kommt gewiß nicht so leicht zu einem anhaltenden Thun, das Stille und Abgeschiedenheit verlangt." Auch Pawloff vermochte es nicht und schrieb in der Folge nichts weiter als drei weitere Novellen, schwächer als die ersten. Er war und blieb ein eleganter, imponirender Mann, von den Frauen abgöttisch verehrt. Wie er ihnen als Dichter die Liebe vergolten, welche sie dem Menschen erwiesen, davon später. Ueber seine äußere Erscheinung erzählte Wilhelm Wolffohn: „Ein Doppeleindruck von Jugend und Alter, wie er mir noch gar nicht vorgekommen! Etwas in der Art jener nordischen Dämmerung, von der man nicht weiß, ob sie noch dem Abend oder schon dem Morgen angehört. Ich konnte nicht unterscheiden, war es eine späte Jugend oder ein frühes Alter, was dies getheilte, zweifelhafte Licht auf das ganze Wesen des Mannes warf und dieses Widerspiel seiner Geberdung hervorrief, in der eine fast ceremonielle Säuberlichkeit mit einfacher Würde und eine unbewachte Lebhaftigkeit mit verständiger, selbst künstelnder Berechnung wechselte . . . Lange vor der natur-

gesetzlichen Zeit trat sein Geist unter die Waffen, und darum ist es vielleicht geschehen, daß er jetzt bei voller Streitkräftigkeit schon als ausgedienter Krieger im Invalidenhause des Indifferentismus sitzt." Diese Worte sind anfangs der Vierziger-Jahre geschrieben. In jenem «Invalidenhause» scheint Pawloff richtig sitzen geblieben zu sein. Wann Pawloff gestorben, weiß ich nicht, habe es auch aus Büchern nicht ersehen können. Vielleicht lebt er noch.

Man sieht, auch der Mensch Pawloff war eigenartig. Aber noch weit mehr ist es der Dichter.

Was zunächst seine Weltanschauung betrifft, so würde die Behauptung, er bewege sich im Gedankenkreise Schopenhauer's, kein auch nur annäherndes Bild davon geben. Im Ganzen und Großen predigt Pawloff als Dichter dasselbe, was Schopenhauer als Philosoph predigt. Aber es ist minder das Verhältniß des Jüngers zum Meister, als ein Nebeneinander. Was für Schopenhauer die Veden waren, waren für Pawloff vielleicht jene düsteren Lieder seines Volkes, die wie Seufzer über die Steppe tönen. Auch für ihn ist die Welt eine täuschende Fata morgana und Entsagung die einzige Quelle jeglichen Erdenglücks. Freilich ist der Dichter nicht so consequent wie der Philosoph: so scheint er an eine Art beschränkter Willensfreiheit zu glauben. Vielleicht brauchte er diese Annahme, um überhaupt noch dichterisch gestalten zu können. Dies ist ja ein vielverbreiteter Irrthum!

Turgenjeff ist davon frei. Er steht überhaupt auf freierer Höhe als Pawloff. Was für Goethe Spinoza war, war Schopenhauer für Turgenjeff; auch dieser Russe ist ein Olympier, wie der Zeus von Weimar. Von subjectiver Leidenschaftlichkeit des Mitleids, von einem heftigen Groll gegen das Geschick ist bei ihm keine Spur. Er für seinen Theil hat allen Schmerz der Welt überwunden. Anders Pawloff. Er klagt und klagt an. Das kann man bei vielen Poeten lesen, aber bei keinem klingt es so herzerschütternd, als bei ihm. Das wird durch seine Manier bewirkt. Kalt, ruhig, höchst objectiv, mit unsäglicher Eleganz beginnt er zu erzählen. Und je stürmischer und leidvoller der Inhalt wird, desto kälter und ruhiger wird die Darstellung. Da — urplötzlich, jäh, schrill, bricht ein Ruf tiefsten Mitleides aus des Dichters Brust, ein Verzweiflungsruf, eine schmerzliche Frage — das sind keine kunstvollen Farben mehr, mit denen er malt, das ist rothes, quellendes Herzblut. Aber nur wenige Zeilen — und wieder tritt der kalte, elegante Erzähler vor uns hin und fährt unbewegt fort. Wenn dies nur ein Effectstückchen, so ist es jedenfalls das gewagteste und geschickteste, welches je ein Dichter ins Werk gesetzt. Dem Eindruck läßt sich kaum entrinnen. Aber ich denke, es ist keine unkünstlerische Speculation, der wir uns da gefangen geben, sondern in der That ein Ausbruch tiefinnerstes Wesens. Auch der Mensch Pawloff hatte einen ähnlichen Zug. „Da stand

er vor mir", erzählte mir jene Frau, „und sprach mir heiter, sogar etwas nachlässig, von seiner ersten Gattin, von seinem jungen Glück, so, wie man etwa mit leiser Skepsis eine naive Idylle berichtet. Dann sagte er noch: „Sie starb zwei Monate darauf", und sein Antlitz war todtenbleich, zwei jähe Thränen stürzten ihm über die Wangen, und gleich darauf fuhr er in der Idylle fort. Von jener Stunde habe ich ihn geliebt." Es ist mir mit dem Dichter Pawloff nicht anders gegangen. . . .

Auch noch aus einem andern Zuge ließe sich schließen, daß Pawloff die Höhen eines philosophisch geläuterten Pessimismus nicht erklommen. Er begnügt sich nicht, das Schlechte zu beklagen und zu bekämpfen, er verachtet es auch. Sonst ist er sehr gerecht — von göttlicher Gerechtigkeit, würde ich sagen, wenn dies nicht ein bedenkliches Compliment wäre — dem Schlechten gegenüber vergißt er sich aber zuweilen. Das hätte Pawloff billig jenen biederen Erzählern überlassen sollen, welche der weißen Tugend den Tisch decken, nachdem sie dem schwarzen Laster das genügende Vomitivum in den Leib hineinpractizirt. Pawloff hätte wissen sollen, daß das Unglück auf Erden die Quelle aller Schlechtigkeit ist. Ein glücklicher Mensch kann leicht gut sein. Das ist das Schlimmste an den Pfeilen des Unglücks, daß sie das Herz nicht blos durchbohren, sondern auch vergiften. . . .

Vielleicht wird, wer Pawloff kennt, diese meine leise

Rüge unbegreiflich finden und erstaunt ausrufen: „Im Gegentheil! Pawloff's Böſewichte ſind viel zu licht gemalt!“ Es ſteckt ein Korn Wahrheit darin, gleichwol thue ich Pawloff nicht Unrecht. Man erlaube, dies auszuführen, weil es auf die ſtärkſte Seite dieſes dämoniſchen Talents hinführt. Teufel oder Engel hat Pawloff nicht gemalt, weil es ſolche auf Erden nicht gibt: derlei Geſchöpfe in Menſchengeſtalt zu entdecken, iſt ein Vorrecht engliſcher und deutſcher Gouvernanten, und das auch nur, wenn ſie ältlich ſind und Romane ſchreiben. Tugendhafte Menſchen hat Pawloff überhaupt nie gemalt, auch ſolche nicht, bei denen der Kampf zwiſchen Gut und Böſe mit dem Siege des erſteren Princips endigt. Höchſtens als Nebenfiguren treten ſie vor uns hin und ſind mit Ausnahme einer einzigen Geſtalt — Natalia Stepanowna im «Jatagan» — wenig gelungen. Pawloff's Dämone ſind die Schattenſeiten der Menſchennatur. Aber einen fertigen Böſewicht hat er gleichfalls nie gezeichnet, ſondern ſtets nur, wie Jemand böſe wird. Er bringt uns nie in ſchlechte Geſellſchaft, da wird Niemand zum Räuber und Mörder oder Fälſcher, das ſind Salonmenſchen und elegante Frauen, die in ganz diſtinguirten Formen ſündigen. Insbeſondere ſehen wir ſehr häufig zu, wie ein ſchönes Weib ſtrauchelt, ſinkt und fällt — es iſt dies ein Lieblingsthema, welches er mit wahrhaft entſetzlicher Geſchicklichkeit variirt. Um ſo peinlicher iſt dann der Contraſt zwiſchen

dem Weiß des Gewandes und der Schwärze des Herzens — ein Contrast, welcher dem Leser das Herz zusammenschnürt — und wol auch dem Dichter! So fließt ein gewisser kalter Hohn, mit dem er mitleidslos den qualvollen Sieg des Bösen über das Gute begleitet, aus edler Quelle. Ungerecht bleibt er deßhalb doch, insbesondere den Frauen gegenüber.

Schon aus dieser Andeutung geht hervor, welche Stoffe Pawloff behandelt. In die Geschichte seines Volkes oder in das Leben der Bürger und Bauern hat er nie gegriffen: jene unsäglich reiche Welt, in welche uns Gogol und Turgenjeff, Pisemski und Danilewski führen, ist ihm mit sieben Siegeln verschlossen. Ort der Handlung ist stets der Moskauer Salon, seine Gestalten sind Russen, die sich bestreben Franzosen zu sein. Was man so gewöhnlich Handlung nennt, findet sich in diesen Novellen nicht; es geschieht äußerlich blutwenig, und das Wenige ist gar nicht seltsam oder auch nur neu. Faßt man dies Alles zusammen: die magere Handlung, den stereotypen Hintergrund und überdies die selbstgewählte Schranke, nur zu schildern, wie man böse wird, so könnte man vermuthen, Pawloff sei ein einförmiger, langweiliger Schriftsteller.

Einförmig? Langweilig? — Er ist einer der interessantesten, die man kennen lernen kann, und selbst der blasirteste Leser wird ihn nicht ohne tiefste Aufregung lesen....

Drei merkwürdige Vorzüge sind es, die dies bewirken.

Er ist arm an äußerer Handlung, das ist wahr, und ich füge sogar hinzu: das Wenige, was er da bietet, ist abgebraucht. Aber an innerer Handlung ist er ein Krösus, bei dem selbst Turgenjeff oder Otto Ludwig eine Anleihe machen könnten. Diese tausend Details der Seelenmalerei, die Fülle lebenswarmer Züge wirken oft verblüffend. Das Allergewöhnlichste wird hier neu, das Tiefgeheimste, was Andere nicht zu beobachten vermocht oder nicht auszusprechen gewagt, wird hier verkündet. Es ist eine Welt, in die wir blicken, just so reich, als die wirkliche Welt, aber noch bunter, weil concentrirt. Da gibt es zum Beispiel eine Novelle von ihm, die an Armuth äußerer Handlung das Schlimmste leistet: zwei Menschen kommen in einem Wirthshause zusammen, sprechen mit einander und sagen sich am nächsten Morgen Adieu. Nichts weiter. Und doch — was geschieht da Alles! Durch alle Himmel der Freude und alle Höllen des Jammers werden wir geschleift, blutige Schlachten sehen wir schlagen, freilich nur im Raume einer Menschenbrust, seelische Katastrophen vollziehen sich, gegen welche ein Erdbeben eine Kleinigkeit ist, und schließlich wird auch eine Veste belagert und erobert; das ist, wie erwähnt, obligat bei Pawloff, und eine Novelle zu schreiben, in welcher nicht mindestens ein Weib von der Höhe der Tugend in die Schande hinabgleitet, scheint für

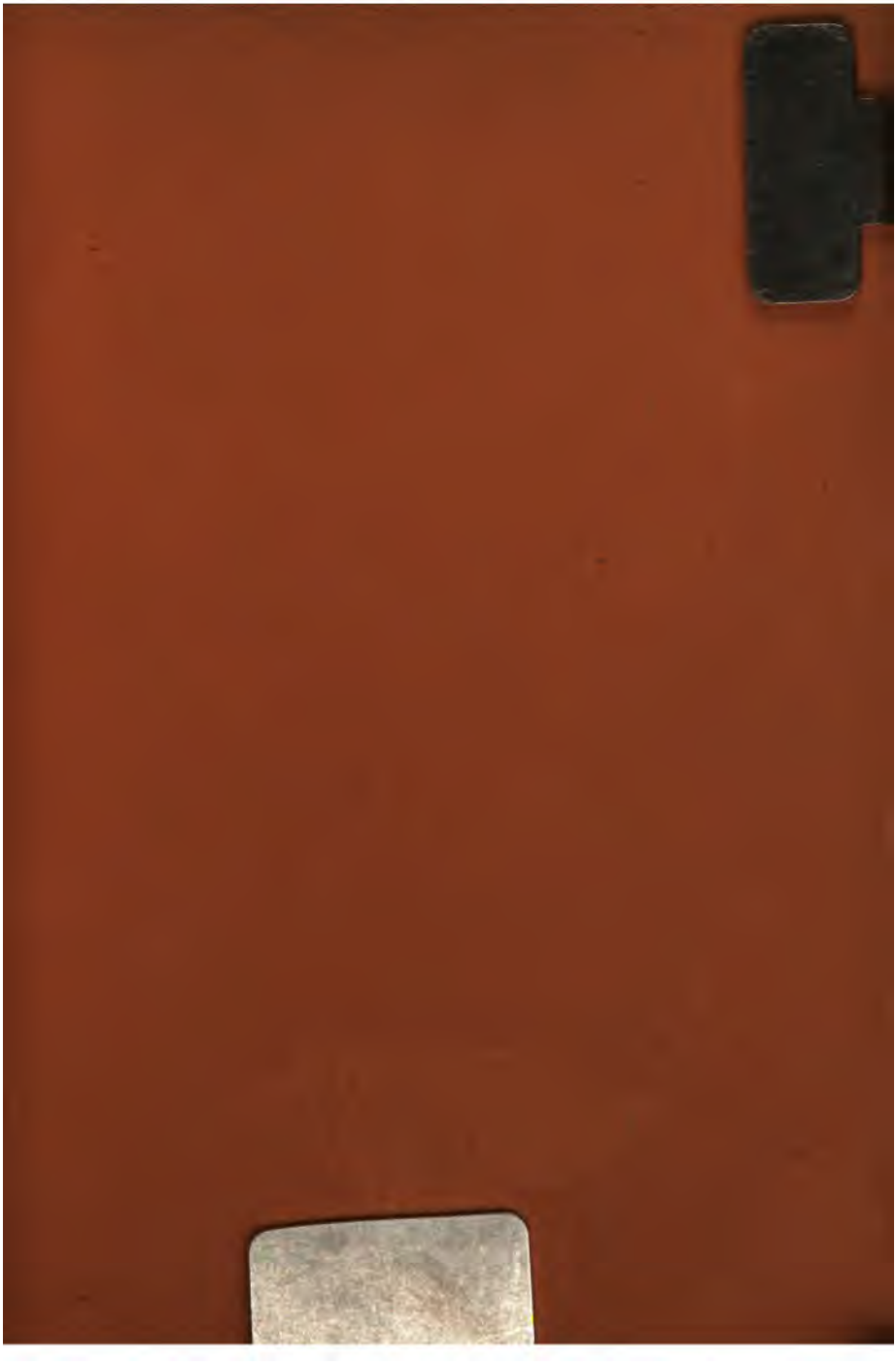
ihn Sache der Unmöglichkeit. Vielleicht, weil es so häufig auf Erden geschieht, vielleicht, weil er sich bewußt war, daß Niemand die Schattenseiten des Frauen-Charakters so grandios darstellen könne, wie er. Es ist eine Meisterhaftigkeit, welche ich mich nicht weiter zu schildern mühe, weil ohnehin ein Wort nicht hinanreicht. Mit Pawloff verglichen ist selbst Schopenhauer ein energischer Freund der Frauen. Nur Einmal hat dieser furchtbare Richter eine edle Frauengestalt meisterhaft gezeichnet — ich habe sie bereits oben genannt. Es ist dies eine Mutter, die für ihr Kind duldet und ringt. Die Mutterliebe ist ein so unsäglich herrliches Gefühl, daß selbst dies durchdringende Auge daran keinen Makel zu entdecken vermocht. Darum meint er auch einmal: „Jedes Weib sollte Mutter werden, denn nur da ist es ihr von der Natur gestattet, edel zu sein."

In der Zeichnung dunkler Frauen-Charaktere hat Pawloff in der gesammten Weltliteratur keinen Rivalen. Aber auch andere Charaktere zeichnet er meisterhaft, oft nur durch wenige Striche; aber sie geben immer den Kern der betreffenden Individualität. Wie er selbst ein schwer faßlicher Charakter war, so zeichnete er mit Vorliebe schwierige psychologische Probleme und — je schwieriger desto besser. Einfache Menschen gelingen ihm kaum, er behandelt sie stiefmütterlich; sie interessiren ihn zu wenig. In einer Gestalt, dem «Millionär», der selbst-

quäleriſch zwiſchen idealiſtiſcher und praktiſcher Lebensanſchauung hin und her ſchwankt, hat er vielleicht das Höchſte geleiſtet, was die Kunſt des Charakteriſirens überhaupt vermag. „Was Sprache hat, kann ihm nicht lügen", ſagt das Märchen. Pawloff's Blick dringt in jene Tiefen der Menſchenbruſt, „wo das Unbewußte in ewiger Nacht mit ſich allein iſt". Von der Manie der Nihiliſten, die edelſten Thaten aus ſchmutzigen Motiven hervorgehen zu laſſen, hält er ſich fern; er zeichnet uns Menſchen, wie wir ſind: aus Koth und Sternen geknetet.

Ein dritter, leuchtender Vorzug iſt ſeine Technik. Sie iſt geradezu über alles Lob erhaben, und dies iſt die einzige Richtung, in der er ſeinen größeren Zeitgenoſſen Turgenjeff überflügelt. Wer Novellen ſchreibt, ſollte Pawloff andächtig leſen und wieder leſen und nie weit weglegen. Insbeſondere ſind die P. T. Herren Dilettanten und Dilettantinnen, die ältlichen Gouvernanten mit eingerechnet, eingeladen, ſich bei Pawloff zu erkundigen, was eine Novelle iſt. Er exponirt klar und breit, die Kataſtrophe iſt trefflich motivirt, aber ſtets nur in wenigen Strichen angedeutet. Das ſchöne Epigramm von der Meiſterhaftigkeit des Styls, die ſich im Verſchweigen zeigt, hat keine beſſere Illuſtration, als dieſe ſechs Novellen.

Damit ſind die Andeutungen erſchöpft, welche ich über dieſen merkwürdigen Menſchen und Dichter geben wollte. Zum Schluſſe habe ich nur Einen Wunſch: Möge

ſich bald ein Berufener finden, der fortſetzt, was Wolfſohn begonnen, und unſerem Publikum die Novellen Pawloff's in guter Ueberſetzung bietet. Wir Deutſchen überſetzen und leſen den erbärmlichſten Schund, der im Auslande erſcheint; warum nicht auch einmal einen genialen, künſtleriſchen, merkwürdigen Erzähler, wenn auch nur — der Abwechslung wegen?

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.